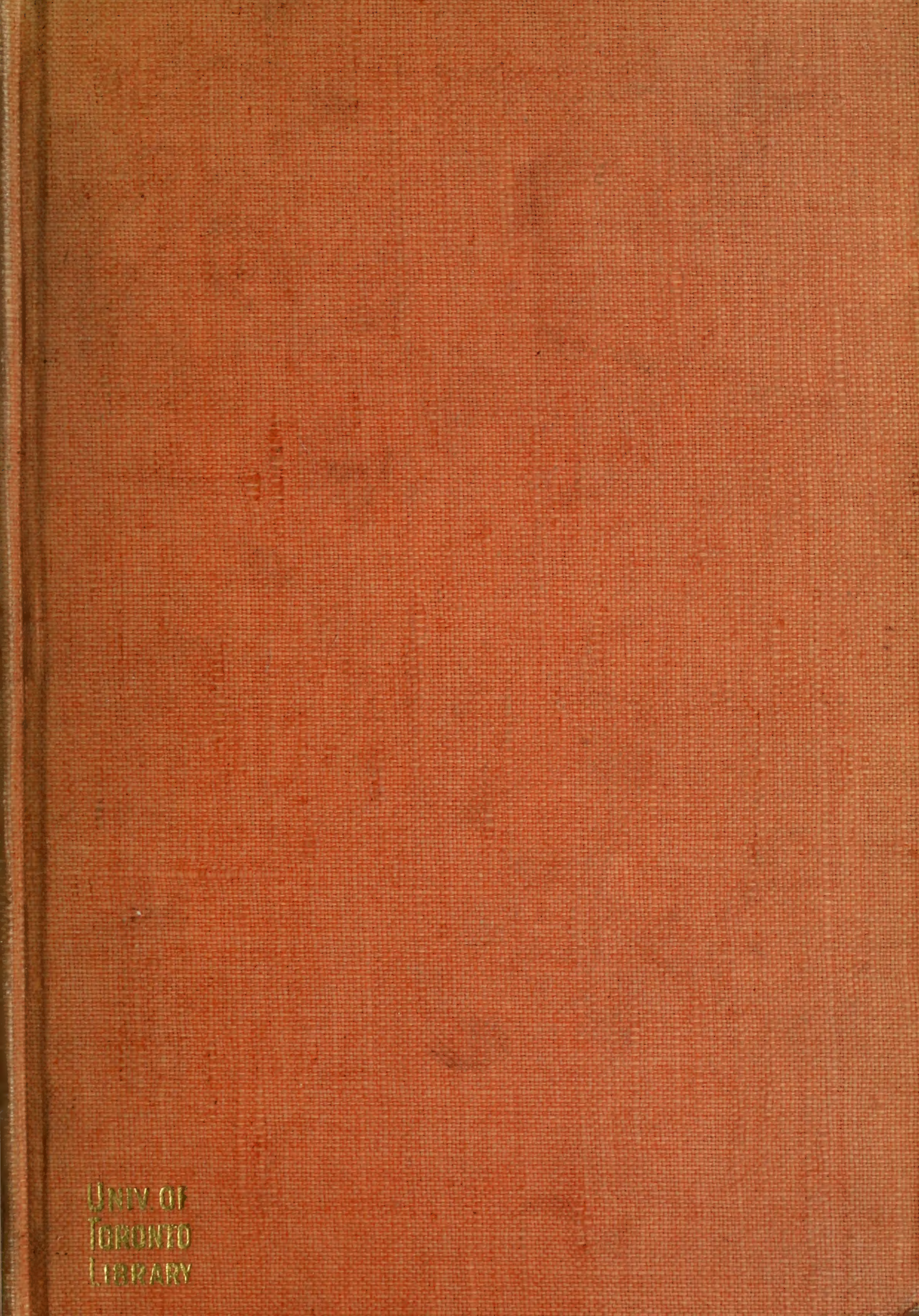
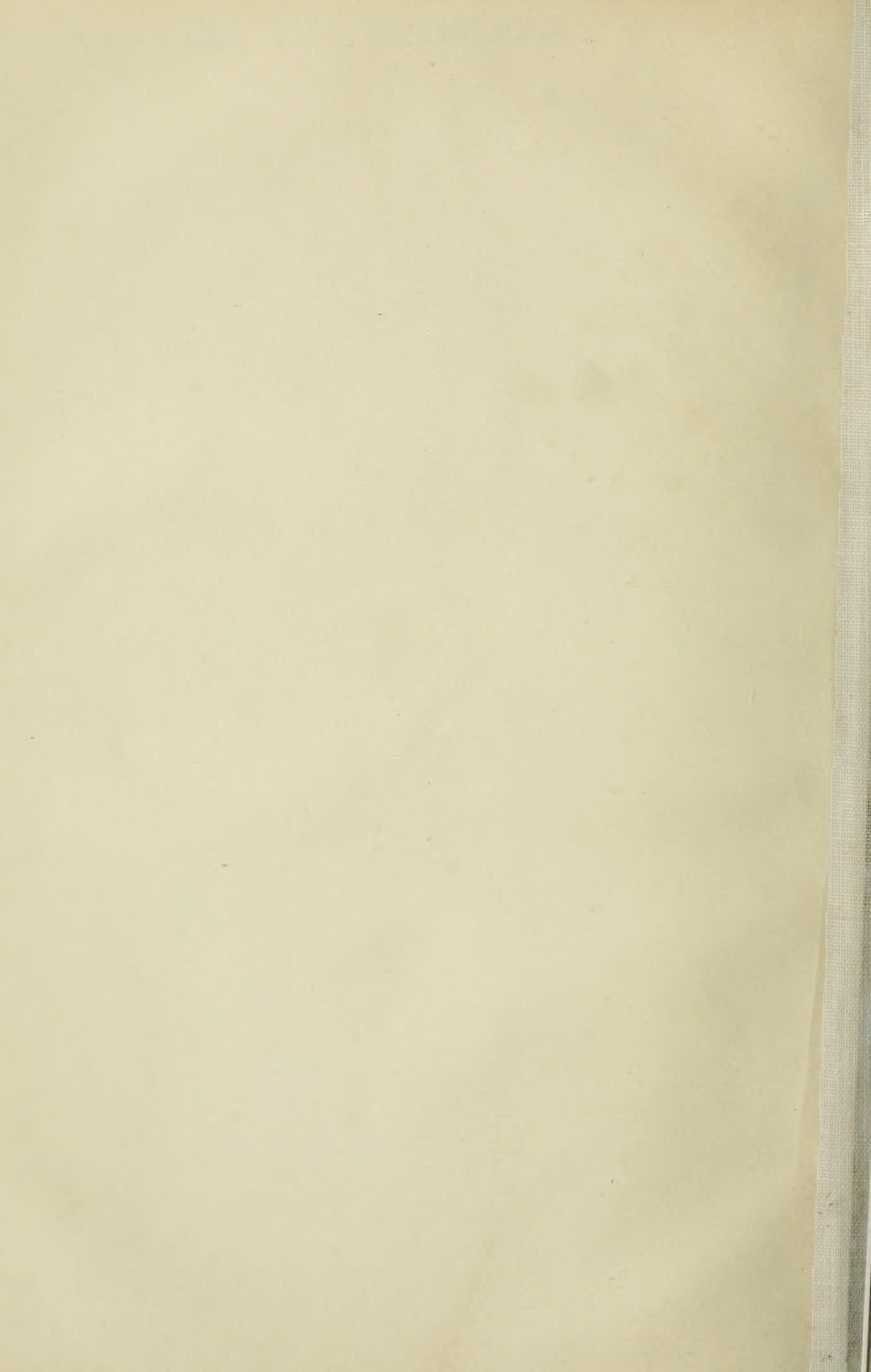
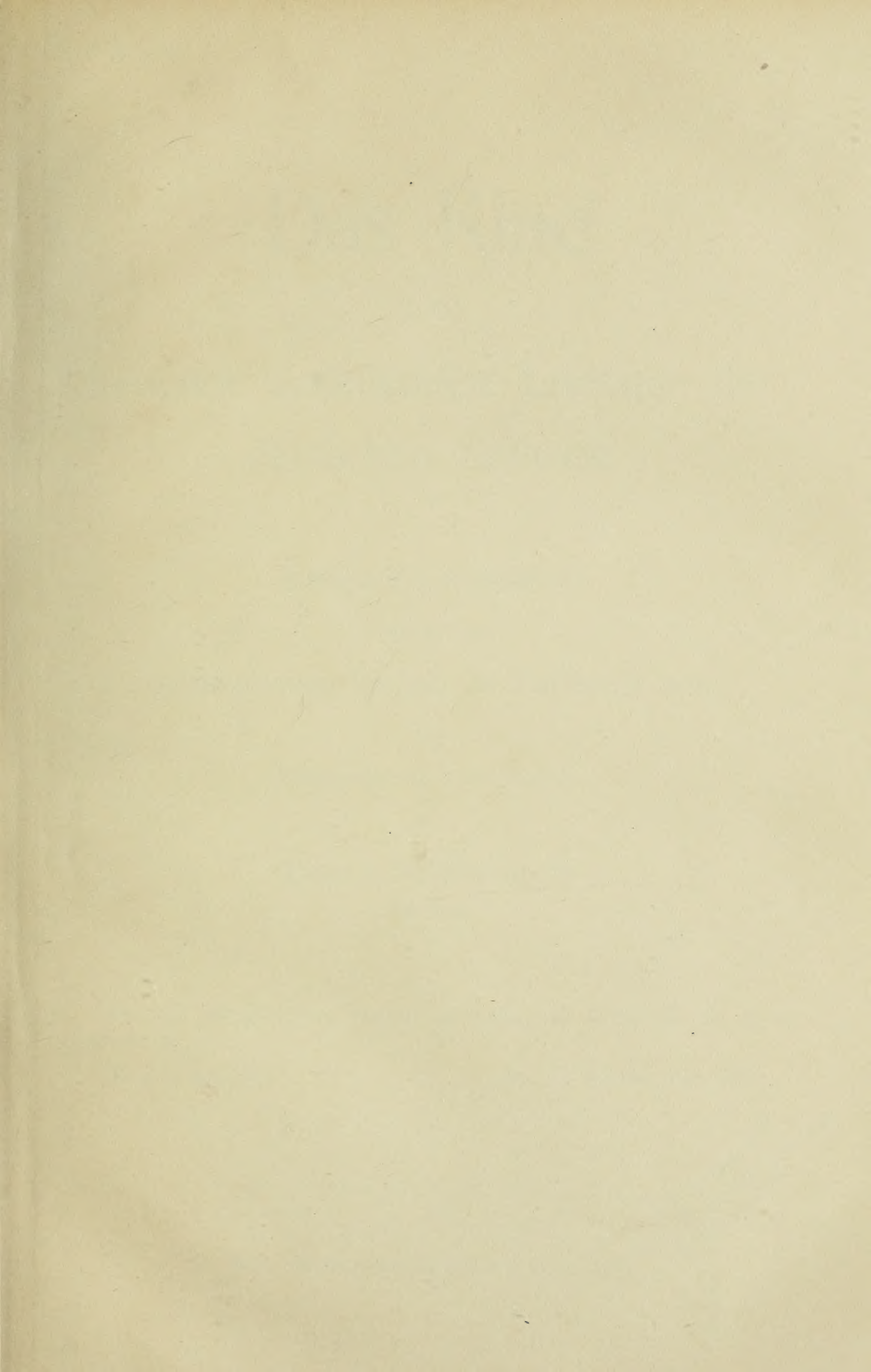
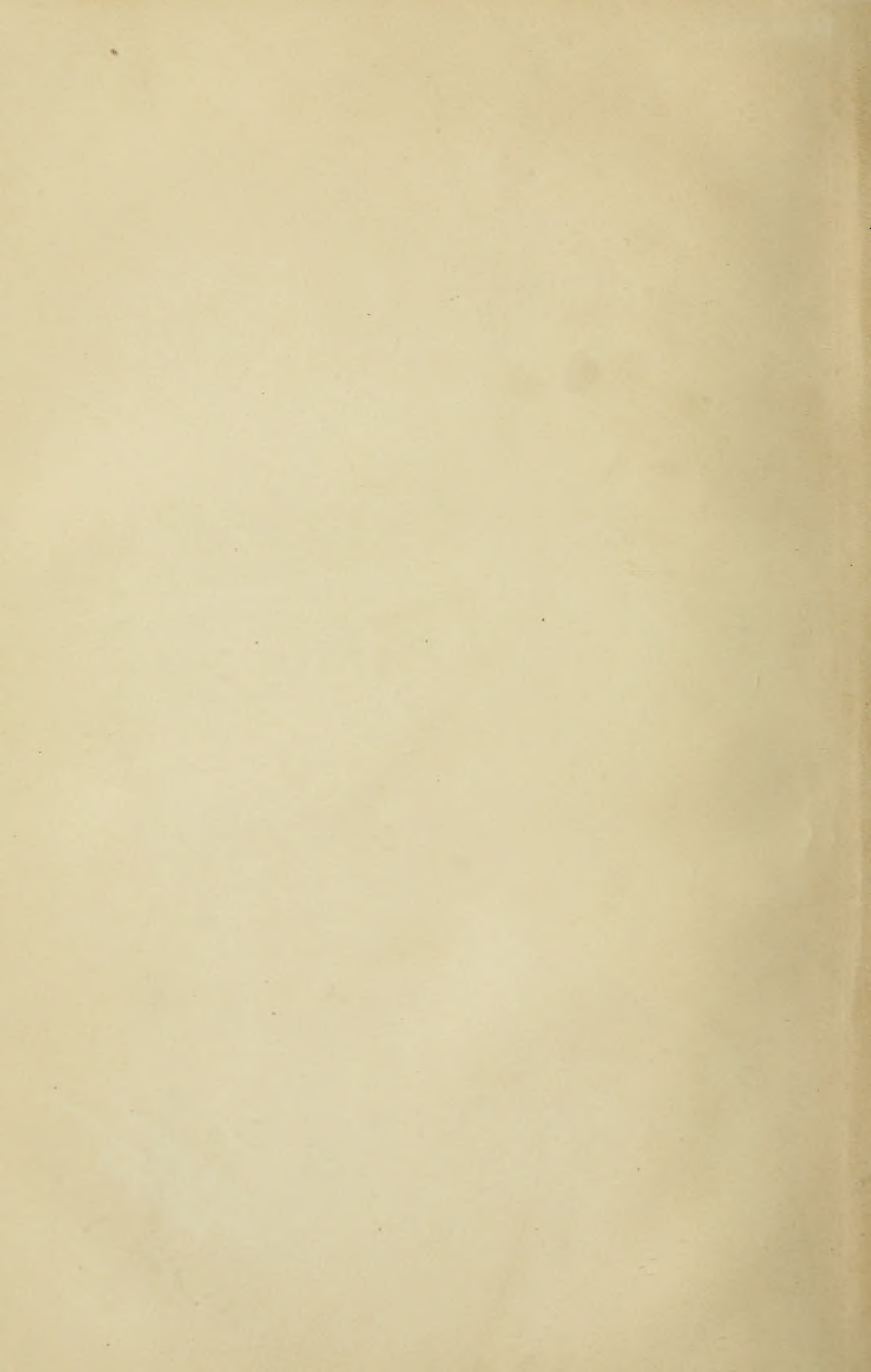


UNIV OF
TORONTO
LIBRARY









Das Kind

in der

neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz

Inaugural-Dissertation

vorgelegt der

philosophischen Fakultät der Universität Bern

zur

Erlangung der Doktorwürde

von

Blanca Röthlisberger

von Trub

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag des Herrn Prof. Dr. *Maync* angenommen.

Bern, 1. Juni 1918. Prof. Dr. **Kohlschütter**, Dekan.

Bern / Buchdruckerei Büchler & Co. / 1919

Vorwort.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Harry Maync, unter dessen Anleitung ich die vorliegende Arbeit geschrieben habe, meinen herzlichen Dank auszusprechen. Nicht nur durfte ich meine Aufmerksamkeit einem selbstgewählten Gegenstand zuwenden, der mir Gelegenheit gab, tiefer in das heimische Schrifttum einzudringen, sondern ich fand auch in meinem hochverehrten Lehrer bei aller Bewegungsfreiheit jederzeit einen hilfsbereiten Berater. Für beides bleibe ich ihm sehr verbunden.

Ebenso danke ich Herrn Professor Dr. Singer für sein wohlwollendes Interesse und für seine kritischen Winke.

Bern, im Dezember 1918.

Blanca Röthlisberger.

Diese Arbeit erscheint zugleich als Heft 21 von *„Sprache und Dichtung* Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, herausgegeben von Harry Maync und S. Singer" (Verlag von A. Francke in Bern).

Meinem lieben Vater

Inhaltsverzeichnis.

Keller.

Meyer.

Einleitung.

Die vorliegende Untersuchung über das Kind in der deutschschweizerischen Literatur des 19. Jahrhunderts soll die Bedeutung hervorheben, welche die Darstellung des Kindes in den hervorragenderen epischen Dichtungen der deutschen Schweiz im 19. Jahrhundert einnimmt. Diese Untersuchung beginnt bei Heinrich Pestalozzi und schreitet über Heinrich Zschokke zu Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer fort.

Das Schwergewicht der Arbeit ruht naturgemäss auf Jeremias Gotthelf. Er bietet weitaus die meisten Kindergestalten, was sich schon aus seinem seelsorgerischen Beruf erklären lässt. Ausserdem verknüpft er die Kinderdarstellung aufs engste mit seinen übrigen Romanfiguren, um nicht nur eine sorgfältige Charakteristik der Kinder, sondern durch sie auch die Charakteristik weiterer Personen, vorab der Eltern, zu stützen und auszubauen. Die Behandlung der mannigfaltigsten Probleme der Erziehung geht nebenher, so dass es von grossem Interesse ist, aus dem Gewebe seiner Dichtungen die einzelnen Fragen zu lösen, ihre Verschlingungen und Verknüpfungen mit andern Fragen zu verfolgen und ihre Bedeutung für die Beschaffenheit, Farbe und Musterung des Gewebes festzustellen. Nach Gotthelf hat Kellers Schaffen wegen seiner feinfühligen Psychologie für das zu behandelnde Thema am meisten Wert. Auch Pestalozzi bietet mit seinem Volksroman Lienhard und Gertrud reichen Stoff zur Untersuchung. Meyer steht abseits von der angeführten Dichtergruppe, da er nur spärliche Darstellungen aus dem Kinderleben gibt und zwar in der ihm eigenen künstlerisch ausgefeilten Sprache, die mit Erfolg bestrebt ist, seine Gedankenschöpfungen von den mehr aus dem vollen Leben gegriffenen Werken der andern Dichter abzusondern. Er wandelt auf gepflegten Parkwegen und trägt kein Verlangen, über die Mauer seiner Besitzung einen Blick auf die saftigen Wiesen und fruchttragenden Äcker der andern zu werfen oder gar seine Schritte aus der freiwilligen Einsamkeit in ihre gesellige Mitte zu lenken.

Die Kinderschilderungen werden von Pestalozzi nach langer Pause wieder in die Literatur der deutschen Schweiz eingeführt, liegen doch bedeutende Schöpfungen dieser Art, wie Hartmann von Aues Armer Heinrich und Niklaus Manuels Barbali Jahrhunderte weit zurück, während auf welschschweizerischem Gebiet Rousseau mit seinem Emile dem Landsmann unmittelbar die Hand reicht und als der Erwecker aller seiner Ideen gelten kann.[1]

---

[1] „Pestalozzis massgebendes literarisches Erlebnis ist das einschneidendste Buch des 18. Jahrhunderts, ist Rousseaus Emile, der hier auf eine verwandte Seele traf." Ad. Frey, a. a. O. S. 60.

Unter den sachkundigen Händen des Erzieherpoeten erlangt die wieder zu Ehren gekommene Kinderdarstellung sogleich ein kräftiges Wachstum und entfaltet sich rasch und sicher in der gesunden Pflege Gotthelfs weiter. Sie beginnt, der Tendenz, unter deren Obhut sie ihren ersten Gang in die Literatur gewagt hat, zu entwachsen und sich nicht mehr als Zögling unter, sondern als selbständiges Wesen neben ihre Lehrmeisterin zu stellen. Trotz aller schuldigen Achtung vor der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Tendenz fängt die Kinderdarstellung an, zuweilen eigene Wege zu gehen und Ziele zu verfolgen, die nicht dem Nutzen, sondern der Freude und dem Genuss geweiht sind. Auf dieser Entwicklungsstufe steht sie bei Keller, der ihr Fülle und reife Schönheit verleiht. Unter Meyers Obhut entwickelt sie sich nicht weiter; dagegen findet sie bei den neueren Dichtern die freudige Aufnahme und Verwendung, die ihrem Werte entspricht. Die Grenze dieser Arbeit kann jedoch nicht über Meyer ausgedehnt werden, was seinen Grund in der Stoffülle hat, die eine Beschränkung des Themas zur Notwendigkeit macht.

Die Behandlung der einzelnen Dichter leitet sich selbst aus der Art ihrer Schöpfungen ab. So wird die vereinzelt gebliebene Erzählung Pestalozzis eine verhältnismässig breitere und umfangreichere Besprechung erfordern als die zahlreichen Werke seiner Nachfolger. Der überquellende Reichtum Gotthelfs verlangt die Ausscheidung des Unwesentlichen unter Opferung mancher feinen Einzelheit. Das Keller-Kapitel zerfällt von selbst in eine Analyse des Grünen Heinrich und der darin enthaltenen Probleme und in eine solche der poetischen Schilderungen in den übrigen Werken. Der Abschnitt über Meyer verdankt seine Knappheit der sparsamen Verwendung der Kinder, die sich in einigen wenigen Gruppen unterbringen lassen.

Was die genaue Abgrenzung des Kindesalters nach oben betrifft, so lässt sich keine solche geben. Sie muss von Fall zu Fall, je nach der geistigen Reife der Kinder, ihren Erfahrungen, ihrem Geschlecht, ihrer Umwelt und ihrer Zeit gesteckt werden. Ein Kind aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.[1] wird z. B. den Kinderschuhen viel rascher entwachsen als ein sorgloses Dorfkind, und wiederum streift ein Knabe schneller als ein Mädchen das kindliche Wesen ab. Der grüne Heinrich ist nach der Ausweisung aus der Schule kein Kind mehr, die gleichaltrige Anna dagegen immer noch. Die Kinder Kellers sind früher reif als die Gotthelfschen, die sich teilweise bis zur Konfirmation durchaus kindlich gebärden, und doch immer noch kindlicher als diejenigen Zschokkes. Es ist daher eine gewisse Willkür in der Ausscheidung der jungen Menschen aus der Gemeinschaft der Kinder nicht zu vermeiden, und nur die glücklichsten unter ihnen verlassen erst mit etwa sechzehn Jahren das gelobte Land der Kindheit.

---

[1] Julian Boufflers im Leiden eines Knaben.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Als Auftakt zur Entwicklungsreihe der Kindergestaltung in der erzählenden deutschschweizerischen Literatur des 19. Jahrhunderts bietet sich in ungezwungener Weise Johann Heinrich Pestalozzis Lienhard und Gertrud, obschon das Werk noch dem ausgehenden 18. Jahrhundert angehört. Pestalozzi, welcher der Kindererziehung neue Wege wies und ihr sein ganzes Leben widmete, hat dem Kinde auch in seinem dichterischen Schaffen einen grossen Platz eingeräumt, und es ist nur recht und billig, dass eine Arbeit, die sich ausschliesslich mit Kindern beschäftigt, auf eben den Mann zurückgeht, dessen Werke dem „Jahrhundert des Kindes“ voranleuchten.

Lienhard und Gertrud ist im Jahrzehnt von 1780—1790 entstanden. 1781 erschien sein erster und von 1787—1792 sein vierter und letzter Teil samt einer Umarbeitung des Ganzen.[1] Dieser Volkserziehungsroman schildert den Entwicklungsgang des Dorfes Bonnal von dem Zeitpunkt an, da ein neuer, tatkräftiger Landvogt, Arner, nach der Entfernung seines verbrecherischen Untervogts, Hummel, der zugleich dessen Helfershelfer unschädlich macht, die Geschicke Bonnals selbst an die Hand nimmt. In der einzigen musterhaften Hausfrau und Mutter des Dorfes, Gertrud, gewinnt er Führerin und Vorbild für die gesamte weibliche Bevölkerung. Die Leitung der männlichen Dorfbewohner und der Schule vertraut er der jungen Kraft des Schulmeisters Glülphi an, eines ehemaligen Leutnants. Die schlimmen Verhältnisse des Dorfes wandeln sich dank der aufopfernden Arbeit dieser drei Vorkämpfer in gesunde Lebensbedingungen, und das blühende Gemeinwesen rechtfertigt das angewandte System glänzend gegen reaktionäre Umtriebe politischer Neider Arners. Das ist in wenigen Worten das Gerüst des umfangreichen Buches, das durchaus den Eindruck einer zeitlosen oder doch ihrer Zeit weit voraus geeilten Schöpfung macht. Wer denkt z. B. bei den lebenatmenden Kinderszenen, dass erst 25 Jahre verflossen sind, seitdem Lessing seine unmögliche Arabella, erst 12 Jahre, seitdem Gerstenberg die unkindlichen Gestalten der Knaben Ugolinos schuf. Auch von den fein beobachteten und in gepflegter Sprache wiedergegebenen Kindheits-

[1] Vgl. Natorp, a. a. O. S. 127. — Die hier benutzte Ausgabe, Trogen 1831, geht auf die ursprüngliche, vollständige und beste Ausgabe zurück (deren Verlag ungenannt ist) und trägt unter dem Vorwort zu Teil I und III die Jahrzahlen 1781 und 1785; die beiden andern Vorworte stehen ohne Datum.

kapiteln aus Goethes etwa gleichzeitiger Theatralischer Sendung führt kein Weg zu den daneben primitiv wirkenden Landkindern des Schweizers.

Ist Pestalozzis Werk nach Form und Inhalt durchaus eigenartig, so hat der Verfasser doch der allgemeinen Empfindsamkeit seiner Zeit einen beträchtlichen Tribut gezollt. Diese allein drückt denn auch neben der Rousseauschen Naturfreude dem an sich zeitlosen Werk den Stempel seiner Entstehungsjahre auf. Gerade bei den Kindern kommt das Empfindsame deutlich zum Ausdruck. Denn ist man durch Werthers Beispiel vorbereitet und daher nicht erstaunt, wenn Lienhard, Gertrud, der Pfarrer, Arner und seine Frau und selbst Glülphi bei jeder Gelegenheit Tränen vergiessen, so wirken dagegen die empfindsamen Kinder heutzutage ganz unwahr und erwecken auf keinen Fall mehr die vom Verfasser beabsichtigten Gefühle. Als Beispiel diene die Eingangsszene des Buches, wo Gertrud mit ihren Kindern umsonst auf den Vater harrt. „Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heimkam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus einem Munde, du weinest! und drängten sich enger an ihren Schoss. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Gebärde. Banges Schluchzen, tiefes niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verriet ein bisher ihm fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und Angst, sein starres Auge, das zum erstenmal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte, alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Türe öffnete."[1]

Wie viel wahrer und ergreifender wirkt der wortlose Schmerz von Durslis Famile in einer ganz ähnlichen Lage, und doch hat Gotthelf in seinem Dursli der Branntweinsäufer die Tränen von Weib und Kind sonst auch nicht gespart. Ein weiteres Beispiel eines empfindsam unnatürlichen Kindes bei Pestalozzi ist das mit 10 Jahren verstorbene Söhnlein des Untervogts Hummel, das viel bei der Bibel sitzt und betet und des nachts schlaflos liegt und über den Lebenswandel seines Vaters jammert. Selbst der kernige kleine Karl Arner bleibt nicht unberührt von diesem allgemeinen Zeitübel. Dass Pestalozzi selbst nicht von Empfindsamkeit frei war und in solcher Stimmung besonders weichmütig auf unschuldige Kinder blickte, beweist eine Briefstellle vom September 1769 an seine Braut: „Mein Kind, der

[1] Lienhard und Gertrud I, 2 f.

heutige Tag ist heiter und auch meine Seele. Ich sah unschuldsvolle schöne Kinder. Eins nahm ich von den andern weg auf meinen Schoss. Ach, dass du da gewesen wärest, ich hätte es dir auf deinen Schoss gegeben! Es war das schönste Kind im Dorfe. Wir hätten es beide geküsst und dann voller Hoffnung, Wünsche und Freude uns selbst".[1]

Lienhard und Gertrud verdankt seine Entstehung einem traurigen Umstand, dem Zusammenbruch von Pestalozzis Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof bei Birr, zu deren Gründug er im Jahr 1774 geschritten war. Es handelte sich damals darum, arme, verwahrloste Taglöhnerskinder, Spinnerkinder und solche von Verbrechern oder Landstreichern dem Elend zu entreissen und in ärmlichen, aber gesunden und vor allem sittlich einwandfreien Verhältnissen zu erziehen. Die Anstalt sollte sich durch die Arbeit ihrer Insassen, Spinnen, Haus- und Garten- oder Feldarbeit erhalten und daher nur Unterstützungen nötig haben, um über die unvermeidlichen Anfangsschwierigkeiten hinwegzukommen. Aber Pestalozzi erwies sich als unpraktischer Wirtschafter, als unvorbereitet für die gewerbliche Seite seiner Aufgabe, und so hielt sich die Anstalt nur bis zum Herbst 1780; dann musste Pestalozzi seine Zöglinge entlassen, nunmehr ebenso arm wie sie.

Die Einsicht in das viele ungestillte Elend der kleinen Industriedörfer und die eigene finanzielle Ohnmacht, welche eine tatkräftige Hilfe auf lange hinaus unmöglich machte, standen in schreiendem Gegensatz zum Helferwillen Pestalozzis, der ungebrochen in ihm weiterdrängte. Aufgemuntert durch seinen Freund Iselin aus Basel und durch Kaspar Fuessli aus Zürich, welche Proben seiner Begabung gesehen hatten, entschloss er sich zur Abfassung eines Volksbuches, eben Lienhard und Gertrud, und in dieses strömte die frei gewordene Fülle seiner Erfahrungen, Beobachtungen und Vorschläge.

Es ist nun nicht verwunderlich, dass der im Zerfall der Armenanstalt liegende Anstoss zur Entstehung von Lienhard und Gertrud zugleich der Grund ist für die grosse Rolle, welche die Kinder in diesem Buche spielen. Es lassen sich leicht einige die Kinderdarstellung beeinflussende Beziehungen vom Anstaltsbetrieb zum Buch verfolgen. Da ist einmal die Heimarbeit der Kinder zu nennen. Welch einen traurigen Eindruck macht im Zeitalter der Fürsorgebestrebungen das Wort Kinderheimarbeit, obschon sich diese kaum aus der Welt schaffen lassen wird. Befremdet schaut man daher in Gertruds Stube, wo die Kinder den lieben langen Tag beisammen sitzen und spinnen, und man glaubt nicht ohne weiteres an ihre Fröhlichkeit, ihre Gesundheit und ihr blühendes Aussehen. Da ist es tröstlich, in der

[1] Heubaum, a. a. O. S. 49.

Bitte an Menschenfreunde (1775) lesen zu können: „Es ist eine Erfahrungssache, dass Kinder vom niedergeschlagensten Mute, die in ihrem Müssiggang und Bettel entkräftet und bloss, ohne Gesundheit waren, bei ihnen nicht gewöhnter, beständig anhaltender Arbeit dennoch sehr bald zu einer frohen Heiterkeit ihres Gemüts und zu einem einsmaligen frappierenden gesunden Wuchs gelangt, durch blosse Veränderung ihrer Lage und Entfernung von den Ursachen und Reizen ihrer Leidenschaften.“ [1] Ein andermal spricht Pestalozzi von der seine Erwartung selbst übertreffenden Heiterkeit und dem frohen Mut der Kinder bei anhaltender Arbeit.

Zum Beweis dafür, dass Heimarbeit den Kindern bei Gewöhnung an Ordnung und regelmässiges Leben nicht schädlich ist, lässt er Hübelruedis Kinder, welche unter Gertruds Anleitung und Obhut genommen werden, nach Verlauf von vier Wochen so gut aussehen, dass sie Arner nicht wiedererkennt, während sie vorher „gelb, krumm und schwarz wie Zigeuner“ waren. Die geregelte Arbeit, welche in Gertruds Stube so schöne Früchte zeitigt, wird von da in die Schulstube und weiter in die Haushaltungen des Dorfes verpflanzt. Wer von den arbeitenden Kindern in der dazu vorgesehenen Zeit eine festgesetzte Summe erspart, erhält von Arner einen zehentfreien Acker. Auch diese Massnahme stützt sich auf Anstaltserfahrungen Pestalozzis, indem er Berechnungen über die Erwerbskraft verschiedenaltriger Kinder vorgenommen und die Notwendigkeit landwirtschaftlicher Nebenarbeit der Industriebevölkerung zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse als für ihr Auskommen und ihre Gesundheit notwendig erkannt hatte.[2]

Die von Pestalozzi gesammelten Erfahrungen in Bezug auf das notwendigste sittliche Rüstzeug für arme Landkinder spiegeln sich ebenfalls im Roman. „Beruhigender Glaube an Gott ist in meinen Augen die Basis der Sittlichkeit des Volkes“, heisst es im Bruchstück aus der Geschichte der niedrigsten Menschheit.[3] Religion als Grundlage sittlicher Kraft herrscht in Lienhards Haushaltung und schafft den grossen Gegensatz zu den Haushaltungen des Untervogts oder der Frömmler wie Marx und Kriecher.

Weitere Wechselwirkungen lassen sich zwischen dem Neuhof und dem Dorfe Bonnal nicht belegen. Die Charakteristiken von Pestalozzis Zöglingen in den Rechenschaftsberichten sind viel zu kurz und bündig, als dass darin Modelle zu Kindergestalten erkennbar würden. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, dass er seine Zöglinge im Roman zum Teil dargestellt hat; anekdotenhafte Begebenheiten und treffende, dem Leben abgelauschte Beobachtungen lassen das ver-

[1] Vgl. Seyffarth, a. a. O. III, 243.
[2] Ebenda, a. a. O. III; 252 f.
[3] Ebenda, a. a. O., 276 f.

muten. Auch dürfte seine Geschicklichkeit, in ein paar Zügen elende. verwahrloste, missratene Kinder zu zeichnen, nur zu sehr auf regelmässig wiederkehrenden traurigen Feststellungen dieser Art auf dem Neuhof fussen.

Die Kinderszenen finden sich über Pestalozzis ganzes Buch verstreut; sie tauchen überall auf, wo es sich um die eigentliche Dorfgeschichte handelt. Bei den Umtrieben des Untervogts Hummel und seiner Helfershelfer, der Lebensbeschreibung dieses Missetäters, der missglückten Hofintrige und bei den lehrhaften Auslassungen, die fast den ganzen vierten Teil ausmachen, haben sie dagegen nur wenig Platz. Sie nehmen ihren Anfang im kleinsten Familienkreise, in Lienhards Haus. Von diesem für die Hebung des ganzen Dorfes massgebenden Mittelpunkt strahlen sie aus, indem Lienhards Familienglieder mit den verschiedenen Haushaltungen und ihren Kindern in Berührung treten, bis sie das ganze Dorf umfassen. Es entstehen also zuerst lauter Einzelszenen, einmal in Lienhards Familie, dann bei ihrem Nachbar Hüebelruedi, dann bei den Taglöhnern, welche Lienhards Arbeiter am Kirchenbau werden, und schliesslich bei den armen Leuten, deren Kindern die Kleinen Lienhards ihr Abendbrot austeilen dürfen. Erst nachdem auf diese Weise schon eine ansehnliche Anzahl Kinder dem Leser vertraut geworden sind, wird die ganze Dorfjugend aufgeboten und in reizenden Bildern ihr Tun und Treiben dargestellt, wobei die schon bekannten Kinder gleichsam als Chorführer wirken.

Pestalozzis Liebe gehört allen Kindern und allen Altersstufen. Ohne nähere Angaben zu machen, schildert er sie so, dass man immer ungefähr aus ihren Spielen, Anschauungen und Handlungen ihr Alter ableiten kann. Mit besonderer Herzlichkeit und Natürlichkeit beschreibt er die ganz Kleinen, ja, die naive Unbekümmertheit, mit der er sogar Lautmalereien aus der Kinderstube poetisch verwertet, dürfte einzig dastehen.

Die Lebendigkeit der Kinderszenen rührt vielfach daher, dass das Buch zu einem guten Teil in Gesprächsform verfasst ist. Dieser stete Wechsel von Erzählung und Dialog ist ein technischer Nachteil des Romans. Die Kinderszenen gewinnen aber dadurch meist an Anschaulichkeit. Nur entgeht Pestalozzi, wo er den Dialog anwendet, auf die Dauer nicht einer gewissen Eintönigkeit, weil er die Szenen hinwirft, wie sie ihm der Augenblick eingibt, und daher nicht genügend auf die Charakterisierung der Kinder durch die einem jeden eigentümliche Sprache achtet. Viel gründlicher gelingt die Charakteristik in den erzählenden Stellen, die daher die notwendige und erwünschte Ergänzung zu den dramatischen bilden.

Eine reiche Folge von Steigerungen steht Pestalozzi für die Beschreibung des mannigfaltigen Kinderelendes zur Verfügung. Hier

herrscht reine Tendenz; vor dem unwissenden und leichtlebigen Leserkreis der obern Klassen deckt er, damit dieser helfe, schonungslos die Verkommenheit der armen Leute auf. Diese dagegen sollen sich selber im Spiegel schauen und erkennen lernen, wie oft ihr Elend auf Selbstverschuldung beruhe. Daher wird jede Art von schlimmen Eigenschaften an Eltern und Kindern krass gemalt. Verwahrlosung, Diebstahl, Lüge, Schuldenmachen, körperliche Schwäche der Kinder werden von der Erziehung durch die Eltern abgeleitet, deren Generation in der Jugend auch schon so erschreckend vernachlässigt wurde. Es fehlt eben überall an der sittlichen Grundlage, und wo man einen gefestigten Hausgeist erwarten sollte, wie z. B. bei der frommen Kienastin oder den beiden nach aussen so gottselig scheinenden Kriecher und Marx, da erweist sich auf der einen Seite vor lauter Wortglauben das Unvermögen, in den Sinn der Religion einzudringen und danach die Kinder zu erziehen, und auf der andern Seite eine nach aussen grenzenlose Heuchelei der Väter, verbunden mit trauriger Misshandlung der Kinder. Die Mißstände werden infolge der Tendenz in den schwärzesten Farben gemalt, wie denn Pestalozzi überhaupt keine Zwischenstufen zwischen gut und böse zu kennen scheint. Seine Gestalten sind entweder ganz gut oder grundschlecht; die Schlechten, welche in sich gehen, springen unvermittelt ins Lager der Guten über, wo sie sich entweder zu halten vermögen oder wieder rückfällig werden. Eine Entwicklung oder einen Zustand der Halbheit gibt es da nicht.

Daher steht auch das Gegenbeispiel zu all den zerrütteten Haushaltungen, Lienhards und Gertruds Heim, im Blendlicht der Tendenz leuchtend und schattenfrei da. Den Beweis, dass Fleiss, Arbeit, Ordnungssinn und ohne Wanken durchgehaltene Genügsamkeit wirklich eine arme Haushaltung zu einer solchen Musterwirtschaft zu machen vermögen, erbringt Gertrud im Buche selber, indem sie das Hauswesen des Hübelruedi aus der Verwahrlosung herausreisst und seine Kinder in ein paar Wochen so umwandelt, dass sie sich von ihren eigenen kaum mehr unterscheiden. Getreu Pestalozzis Grundsätzen, ist die Religion der Grundstein von Lienhards Haus, ja manchmal wird sie nur zu sehr hervorgekehrt, und die Tendenz ist auch hier das bestimmende Merkmal.

Bei der Beurteilung Gertruds darf man die Tendenz überhaupt nicht aus den Augen verlieren, weil man gegen diese wackere Frau sonst leicht ungerecht wird. Denn ihre fortgesetzten Ermahnungen an die Kinder, ihre grosse Strenge, ihre Gewohnheit, den Namen Gottes stets im Munde zu führen, und das übergrosse Gewicht, das sie auf die unbedeutenden Unarten legt, die sie ihren Kindern noch nicht auszutreiben vermochte, all dies Übertriebene ist auf Rechnung der Tendenz zu setzen. Trotz des schweren Kampfes, den Gertrud

um das tägliche Brot zu führen hat, möchte man ihr etwas weniger Kämpfergeist und dafür etwas mehr freundliche Biegsamkeit und heiteres Vergessen im Kreise ihrer Kinder wünschen. Man sucht bei ihr umsonst nach einem sorglos lieblichen Bilde, wie es z. B. im Werther die Brot verteilende Lotte bietet. Gertrud steht gleichsam immer gewappnet da, in keinem Augenblick ihrer Selbstbeherrschung und ihrer Grundsätze vergessend, daher ihre erziehende Hand zu jeder Stunde schwer auf den Kindern zu lasten scheint. Bleibt man nicht an der Bewunderung haften, die man fraglos der Mutter schuldet, sondern fasst in den Familienszenen die Kinder schärfer ins Auge, so entdeckt man an ihnen etwas Unkindliches. Die unmittelbare Ursprünglichkeit ist ihnen abgestreift und abermahnt worden; sie tragen gleichsam einen Familienstempel der Wohlerzogenheit.

Der Wochenabschluss bei Gertrud ist für ihre Erziehung bezeichnend. Die Kinder sitzen mit gefalteten Händen um den Tisch, und die Mutter bespricht auf erbauliche Weise mit ihnen die Vorfälle der ganzen Woche. Sie vernehmen, was Vater und Mutter Gutes begegnet ist, geniessen also das volle Vertrauen der Eltern in Familienangelegenheiten. Dann wird das Verhalten eines jeden Kindes besprochen, vorgekommene Fehler noch einmal gerügt. Diese Beichtstunde fördert nur unwesentliche Sünden zutage, die eigentlich als Gedankenballast bis zum Samstag mitgeschleppt werden, da eine ihnen auf dem Fusse folgende Sühne nicht ausgeblieben ist und genügt haben sollte. Ein heisses, den Umständen angepasstes Gebet der Mutter beschliesst die Andachtsstunde.

Während am folgenden Sonntag Vater und Mutter zur Kirche gehen, bleiben die Kinder fromm und still in der Wohnstube beisammen, beten und singen und wiederholen, was sie während der Woche gelernt haben, um es nachher der Mutter aufzusagen. Hier und in der folgenden Szene spielt das Bedürfnis nach einem vollkommenen Muster des Betragens dem Dichter auf Kosten der Wahrscheinlichkeit übel mit. Diese Kinder kennen nicht einmal mehr ein selbstvergessenes Spiel. „Die Kinder der Gertrud nahmen dann ihre Gäste bei der Hand, und heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf allen Seiten der Matte herum, dem Hag nach und rund um die Bäume; aber die Kinder der Gertrud wichen sorgfältiger als die des Ruedi dem Kote im Wege und den Dornen am Hage aus, und trugen Sorge zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe und schnallten ihre Schuhe, wenn sie ihnen losgingen, und wenn des Ruedis Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die Guten sogleich: du verlierest deine Schnalle, dein Strumpfband, oder: du machst dich kotig, du zerreissest die Kleider hier in den Dornen usw. Des Ruedis Kinder aber, welche die ordentlichen Guten liebten, lächelten bei Allem, was diese ihnen sagten, und folgten, wie man

kaum Eltern folgt; denn sie sahen, dass sie alles, was sie ihnen sagten, selber taten, und es weder böse, noch hochmütig meinten. Auf den Schlag sechs Uhr eilten die Kinder der Gertrud unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne untergegangen ist, in ihr Nest eilen." [1]

Ein ganzes Dorf voll solcher vollkommener Gertrudskinder gehört zum Glück ins Reich der Unmöglichkeiten. Diese arge Verzeichnung, die einem Gotthelf z. B. nie unterlaufen könnte, wird durch die Gestalt Heirelis wettgemacht, ein Beweis, dass Pestalozzi die Gabe der Kinderdarstellung im hohen Masse besass und dass nur die Tendenz seinen Blick trübte und seiner Sprache den hausbackenen Tonfall verlieh.

Dieser Heireli, das etwa zehnjährige zweite Söhnchen Lienhards, ist eine sonnige, zufriedene Natur, ein frohmütiges Kerlchen, das dem Dichter sichtlich ans Herz gewachsen ist und sehr wohl sein Urbild auf dem Neuhof gehabt haben könnte. Merkwürdigerweise taucht Heireli erst im dritten Teil des Romans auf, während vorher Jonas seine Stelle als Spassvogel vertritt.

Heireli ist voll lustiger Einfälle, die Pestalozzi mit liebenswürdigem Humor erzählt. Zum Beispiel begibt er sich auch neugierig zum Platz, wo die Ziegen unter die Dorfjugend verteilt werden sollen. Er freundet sich mit einem Tiere an, lässt sein Brot aus dem Sack ragen und schnell verschwinden, wenn die Ziege danach schnappt, bis sie ihn in ihrer Gier umstösst und in einen Ameisenhaufen niedersetzt. Er beginnt sie darauf zu füttern. Das stets hungrige Betheli Marx kommt herzu, und nun teilt Heireli sein Brot unter die beiden. „Er gab allemal den grössern Mundvoll dem Betheli, den andern der Ziege und sagte dann, wenn das Tier den seinigen hatte: Wart jetzt Geisslein, es ist jetzt wieder am Betheli, und dann hernach: Jetzt ist es wieder am Geisslein. . . . . So redeten sie miteinander, während er das Brot teilte, bis auf den letzten Mundvoll, der noch gross war. Diesen sah er an, ob er ihn auch teilen wolle; aber er machte mit dem Kopfe Nein. Er gab also den ganzen Mundvoll dem Betheli und sagte zur Ziege: Du musst jetzt zufrieden sein. Dann stand er auf, führte seine Ziege weiter am Hag hinauf, wo sie Laub fand. Das Betheli aber blieb bei ihrem Mundvoll sitzen und ass." [2] Heireli führt als einziger eine wirklich kindliche Sprache. Er besucht mit andern Gefährten den genesenden Arner, setzt sich auf die Lehne seines Stuhls, streichelt ihm die Wangen und beginnt ein Verhör: „Gelt, du stirbst jetzt nicht mehr?" sagt er. „Du siehst aus wie ein Grossvater. Kannst du jetzt nicht mehr gehen?" [3] So spricht wirklich ein Kind, warme Teilnahme, Neugierde und unbewusste Grausamkeit seiner

[1] Lienhard und Gertrud II, 27.
[2] Ebenda III, 87 f.
[3] Ebenda IV, 173.

nur zu wahren Beobachtungen durcheinandermengend. Seine natürliche Munterkeit macht Heireli im Kreise seiner gesitteten Geschwister geradezu unentbehrlich.

Am lebenswahrsten und frischesten unter allen Kindern ist der kleine Arner geraten. „Meister Karl“ nennt ihn der Dichter oft mit wohlwollendem Spass. Er hat dessen Charakter mit der grössten Freude ausgestaltet. Alle Eigenschaften, die für den künftigen Landvogt von Wert sein müssen, finden sich schon in der Seele des Kindes und werden von seinen Erziehern gefördert und entwickelt. Pestalozzi war Anhänger des aristokratischen Systems; umso erfreulicher mutet die volkstümlich praktische Erziehung des jungen Aristokraten an, die ihn befähigen soll, mit dem Volk und für das Volk zu leben und nicht in unnahbarer Vornehmheit auf der Burg seiner Väter zu sitzen. „Vater“ Arner wird auch der Ehrentitel dieses Vogtes lauten.

Arner ist der beste Erzieher des ganzen Buches. Es ist auffällig, dass Pestalozzi, der immer auf die Mutter als die wahre Erzieherin hinweist und zu diesem Zwecke die Gestalt der Gertrud schafft, unabsichtlich in einem Vater ein noch wertvolleres Vorbild gestaltet. Arner erzieht durch sein Beispiel, seinen Lebenswandel, mit wenig Worten und noch weniger Strafen, aber das kleinste ungehörige Vorkommnis beachtend und zu einer eindringlichen Lehre gestaltend. Ganz im Sinne Arners wirkt auch der Hauslehrer Rollenberger auf den Knaben ein. Über seine Kenntnisse gibt er einem verbildeten Edelfräulein folgenden Aufschluss: „Nun dann. Ich kann Kühe und Ochsen mästen; ich kann zu Acker treiben und ansäen. Ich kann Wassermatten und Kleefelder anlegen; ich verstehe den Wald- und Bergbau. Ich kann mit den Bauern rechnen, wie mit den Herren, und was man mir anvertraut, dem liege ich früh und spät ob.“ [1] Das ist die praktisch vollzogene Rückkehr zur Natur. Schon jetzt weiss Rollenbergers Schüler dank seines guten Unterrichts in landwirtschaftlichen Dingen besser Bescheid als die Dorfbuben, die er als Bauern später zu Untergebenen haben wird. Keiner wird ihn hintergehen können. Pestalozzi erzog sein eigenes Söhnchen im Sinne Rousseaus, indem er es „fast allein im Buche der Natur lesen“ liess.[2]

Karl ist der geborne Anführer der Dorfbuben, unbefangen, beweglich, regsam und als ein gesunder Junge den Trieb zu eigener Betätigung in allen Lagen in sich tragend und daher jeder Rangerhöhung abhold. Alle echt knabenhaften Charakterzüge sind bei ihm scharf ausgebildet. Er verlässt sich vor allem auf seine Sinneseindrücke und so entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht das Geringste, weder zu Hause, noch im Dorfe.

---

[1] Lienhard und Gertrud IV, 7.
[2] Jenny und Rossel a. a. O. II, 29.

Wie Karl Arner und Heireli unter den Buben, so ist Babeli Rickenberger unter den Mädchen Pestalozzis Liebling. So sehr er sonst Beschreibungen der äussern Schönheit der Kinder aus dem Wege geht, hier malt er mit grosser Innigkeit das Aussehen eines zarten Mädchens, das er einem noch nicht ausgewachsenen, blühenden Birnbäumchen vergleicht. Es mag etwa 12—14 Jahre alt sein, hat zarte Haut von frischer Farbe, blaue glänzende Augen und goldene Locken über einer hohen Stirne. Sein Vater ist unter die Gewalt des Untervogts Hummel geraten und hat in der Verzweiflung Selbstmord verübt; er liegt an einer einsamen, wilden Stelle zwischen Felsen begraben. Das Kind hat sein Grab in ein Blumengärtlein verwandelt und bringt oft ganze Nächte in vermeintlichem Zwiegespräch darauf zu. Tagsüber ergibt es sich jedoch diesem visionären Teil seines Doppellebens nicht, sondern da ist es „die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwister, die noch unerzogen sind, und du kannst weit und breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd hat, und unerzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben; du wirst keine finden. — Erst um Mitternacht, wenn alles im Bette liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnrade weg zum Fenster hinaus, über den Holzstoss und wandelt zu des Vaters Grabe. Und wenn das Jahr sich wendet und der Monat des Unglücks da ist, so verbirgt es der Mutter den Kalender, damit sie den Jammertag nicht bemerke, und treibt diese Woche alle mögliche Arbeit zusammen, damit sie nicht Zeit habe zu staunen und zu denken. Aber es selber vergisst ihn nie, und würde es donnern und blitzen und Schlossen regnen, dass sie es erschlügen, es würde nicht weichen und liesse sich töten auf seinem Grabe.“ [1]

Babeli leidet schwer daran, dass es den Glauben an die Menschen verloren hat. Aber der Tag des Kinderzuges, dessen Königin es sein darf, und vollends Arners liebevolle Worte für seinen unglücklichen Vater, das Wertvollste, was er dem Kinde bieten kann, geben ihm dieses so früh erschütterte Vertrauen wieder. Die schwere Krankheit Arners bewegt es tief. Es „sank wieder in den Zustand, in dem es gerade nach seines Vaters Tode war. Es blieb ganze Nächte auf seinem Grabe und weinte da, und oft, wenn seine Mutter und seine Geschwister bei ihm standen, sah es sie nicht.“ [2]

Babeli ist mit solch poetischer Zartheit gezeichnet, dass es sich wie ein Geschöpf aus einer feineren Welt in der sonst so realistischen Bonnaler Bevölkerung bewegt. Zum grossen Teil ist seine Gestalt eine Frucht der Empfindsamkeit. Aber der Verstand, der dies als einen Nachteil geltend macht und Babelis nächtliches

---

[1] **Lienhard und Gertrud III, 184 f.**

[2] **Ebenda IV, 112 f.**

Benehmen als unwahrscheinlich, krankhaft und überreizt bezeichnet, wird doch vom Gefühl überstimmt, das sich dem Zauber dieser Kinderseele willig hingibt. Auch haben die angeführten Stellen wohl bewiesen, welche gewinnende Sprache Pestalozzi aus warmem Mitgefühl schreibt.

Lienhard und Gertrud ist reichlich mit feinem und derbem Humor durchsetzt; aber nirgends erscheint er so laut und frisch wie bei den Kindern und da besonders in ihrem Verkehr mit Arner, dessen väterliche Liebe die ängstlichsten Kinderherzen auftauen lässt. Meisterhaft versteht Pestalozzi diese Wandlung einer schüchtern beklommenen zu einer ausgelassenen Kinderschar zu entwickeln. Die Kinder haben mit Ziegen und Bäumchen, Trommeln und Fahnen einen Huldigungszug durch das Dorf gemacht und stehen jetzt verlegen und erwartungsvoll im Pfarrgarten vor Arner.

Er nimmt die Kleinsten eines nach dem andern auf den Schoss und versucht, mit ihnen zu sprechen. „Im Anfang gaben die Kleinen ihm keine Antwort, und sahen ihn nur so an; bald aber fingen sie doch an, mit den Augen und mit dem Kopf Ja und Nein zu nicken, drückten aber dabei die Lippen so fest übereinander, wie wenn sie sagen wollten, sie haben keine Zunge. Andere verdeckten ihre Lippen mit der Hand, wenn sie reden sollten. Aber die Kinder des Ruedi und der Gertrud gaben ihm Antwort, sobald er mit ihnen redete, und das löste bald auch den andern ihre Zunge. Zuerst antworteten sie ihm nur ein Wörtchen, dann zwei, dann drei, dann, soviel er wollte, und bald darauf klapperten ihre Schnäbel wie eine Wasserstampfe. Sie setzten sich ihm jetzt von selbst auf den Schoss, umfassten ihn bald mit den Händen um den Hals, und taten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Ätti unter den Händen hätten. — Sie hingen ihm am Rücken und Hals, gerieten ihm hinter Haut und Haare, hinter seinen Orden und hinter seine Uhrkette. Sie boten einander seine Dose herum, schnupften ab dem beschlossenen Deckel, und taten, wie wenn sie niesen müssten. Er wehrte ihnen nichts, als den Degen, den sie auch ausziehen wollten. Mitunter fragte er sie bald Dieses, bald Jenes; einmal auch, ob die Kleider alle ihnen gehören, die sie anhaben. Nein, nein, antworteten sie, und zeigten ihm, wie dem Vater daheim, das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf am Bein.“ [1] Der Pfarrer und der Leutnant kommen und schauen diesem ergötzlichen Spiel zu. „Der Junker hatte sie lange nicht bemerkt; aber ein Kind, das er auf dem Schoss hatte, nahm ihn bei der Nase, kehrte ihm den Kopf gegen die Seite, wo sie standen und sagte zu ihm: Sieh, wer ist da?“ [2]

---

[1] Lienhard und Gertrud III, 194 f.

[2] Ebenda III, 199 f.

Nicht minder glücklich und lebendig als diese reizende Szene sind die nachfolgende Milchsuppe, das Pflanzen der Obstbäume, das Weidleben der Kinder und der Besuch beim genesenden Arner geschildert. Frei von aller Tendenz und deswegen um so empfänglicher für das Poetische des kindlichen Wesens, entrollt Pestalozzi hier Bilder voller Anmut und Frohsinn, für die ihm die beredte Sprache des miterlebenden Kinderfreundes zu Gebote steht.

Die anschaulichen Kinderszenen gehören zum Besten des Romans, und es ist nur zu bedauern, dass sie in einem so selten gelesenen Buche regerer Beachtung entgehen. Selbst die von Theorien und Plänen überwucherten letzten Partien vermögen sie zu beleben. Wichtiger als die vortreffliche Anleitung zur Erziehung eines Knaben wie Karl Arner ist die Darstellung der Erziehungsmittel für einen ganzen Stand. Aus den grausamen Dorfkindern, welche den verhafteten Untervogt mit Jauchzen vorbeibringen sehen, aus den jugendlichen Schuldenmachern erziehen der Leutnant und Gertrud frische, arbeitsame und praktische Buben und fleissige, sparsame und ordentliche Mädchen. Pestalozzi lässt keines der Kinder im Laufe der Erzählung erwachsen werden. Die Entwicklung des gleichen Charakters auf verschiedenen Altersstufen kümmert ihn nicht, ausgenommen etwa rückblickend bei der Lebensgeschichte des Vogts. Ihm ist es um Massenentwicklung zu tun, um die Erprobung wirksamer Mittel zur Hebung einer ganzen Klasse gleichgestellter Menschen von Stufe zu Stufe. Die Früchte der Bemühungen zeigen sich nicht in der glücklichen Entfaltung einzelner Kindercharaktere, sondern in der gleichmässig steigenden Tüchtigkeit einer ganzen Generation.

Pestalozzi gab seinen gesamten dichterischen Reichtum in dem einen Werke Lienhard und Gertrud aus. Er schrieb damit eine durchaus eigenartige Dorfgeschichte, die zwar nicht gleichmässig gut ist und strengen künstlerischen Ansprüchen nicht standhält, aber doch das stofflich verwandte Goldmacherdorf von Zschokke überflügelt und weit über die schwerfälligen, in Lehrhaftigkeit erstarrten Erzeugnisse wohlmeinender Nachahmer emporragt.[1]

---

[1] Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande, ein Seitenstück zum Goldmacherdorf, von J. G. Tobler, Aarau 1820, ist eine durchaus untaugliche, stark frömmelnde Erzählung, die nur in ihren theoretischen Abschnitten über Jugenderziehung zuweilen Interesse und auch Achtung vor ihren Reformvorschlägen wecken kann. (Turn- und Spielplatz, Badanstalt, Schulgarten, Fortbildungsschule usw.)

Die Neudörfer, eine lehrreiche Geschichte für das liebe Landvolk, von J. Propst, Pfarrer in Dorneck und Schulkommissär, Luzern 1829, ist eine fast sklavische Nachahmung von Lienhard und Gertrud, lässt aber alle guten Eigenschaften des Vorbildes schmerzlich vermissen und bildet nur die schlechten weiter.

Pestalozzi griff zielbewusst das Problem der Erziehung auf und schuf auch gleich die entsprechenden Kinderdarstellungen zur Lösung dieser Frage. Unter seinen Zöglingen auf dem Neuhof befand sich der spätere Maler Gottfried Mind, und die Kinderszenen, die er gemalt hat, geben einen trefflichen Begriff von den Kindern, wie sie sich seinem Lehrer zur Beobachtung darboten. Der vorherrschende Eindruck ist der einer grossen Gutmütigkeit und einer gewissen drolligen Anmut dieser sich in übermässig grossen und weiten Kleidern fast verlierenden Gesellschaft und erklärt den naiven Humor, den die Darstellung des kleinen Volkes bei Pestalozzi erfährt, als die natürlich gegebene Auffassung.

Lienhard und Gertrud zeichnet sich überhaupt durch die Herzlichkeit und Schlichtheit seines Tones und seiner Erfindung aus. Die Liebe des Verfassers zum Volk wirkt dabei schöpferisch. Die Kinderszenen blühen auf unter dem natürlichen Tau dieser Liebe und leiden nur Schaden, wenn sie vom künstlichen Regen der Tendenz allzu reichlich begossen werden. Die Charakteristik der Kinder gelingt im einzelnen nicht durchwegs. Man muss aber schon bis zu den Kadettenfesten im Grünen Heinrich gehen, um wieder auf so ausführliche und köstliche Massenszenen zu stossen, wie sie Lienhard und Gertrud eigen sind, wobei natürlich ein Unterschied zugunsten des jüngern und begnadeteren Dichters vorbehalten bleibt. Keller schätzte das Buch sehr hoch ein und lehnte die Anregung zu einer Umarbeitung des teilweise veralteten Werkes entschieden ab. „Pestalozzis Buch hat nicht nur seine didaktische oder erzieherische Bedeutung, sondern, wie ich mich durch eine neue Lesung dieser Tage wieder überzeugt habe, seinen spezifischen Wert als schriftstellerisches Werk; es ist in seiner Art ein klassisches Buch, das nicht nur Tugend, sondern auch Schönheit besitzt, und zwar keusche Schönheit. Das muss man lassen, wie es ist, wenigstens ich möchte mir nicht den Strohkranz eines Ballhorn daran verdienen. — Übrigens sollte Lienhard und Gertrud noch immer wirksam sein, das rein Menschliche darin ist ja immer das gleiche.“ [1]

Zu den Teilen, die ihrem Stoff und ihrer Ausführung nach nicht veralten können, gehören, soweit sie tendenzfrei sind, ganz entschieden die Kinderszenen.

---

[1] Keller an Josephine Zehnder-Stadlin, 4. III. 1873, Ermatinger a. a. O. III, 57.

Jeremias Gotthelf.

Von den wenigen Erzählern und Schilderern schweizerischen volkstümlichen Lebens, die sich an Pestalozzi anschliessen, sind weder G. J. Kuhn, noch J. Baumann oder U. Hegner mit ihren vereinzelten Kinderszenen für die Kinderdarstellung von irgendwelchem Belang. J. R. Wyss der Jüngere, der Herausgeber des Wyßschen Familienbuches Der schweizerische Robinson, gestaltet mit leichterer Hand als die genannten Dichter hübsche Bilder aus dem Kinderleben; die Ausbeute ist in den Prosaerzählungen jedoch sehr spärlich, reichlicher und ansprechender in den Idyllen und epischen Gedichten.[1] Auch Wyss arbeitet noch stark mit Rührung und Lehrhaftigkeit.[2]

Johann Martin Usteri, dessen Kinderliebe sein Biograph David Hess besonders hervorhebt, bietet in seiner Rahmengeschichte Der Erggel im Steinhus[3] eine ganze Reihe anmutiger Kinderszenen. Ein Zürcher Junker Meis schreibt für seine Base die Geschichte der acht Ahnfrauen nieder, deren Wappen am Erker des Meisenhauses zu sehen sind, und zwar in der Hauptsache so, wie ihm und der Empfängerin der Handschrift in ihren Kindertagen diese Schicksale von der gemeinsamen Patin erzählt wurden. An die Novellen knüpfen sich ungesucht allerlei meist humoristische und den Charakter der einstigen Zuhörerschaft verratende Kindheitserinnerungen, und die Erzählungen selber enthalten wiederum hübsche Kinderszenen. Wie bei Keller deuten Kinderpärchen auf spätere Liebe, und unschwer fühlt man sich z. B. bei der Szene, in der zwei aus einem Brand geflüchtete Kinder, sich innig umfangend, auf dem gleichen angesengten Bettstück schlafen, an Dietegens erstes Nachtlager bei Küngolt erinnert.[4]

---

[1] z. B. in: Das Glück der Pfarre; Der Kindleinmord; Die Kindtaufe; Der Vogelschlag im Walde.

[2] Das erste in der Prosaerzählung Not und Hülfe, wo ein Knäblein seinen Opfertod anbietet, um die eingeschneiten und verschmachtenden Geschwister vor dem Verhungern zu retten; das zweite in der Erzählung Mutterlehren, wo Wyss das Motiv der erzählenden Mutter verwendet, das später in Gotthelfs Schulmeister und Kellers Martin Salander wiederkehrt.

[3] Dichtungen in Versen und Prosa von Johann Martin Usteri. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers herausgegeben von David Hess. Berlin 1831. Band III, 161 ff.

[4] Usteri, Werke, Band III, 342.

Der Kreis der Kinderdarstellung Usteris ist noch sehr eng gezogen. Der erste Novellendichter, der in reichem Masse Kindergestalten in seine Werke aufnimmt, ist Heinrich Zschokke; doch hat er nur zu leicht und zu viel geschrieben und kann neben kernhaften Erscheinungen wie Gotthelf und Keller keinen hohen Rang behaupten.

Die Kinder finden sich in seinen lehrhaften und seinen Unterhaltungsnovellen. In den ersten, die Gelegenheit zu mancher wertvollen Anregung für eine planvolle Erziehung geben und in Form von Vorschlägen manche väterlichen Erfahrungen Zschokkes an seinen Söhnen enthalten, bleiben die Kinderschilderungen in bescheidenem Rahmen.

Um so ausgiebiger sind die bloss unterhaltenden Novellen mit Kindern bevölkert, die sich zwanglos in immer wiederkehrende Typen ordnen lassen. Da sind die armen oder verlassenen Buben, die aus eigener Kraft ihren Weg gehen und darum den Leser ansprechen, weil sie von dem in ähnlicher Selbständigkeit wie Keller herangewachsenen Dichter mit sichtlichem Anteil und Stolz geschildert werden.[1] Da sind aber auch die verwirrten Knaben, die Zschokke mit Vorliebe und nicht ohne Süsslichkeit in die Unruhe des Entwicklungsalters versetzt und ganz auf das zukünftige Liebesleben einstellt.[2] Da sind die Kinderpärchen, die dem gleichen Zwecke zuliebe auf verschiedenen Altersstufen vorgeführt werden und in billiger Andeutung alle „Hochzeithalten“ oder „Mann und Frau“ spielen.[3]

Eine künstlerischen Ansprüchen durchaus gerecht werdende Kindergestalt ist die des buckligen Heinrich,[4] dessen Kindheit von Begeisterung durchstrahlt und wiederum von bitterem Verzichten gequält wird.

Das am besten gelungene Mädchen, Elisa,[5] reicht an diese Charakterstudie nicht heran, trotzdem es die andern Mädchen weit überragt; denn in der Regel geht Zschokke die Fähigkeit, wahr wirkende Mädchencharaktere zu zeichnen, vollständig ab. Sie sind noch stärker als die Knaben auf das spätere Leben in Liebe und Ehe zugeschnitten und werden daher meist in halbwüchsigem Zustand und dann als Jungfrauen dargestellt, damit ihre Entfaltung ja recht in die Augen springe.[6] Ein geläufiges Motiv ist auch die Schilderung zweier Schwestern, von

---

[1] Das Loch im Ärmel. Novellen III, 88 ff.; Der Pascha von Buda, VII, 235 ff.; Julius oder die zwei Gefangenen, IX, 111 ff.

[2] Julius; Der Blondin von Namur; Die weiblichen Stufenjahre.

[3] Ebenda.

[4] Ein Buckliger, Nov. IX, 91 ff.

[5] Elisa und Widmer, Novellen, Bd. IX.

[6] Schulbeispiele sind die Novellen: Das Wirtshaus zu Cransac; Kleine Ursachen; Die weiblichen Stufenjahre; Der Pascha von Buda. Bände I, 100 ff.; III, 198 ff,; VII, 139 ff.; VII, 235 ff.

denen die jüngere, zehn- bis vierzehnjährige, die Aufgabe hat, durch „naive", aber kluge Bemerkungen die stockenden Liebeswirren der ältern Schwester zu einem guten Ende zu bringen.[1]

Unerfreuliche Darstellungsmittel halten bei Zschokke den guten zum mindesten die Wage: echtem Humor steht frivole Tändelei, gesunder Tatkraft schwächliche Rührseligkeit, scharfer Prägung bequeme Schablone entgegen, wie sie besonders augenfällig bei der Schilderung des Äussern zutage tritt, wo es von „kleinen Liebesgöttern, zarten Amoretten, Engeln und Rosenknospen" wimmelt.

Zschokke hat unstreitig auf dem Gebiete der Kinderdarstellung künstlerische Leistungen hervorgebracht, hat aber daneben durch seine Vielschreiberei und seine Zugeständnisse an den Modegeschmack die Wertung seiner Gesamtleistung selber ungünstig beeinflusst und bedeutet in der historischen Entwicklung von Pestalozzi zu Gotthelf weder eine Überleitung noch eine Vorwärtsbewegung, sondern eine wesensfremde Erscheinung, die nur in pädagogischer Hinsicht mit den Schweizern zusammenhängt.

So bleibt die Überflügelung Pestalozzis durch Gotthelf in ihrer ganzen unvermittelten Grösse bestehen. Liegen bei Pestalozzi, um ein Bild aus dem Kinderleben zu gebrauchen, die Kinder gleichsam in der altertümlichen Wiege der Tendenz festgeschnürt und können nur hin und wieder das freie, frohe Spiel ihrer Glieder geniessen, so haben sie bei Gotthelf inzwischen das Gehen gelernt und tummeln sich mit der ganzen Unermüdlichkeit und Unerschrockenheit, welche ihnen die Freude über die Beherrschung dieser neuen Kunst zu verleihen vermag. Gotthelf ersetzt die vielfach blutlosen Bilder Pestalozzis durch das wärmste Leben, ohne deshalb die Tendenz seines Vorgängers zu vernachlässigen; denn diese übernimmt und teilt er von ganzem Herzen. In der Armennot widmet er dem edlen Vorkämpfer auf dem Gebiet der Jugendfürsorge ergreifende Worte, ihm, „der sich der Kinderwelt hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende,"[2] und er lässt durch sein Bestreben, dem in dieser Hinsicht als unübertroffenes Muster Dastehenden nachzuleben, dem Worte die Tat folgen.

Dem Landpfarrer Bitzius bot sich dazu vielfache Gelegenheit in der Seelsorge, in der Schule und in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, die er 1835 gründen und zur Blüte bringen half. Trotzdem Trachselwald das vorzeitige Ende der Anstalt Birr nicht teilte, ward doch sein Gönner wie Pestalozzi durch den fortgesetzten

[1] Jonathan Frock, Band II, 134 ff.; Kleine Ursachen, III, 198 ff.; Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarrvikars von Wiltshire, VII, 7 ff.

[2] Armennot, Vetter, VII, 98.

Einblick in die Unsumme von Elend und Verwahrlosung zum Schreiben getrieben. Abhilfe im kleinen in einer Anstalt war unzulänglich: nur im grossen konnte sie etwas nützen und musste durch weiteste öffentliche Aufklärung vorbereitet und in Fluss gebracht werden. Als Werbeschrift entstand die Armennot. (1840).

Wenn dieses Werk hier in erster Linie genannt wird, während ihm doch der Bauernspiegel, die Leiden und Freuden eines Schulmeisters, die Fünf Mädchen und der Dursli vorangingen, liegt der Grund darin, dass diese von aller poetischen Einkleidung freie, eindringliche Abhandlung als Schlüssel zu Gotthelfs Kindergestaltung gelten kann, so wie der Bauernspiegel als Sammelbecken der Motive sämtlicher Werke betrachtet wird. Der Einwand, den die betroffenen und jeder Verbesserung feindlichen Leser gegen die Dichtungen erheben konnten, nämlich dass dichterische Willkür und Aufmachung die dargestellten Übelstände übertreibe, fällt bei der Armennot in sich zusammen. Wer ihren traurigen Inhalt kennen lernt, begreift, warum Gotthelf in seinen Werken so viel Elend, so viel Armut und Roheit aufdeckt, begreift, warum er die reichen Kinder nur kurz und flüchtig darstellt, dagegen den armen seine ganze Liebe und das tiefste Verständnis für ihr Seelenleben entgegenbringt, begreift auch, warum diese Kinder nicht sorglos spielen können wie die Kellerschen, warum sie vielmehr arbeiten müssen, sobald sie dazu irgend imstande sind. Es wird sogar verständlich, warum der starke, gesunde Gotthelf zuweilen sentimental werden kann und warum seine Phantasie mit ihm durchbrennt, wenn er einmal einen Kinderquäler bestrafen kann, und wäre es auch nur im Traume.[1]

Was in den Erzählungen das Leben der Kinder, die Ehe ihrer Eltern und die Erziehung betrifft, ist alles wahr, wird es doch von den auf Wirklichkeit beruhenden Schilderungen der Armennot immer erreicht, ja oft noch überboten. Wenigstens ist in den Werken ausser etwa der Beschreibung von Lisebeths Familie in den Fünf Mädchen nichts vorhanden, was sich den Zuständen vergleichen liesse, für die Gotthelf den Ausdruck „furchtbare Ehekloaken“ geprägt hat. Was z. B. das Verdingen und seine trüben Verhältnisse und Folgen betrifft, so hat der Dichter Gotthelf diesen die Spitze abgebrochen, indem im Bauernspiegel und im Armen Kätheli die Verdingkinder dank ihres guten Kerns vor sittlichem Schaden bewahrt werden, während in der Armennot auch diese dunkle Seite der Einrichtung dem Leser nicht erspart bleibt. Sind die in dieser Anklageschrift geschilderten Mißstände in Haus, Schule, Bettler-, Verding- und Lehrlingswesen eine Hauptbedingung für die breite Behandlung, welche alle diese das Kinderleben berührenden Punkte in den

[1] Dursli, Dr. Dorbach der Wühler, Kurt von Koppigen, Das arme Kätheli.

Erzählungen erfahren, so liegt ein nicht minder wichtiger Ansporn zur Kinderdarstellung in Gotthelfs Überzeugung, dass eine Besserung der Verhältnisse einzig als Frucht einer guten Kindererziehung aus einem gesunden Familienleben hervorgehen könne. Hierin herrscht vollkommene Übereinstimmung zwischen Gotthelf und Pestalozzi. Und wie Gotthelf in der Armennot für die der Pflege harrenden Waisen und Verdingkinder Eltern sucht, „in deren Herzen der Pestalozzische Funke glimmt und glüht",[1] so lässt er unter den vielen Familien seiner Erzählungen auch einige erscheinen, die diesen Funken der Liebe als ein Heiligtum hüten und pflegen.

Einmütig führen Gotthelfs Biographen die reife Schönheit seiner Familienschilderungen auf sein eigenes Familienglück zurück. Er war seinen drei Kindern ein vortrefflicher Vater, durch seine seltene Kenntnis des kindlichen Seelenlebens ganz besonders zum Erzieher befähigt. Seine Frau erzog im gleichen Sinn und Geist wie er, und wenn er in seinen Erzählungen, besonders im Schulmeister, so grossen Wert auf gleichmässige Behandlung der Kinder durch Vater und Mutter und auf ein gemeinsames Wirken der Eltern legt, so hat er eben an sein eigenes Heim gedacht. Wie sollen die Kinder wahrheitsliebend werden, wenn die Mutter ihnen begangene Fehler vor dem Vater verbergen hilft? Woher soll Liebe und Anhänglichkeit zum Vater kommen, wenn er der Mutter tagsüber nur als „Bölima" für die Kinder dient? Und wie soll ein Kind gehorchen lernen, wenn der Vater oder die Grossmutter in seiner Gegenwart die Anordnungen der Mutter bemängelt oder sich einfach darüber hinwegsetzt? Solche Verschwörungen und Parteiungen kamen in Gotthelfs Familie nie vor, so bequem sie oft den Kindern sein und von ihnen erstrebt werden möchten. Gotthelf erzählt in einem Brief mit stiller Freude, wie sein jüngstes und wildestes Mädchen einmal sein Hutband verbrennen liess und dabei immer jammerte: „Vater, tröste doch die Mutter, gang tröst se," was in der Übersetzung eigentlich lautet: „Vater, rede mir doch z'best bei der Mutter, dass sie mich nicht ausschiltet;" aber die gewünschte Übersetzergabe des Vaters versagte.[2]

Die Freude an seinen Kindern kommt in den Briefen an Burkhalter und Hagenbach vielfach zum Ausdruck. Da heisst es z. B.: „Wir sind gottlob alle wohl, meine Kleinen alle hellauf. Mein Bube wird kein dummer Kerl und ist nie um eine Ausrede verlegen, während das Mädchen mehr mit Fragen sich beschäftigt und das Dritte der beiden andern Affe ist."[3] „Auch unsere Kinder wachsen wie die Pilze, essen wie die Spatzen und brüllen wie die Löwen. — Besonders dem

[1] Vetter VII, 101.
[2] An Hagenbach, 16. XII. 1843, a. a. O. S. 35.
[3] An Burkhalter, 26. XII. 1838, a. a. O. S. 81.

Buben fehlt es an Stimme nicht; der sprengt einmal den Kalch von den Wänden, [wenn sein] Schicksal ihn an den gleichen Karren spannt, an dem ich ziehe."[1] — „Meine [Kinder] wachsen auch; aber mit dem Leibe wächst auch ihr eigener Wille; und sie setzen ihn oft an meinen Willen und an der Mutter Willen und fecken, wer der Stärkere sei, und diese Art von Schwinget merkt man nicht immer."[2]

Diese wenigen Briefstellen deuten schon genügend an, wie gern Gotthelf über seine Kinder plauderte und mit wie viel herzlichem Humor er sie durchschaute. Seine Beobachtungen dehnte er von diesem persönlichen Kreise auf fremde Kinder aus, bis sich schliesslich der ganze Reichtum seiner Erfahrungen aus lauter fein und scharf gesehenen Einzelheiten zusammensetzte und ihm daraus in der Kindergestaltung die ruhige Sicherheit der Zeichnung erwuchs. Doch auch der berechtigte Stolz eines Vaters über seine Sprösslinge kommt in den angeführten Briefen zum Ausdruck, ein Stolz, der sich in allen Formen bei den von ihm geschilderten Vätern wiederfindet. Wie es mit dem „Schwinget" zwischen altem und jungem Willen herauskommen kann, zeigt neben manchem andern Beispiel auf unübertreffliche Weise die gute Käthi, die ihrem Johannesli aufs Wort gehorchen muss.

Ausser Erfahrungen allgemeiner Natur über Kindererziehung und ausser vielen belanglosen, aber freundlichen Zügen, die im Leben jeder Familie wiederkehren, dringt aus Gotthelfs Heim nichts in die Öffentlichkeit.[3] Ebenso verhält es sich mit dem Gebrauch, den Gotthelf von seinen Kindheitserinnerungen macht. Bilder aus dem Landleben gehen in ihrer warmen Sprache auf die Kindheit des Pfarrerssohnes zurück, der weit mehr ein Bauernknabe war. Wehrdi erzählt im Schulmeister, wie ihn in Batavia das Heimweh gepackt habe, wenn des Abends seine Jugend an ihm vorbeirollte, und nun folgt eine begeisterte Schilderung des ungebundenen Weidbubenlebens mit seinen Spielen und seinen in Gestalt erboster Bauern lauernden Gefahren, wenn Äpfel und Kartoffeln gestohlen und gebraten und die Hüterpflichten darob vernachlässigt wurden. Auch in Segen und Unsegen findet sich eine Weidbubenszene, zugleich eines der wenigen Beispiele für die Verwendung der Kinder in der Naturschilderung. „Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen

---

[1] An Burkhalter, 14. III. 1839, a. a. O. S. 82 f.

[2] An Burkhalter, 13. XI. 1841, a. a. O., S. 114.

[3] Was Muret a. a. O. S. 384 ganz besonders betont: „Et d'abord, ce n'est pas l'habitude de Gotthelf de se raconter dans ses œuvres: Il y avait comme une cloison étanche entre sa vie privée et son activité d'auteur."

Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Bilder sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, lässt im dunklen Laube die Wangen der Äpfel sich röten, lässt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Äpfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, lässt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen übers Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente." [1]

Deutlicher hat Gotthelf eigene Besonderheiten angetönt, wenn er im kleinen Wilhelm Tell einen von starker Phantasie mehr geplagten als beglückten Knaben hinstellt, der abends mit geheimer Seelenangst die Heimkehr des Vaters erharrt. Das Leben in der wilden Natur und die Erzählungen und Sagen des Bergvolkes erregen die Einbildungskraft des kleinen Tell. Auf das Gemüt des jungen Albert übte das Lesen von Ritter- und Räubergeschichten diesen aufreizenden Einfluss aus, so dass er nach Einbruch der Dunkelheit dem Vater Leute mit Laternen entgegenschicken wollte, weil er sich einbildete, dieser sei unter die Räuber gefallen. Und wie der junge Tell sich dieser in übermässiger Liebe fussenden Angst schämt und sie verbirgt, so hat auch das Betragen Alberts wohl die Verwunderung seiner Angehörigen erregt, aber erst viele Jahre später durch sein Geständnis eine Erklärung gefunden.

Die Angst eines Kindes bis zur Verzweiflung ist ein Motiv, das im Knaben des Tell und im Schulmeister vorkommt: beide Male sieht sich das Kind in einer fremden Stadt vom Vater getrennt. Muret schliesst aus dieser Wiederholung auf ein Jugenderlebnis Gotthelfs,[2] was sehr wohl möglich wäre, da der seelische Zustand des verlassenen Kindes ganz besonders bildhaft und eindringlich geschildert wird, und da beim Tellknaben die schon erwähnten Vorstellungen von Gefangennahme, Verschleppung oder gar Ermordung des Vaters wiederkehren.

Mit ebensoviel Recht dürfte die Schilderung der teilweise unerhörten Schülerstreiche, deren Opfer Peter Käsers alter Lehrer ist, auf Wirklichkeit beruhen; denn so etwas hecken nur Knabengehirne aus, aber nicht ein Pfarrer und Schulmann, der mit seinem Buche die Lehrer unterstützen will. Damit soll nicht etwa behauptet werden, der junge Bitzius habe solche Streiche mitgemacht, noch der Vikar von Utzenstorf und Herzogenbuchsee oder der Pfarrer von Lützelflüh habe sie in seiner Gemeinde geduldet; sie mögen ihm vielmehr zu Ohren gekommen sein, wenn seine Bauern erzählten, wie

[1] Segen und Unsegen, Bartels IX, 258.

[2] Muret, a. a. O. S. 111, Anmerkung 1.

es in früheren Zeiten in der Schule noch kurzweilig herging. Aus der gleichen Quelle sind wohl auch die vielfach eingestreuten Kinderanekdoten geflossen. Wer schon die Emmentaler Bauern abends in einer gemütlichen Gaststube beobachtet hat, weiss, wie viel Sinn für Humor sie besitzen und wie willig jeder seinen Beitrag liefert, wenn sie einmal ins Erzählen von Anekdoten geraten. Und Gotthelf verschmähte es nicht, gelegentlich mit ihnen im Wirtshaus diese Stunden aufgetauter Mitteilsamkeit zu verbringen.[1]

Einen viel grösseren Einfluss als Kindheitserinnerungen und Familienleben hat Gotthelfs Tätigkeit in Schule und Seelsorge auf die Kinderdarstellung ausgeübt, gab sie ihm doch den genauesten Einblick in den äussern Verlauf so vieler Kinderschicksale und in die Wirkung der Erziehung von Schule und Haus.

Schon als junger Vikar machte Gotthelf in Utzenstorf häufige Schulbesuche und hielt zuweilen selbst Schule. Einem Schulstreit, den er mit dem betroffenen Lehrer gegen die Behörden ausfocht, ist seine Abberufung in Herzogenbuchsee und Versetzung nach Bern zuzuschreiben. Die Kürze der Berner Amtsdauer mag die Schuld daran tragen, dass er die städtischen Verhältnisse meist nur satirisch und übertrieben wiedergibt, was um so leichter geschieht, als seine ländlichen Erfahrungen die städtischen an Gründlichkeit weit übertreffen. Seine Landmädchen leiden alle in der Stadt Schiffbruch, verkommen entweder wie Kathri in Jakobs Wanderungen oder schleppen ihr gescheitertes Dasein in einem ländlichen Zufluchtswinkel zu Ende wie Stüdi in den Fünf Mädchen oder die Mutter des armen Kätheli, welche das aussereheliche Kind als einzigen Besitz aus ihrem Stadtleben als Magd zurückbringt. Nur Erdbeeri-Mareilis Mutter hat in der Stadt ihre Tüchtigkeit nicht eingebüsst und schlägt sich und die Kinder nach dem Tode ihres Mannes auf dem Lande in Ehren durch. Städtische Schulverhältnisse berührt Gotthelf in Hans Berner und seine Söhne. Die beiden Knaben des ehrbaren Metzgermeisters sollen „andere Kerlisse“[2] als ihr Vater werden, was schliesslich auf ihre Verachtung des Handwerks hinausläuft. Dabei helfen die Lehrer „von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Rute nötig hätten,[3] durch plumpe Anspielungen auf den Stand des Vaters und durch die Prophezeiung, es gebe aus den Buben nur so dumme grobe Metzger, nach Kräften mit. Über die gefährliche Überhebung der Kinder über den Handwerkerstand, die durch eine verweichlichte Kindheit und die städtische Sitte, den grössten Teil des Lebens in

---

[1] Im Bauernspiegel findet sich z. B. eine treffende Schilderung eines Gespenstergeschichtenabends im Wirtshaus.

[2] Hans Berner und seine Söhne, Springer X, 230.

[3] Ebenda Seite 231.

der Schule, oder doch hinter den Büchern zuzubringen, gross gezogen wird, steht in der Armennot eine tiefernste Mahnung.

Das eigentliche grosse Wirkungsfeld fand der schulfreundliche Pfarrer in der Schulkommission seiner weitgedehnten Gemeinde, als Schulkommissär des Kreises Lützelflüh, als Mitglied der grossen Landesschulkommission und als Lehrer für Schweizergeschichte an den Lehrerbildungskursen in Burgdorf. Viel Arbeit, Anfeindung und Undank trugen diese Ämter einem Manne ein, der sie pflichttreu und unerschrocken verwalten wollte; davon geben neben der Fachliteratur[1] die Leiden und Freuden eines Schulmeisters einen Begriff. Welche Sisyphus-Arbeit muss es gewesen sein, Lehrer von der Verständnislosigkeit eines Peter Käser mit einem erspriesslichen Schulbetrieb vertraut zu machen, wenn auch ihr guter Wille vorhanden war, aber vom Ueberwinden ihrer Beschränktheit beinahe aufgezehrt, ratlos an den Neuerungen herumtastete. Nicht jeder hätte den Humor noch aufgebracht, mit dem Gotthelf die Beziehungen zwischen Pfarrer und Lehrer meistens darzustellen pflegt.

Die Schulfragen erfahren im Schulmeister und auch schon im Bauernspiegel die lebendigste Darstellung unter der Mitwirkung der Schülerschaft und werden nicht bloss theoretisch abgehandelt. In den späteren Werken tauchen sie gelegentlich immer wieder auf, so z. B. in der Käserei in der Vehfreude und in Zeitgeist und Bernergeist auf einen satirischen Ton gestimmt. Die Psychologie des Schülers, sein Verhältnis zum Lehrer, sein Gerechtigkeitsgefühl in Bezug auf Strafen, seine Grausamkeit oder sein Liebebedürfnis, alles könnte nicht klarer und überzeugender dargelegt werden, als es hier geschieht. Natürlich liess sich Pfarrer Bitzius, der selber als Schüler „die Füsse nicht stille halten konnte“, die Gelegenheit nicht entgehen, das für lebhafte Kinder qualvolle und geisttötende Buchstabieren aus Fragenbuch und Kinderbibel zu brandmarken, das ihm die Unterweisung so sehr erschwerte; denn „wenn dann endlich der Religionsunterricht aus diesen Büchern soll gegeben werden, so haben die Kinder so lange ohne Verstand über diesen Büchern gesessen, dass für sie keiner mehr hineinzubringen ist“.[2] Ueberhaupt richtet sich das erste Bemühen Gotthelfs im Schulmeister darauf, dass die Lehrer selber wirklich verstehen, was sie die Schüler lehren. Die Szene, wo der Pfarrer dem Lehrer durch unerwartete und jedenfalls demselben eben jetzt höchst überflüssig scheinende Zwischenfragen an die Kinder das Examen verdirbt, ist wohl in der Gemeinde Lützelflüh mehr als einmal aufgeführt worden, und Gotthelf malt

[1] Biographien von Manuel und Muret; Tobler: Jeremias Gotthelf und die Schule.

[2] Schulkommissär Bitzius an das Erziehungsdepartement, 14. Dezember 1837 Tobler, a. a. O. S. 31.

mit schalkhaftem Vergnügen die Geistesverfassung des enttäuschten Lehrers aus.

Ein Lehrer, dessen Absetzung Bitzius beantragte, bemerkte in seiner Verteidigungsschrift, „dass der Herr Pfarrer, so oft er in die Schule kam, den Kindern zu sehr Furcht und Schrecken einjagte“, ferner, dass er beim Buchstabieren und Lesen „ihnen immer auf die Achseln liegend bei ihnen in ihren Büchern nachschaute und sie so in Angst setzte, dass viele vor weinen fast nicht reden konnten“.[1] Es geschieht also nicht unabsichtlich, wenn Gotthelf einen komischen Schrecken von den Pfarrherren ausgehen und vor allem die Lehrer ergreifen lässt. Mancher durchschaute Schulmeister mag mit Unbehagen Stellen wie z. B. die folgende gelesen haben: „In der Schule gab er sich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böse, dass er gar oft sie nach etwas fragte, das sie nicht wussten. — Am besten fuhr er mit den Unterweisungskindern, und wir wurden nicht wenig schalus, dass sie ihn besonders liebgewannen und die grösste Freude an seinen Unterweisungen hatten.“[2] Gegen Ende des Schulmeisters, wo Gotthelf immer weitherziger mit der Annahme verfährt, als sei Peter Käser der Verfasser des Buches, schiebt er zwei Bruchstücke aus dem Unterricht ein, wie sie einerseits ein Schulkommissär, anderseits ein Freund des Pfarrers zu geniessen Gelegenheit haben. Die Einkleidung ist hier so durchsichtig, dass wirkliche Geschehnisse angenommen werden können, zumal die Lehrproben über „Naturlehre in Bezug auf Religion“ und über „Verfassungslehre“[3] ziemlich unvermittelt und eigentlich störend eingeschaltet werden, so köstlich sie an sich sind und so überzeugend sie die Wehrlosigkeit der Kinder einem verrückten Lehrgang gegenüber kundtun. Diese Beispiele lassen ungezwungen darauf schliessen, dass in den Schulmeister ein gut Teil Leiden und Freuden des Schulkreises Lützelflüh übergegangen und dass die Schüler mit der gleichen Treue dargestellt sind wie die Schulverhältnisse.

Nicht minder bestimmend als die Schule war das Seelsorgeramt auf Gotthelfs Kinderdarstellung. Er gleicht nicht Mörike, welcher sich aus dem ihn bedrückenden Pfarrberuf in das Reich der Dichtung als in eine bessere Welt flüchtete. Beruf und Dichtkunst Gotthelfs standen vielmehr zueinander wie Ursache und Wirkung, wie Baum und Frucht. Die überschüssige, eingeengte Tatkraft, die sich einen grösseren Wirkungskreis einfach schaffen musste, machte den Seelenhirten der Gemeinde, die den passiven Widerstand so vortrefflich verstand, zum Dichter; oder wie er sich kräftig ausdrückte: „Es ist

---

[1] Tobler, a. a. O. S. 21.

[2] Schulmeister, Vetter III, 289.

[3] Ebenda, Vetter III, 442 ff.

merkwürdig, dass die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiss mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen.“ [1] Sobald der vordem so spröde Beruf seinen Inhaber auf ein neues, fruchtbareres Feld der Tätigkeit verwiesen hatte, enthüllte er plötzlich selber eine ungeahnte Fähigkeit zur Förderung dieser weitgesteckten Bestrebungen; denn was der Pfarrer auf pflichttreuen Gängen oder in ermüdenden Sprechstunden im Pfarrhaus erfahren und erlebt hatte, das floss in nie versiegender Frische und Fülle dem Schriftsteller in die Feder. Er äusserte sich selbst einmal: „So zwei Jahre behalte ich alles, was ich während dieser Zeit gesehen, gehört oder gelesen habe.“ [2]

Das kleinste Vorkommnis konnte die Ursache einer Erzählung werden. So kam eines Tages ein Mädchen und bot Erdbeeren zum Verkauf an, und dieser schlichte Vorgang regte den kinderfreundlichen Pfarrer zu seiner lieblichen Erzählung vom Erdbeeri Mareili an. Den armen Güterkindern suchte er ihr Los zu erleichtern, indem er fehlbare Bauern im Bauernspiegel und im Armen Kätheli schonungslos blosstellte. Gotthelf schreibt das Leiden Kärthelis in wachsender Empörung nieder, und über die Peiniger des misshandelten Kindes entfährt ihm im grössten Zorn das Wort Sauseelen, ohne dass er es später bei der Aufnahme der Erzählung in den Volkskalender und in die Gesamtausgabe tilgt. Im Stall bei den Tieren findet Kätheli Ruhe, und Gott selber sendet ihm einen Traum: aber was für ein ungeheuerlicher Traum der Vergeltung an sämtlichen bäuerlichen Rohlingen ist dies! Endlich merkt der Pfarrer Gotthelf, dass der Traum weder dem liebenswerten Kinde noch ihm zur Ehre gereiche, und lenkt mit einem Bibelspruche wieder aus dem höllischen in himmlisches Fahrwasser ein. Mit ihrem sentimentalen Anfang, dem abschreckend rohen Fortgang und dem masslosen Schluss ist diese Erzählung ein Ausbruch, wie ihn nur ein wirkliches Geschehen in Gotthelf hervorrufen konnte. Jede Charaktertreue des Kindes, jede künstlerische Schranke wird dabei ausser acht gelassen und ein formloses Erzeugnis zustande gebracht, das glücklicherweise vereinzelt wie ein erratischer Block von Gewalten Zeugnis gibt, die sonst im Dichterlande Gotthelfs nicht zu Hause sind. Die Geschichte der fünf Mädchen, die im Branntwein umkamen, ist ebenfalls wahr; der Verfasser „ordnete nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdankt“. [3] Aber durch die Form der Rahmengeschichte, durch die Gestalt des erzählenden Häftlimachers

[1] An Burkhalter, 26. XII. 1838; a. a. O. S. 80.

[2] Zum 100. Geburtstag Jeremias Gotthelfs, a. a. O. S. 11.

[3] Fünf Mädchen, Vorwort. Vetter IV. 95.

und durch die ruhigere Sprache wird der Eindruck dieser Kinderschicksale im Vergleich zum Armen Kätheli künstlerisch gehoben und wesentlich gemildert.

Aus dem gleichen Jahr 1843, in dem dieser Ausschnitt aus dem Leidensweg eines Verdingkindes im Kalender gedruckt erschien, stammt ein Zeugnis über eine ähnliche Begebenheit und über die Stellungnahme Gotthelfs.[1] Eine Baslerin besuchte den Gottesdienst von Pfarrer Bitzius und berichtet über die „höchst eigentümliche" Predigt: „Er verglich das in der Natur erwachende, sonnige Frühlingsleben mit dem Erwachen der Liebeswärme in einem Haus, sowie in einem Menschenherzen und Leben. Das Gegenteil aber, die Lieblosigkeit, stellte er unter dem Bilde des Winters dar. In solchem, von winterlicher Lieblosigkeit beherrschten Haus findet ein armes Kind keine Lebenswärme, eher noch in einem Stall, wo ein Kalb sich nicht weigern würde, ihm von seiner Wärme abzugeben." Über dieses in der Kirche etwas starke Beispiel vernahm die Besucherin, dass in der letzten Verdinggemeinde von einem Kind erzählt worden sei, das um Unterkunft bittend und im Hause abgewiesen, im Stalle nebenan Zuflucht und an der Seite eines Kalbes Wärme gefunden habe. Das ist ein weiteres Beispiel, wie bündig Gotthelf, sei es in der Predigt oder in der Dichtung, Vorkommnisse aus dem Leben seiner Gemeinde erfasste und anwandte.

Dass sich der unerschrockene Pfarrherr deshalb nicht ungeteilter Beliebtheit erfreute, liegt auf der Hand und gab ihm Anlass zu mancher humoristischen Bemerkung und zu mancher Betrachtung der Pfarrersleute aus dem Gesichtswinkel der Bauern. Gewöhnlich sind die Pfarrerskinder nicht eben Mustermenschen. Im Bauernspiegel laufen sie dem Bauern durch den jungen Klee, durch Flachs und Gras, schlagen Äpfel von den Bäumen, klettern auf den Holzstoss, um der Bäuerin in die Stube zu gucken und essen, aufgemuntert von Vater und Mutter wie unsinnig, alles in der kurzen Zeit eines Sonntagsbesuches und zum versteckten, aber um so grimmigeren Ärger der Bauersleute. Auf der Schnabelweid sind die Pfarrerskinder ähnlich wohlerzogen. Peter Käser besucht den Pfarrer und berichtet: „Ich stund lange wartend: da stürmten zwei Kinder heraus, sagten mir weder „guten Abend" noch „Gott grüess ech!" sondern beguckten mich von allen Seiten, fragten, wer ich sei, was ich wolle, ob ich die Schuhe abgewischt, und sagten, d Mamma heyg gseit, es syg doch uverschant, dass me dr Papa nit emal rüihig lay z'Abe trinke. Das alles hörte ich verblüfft an und antwortete so gut ich konnte, bis man mich endlich zum Herrn herein rief und in ein kleines düsteres Stübchen führte."[2] Ein sicherlich wahres Stimmungsbildchen aus

[1] Hagenbach, Briefwechsel. Anmerkungen S. 100 f.

[2] Schulmeister. Vetter II, 214.

Lützelflüh schleicht sich unter der Maske des Gitiwiler Pfarrhofes ein: „In freundlichen Bäumen lag das freundliche Pfarrhaus, und freundlich grüsste mich der Pfarrer über die Gartenwand, wo er eben graue Ankenbirnen abnahm, alle Säcke voll hatte und auf seinen Bübel wartete, der mit einem vollen Körbchen hineingegangen war und mit dem leeren nicht wiederkommen wollte, so dass der Papa einmal über das andere sagte: wo bleibt doch mein Bub? Aber der Papa konnte lange warten; denn als man den Schaden umsah, sass der Bübel auf einem Zwetschenbaum und hatte den Herrn Papa rein vergessen.“ [1]

Zu Gotthelfs seelsorgerischem Wirkungskreis gehörte auch die Anstalt Trachselwald. „Myni Buebe“ nannte Gotthelf die Zöglinge, die er oft besuchte und unter wohlwollender, aber scharfer Aufsicht hielt. Er kannte jeden einzelnen und seine Vergangenheit und lernte das Seelenleben dieser verwahrlosten, sich selbst überlassenen Kinder verstehen. Den Ursachen ihres Trotzes, ihrer Roheit und ihrer vollständigen Unwissenheit und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen nachspürend, kam er zum Schluss, dass die für sie verantwortlichen Erwachsenen es waren, welche die guten Eigenschaften in den Kindern töteten oder erstickten und die schlechten geradezu als Schutzwehr gegen unwürdige Behandlung in ihnen gross zogen. Die gewonnene Erkenntnis fand ihre Anwendung im Bauernspiegel. Jeremias ist ein Schulbeispiel für die wachsende Verhärtung eines Kindergemüts von guten Anlagen, zugleich ein Meisterstück kindlicher Psychologie. Dieses Anklagebuch konnte nur ein unbeirrbar klar blikkender, den Sachen auf den tiefsten Grund gehender Mann schaffen. Die Erfahrungen von Trachselwald künden sich darin an, und dann beobachtete Gotthelf gewiss auch die in seiner Gemeinde verdingten Güterkinder mit andern Augen, seitdem die Anstalt ihm bewies, was ihnen Not tat und wie sie an den meisten Orten verdorben wurden. Es lässt sich nicht belegen, ob einzelne Szenen im Bauernspiegel Erlebnisse von Trachselwalder Zöglingen wiedergeben, ob z. B. das meisterhafte Kapitel vom Landstrassenleben auf solche zurückgeht, oder ob es wie das Erdbeeri Mareili seine Entstehung einem Augenblick verdankt, wo dem Dichter die Tätigkeit eines Kindes blitzlichtartig dessen Stand und Wesen verriet. Wie es auf das Familienleben und auf die Schule zutrifft, ist hier wiederum der Schwerpunkt darin zu suchen, dass die günstig liegenden äussern Umstände von Gotthelf voll ausgenutzt wurden und ihn befähigten, seine Kindergestalten natürlich gewachsen und nicht Zug um Zug erdacht erscheinen zu lassen, mochte er sie nur kurz oder mit liebevoller Ausführlichkeit zeichnen.

---

[1] Schulmeister. Vetter II, 386 f.

Eine weitere Gelegenheit zu Kinderstudien bot sich dem Pfarrer in der Unterweisung, obgleich die grössten und stärksten seiner Schüler schon halbe Knechte waren und bereits die Kinderschuhe ausgetreten hatten, so dass nur die stilleren, weicheren Naturen noch in Betracht kamen. Gerade solche aber nehmen die Unterweisung ernst und haben ein offenes, entwicklungsfähiges Gemüt für die gebotenen Lehren, und wenn sie auch nur langsam reifen, so ist doch die angewandte Mühe nicht verloren und wird Früchte tragen. Es ist für einen Pfarrer gewiss nicht leicht, wenn er wie Gotthelf in seinen Werken durch die dargestellten Charaktere der Männer, Frauen und Kinder bekennen muss, wie wenig sie der kirchliche Einfluss zu bessern vermag, und doch tut er es mit der grössten Offenheit. Sowohl Peter Käser als Jeremias werden durch die Unterweisung um kein Haar besser oder gefestigter, und was bei dieser Gelegenheit ihre Eltern oder Pflegeeltern an religiöser Gesinnung an den Tag legen, ist erschreckend. Einen grossen Teil der Schuld an der Oberflächlichkeit der Kinder trägt die Dorfschaft, indem sie den Kinderlehren beizuwohnen pflegt und als Mass für ihren Beifall die Frechheit und Schlagfertigkeit der antwortenden Kinder nimmt. Gotthelf stellt nun keinen Kampf der Pfarrer gegen all diese unerfreulichen Zustände dar, sondern es kommt ihnen im Unterricht nur auf das Auswendiglernen des Katechismus, nicht aber auf das Verständnis an, so dass sie in diesem Punkt mit ihrer Gemeinde in Eintracht leben. Das antworten können ist allen die Hauptsache, und im Bauernspiegel geht es z. B. „wie auf der Geisle gchlepft".[1]

Nur im Anne Bäbi Jowäger steht die Sache anders. Jakobli ist eines jener stillen, scheuen Kinder, und die vorzügliche Unterweisung des freundlichen Pfarrers gräbt sich tief in seine Seele ein. Solche Jakobli-Naturen tauchten wohl hie und da im Unterricht des Pfarrers Bitzius auf und sassen ihm Modell zu der künftigen Schilderung des jungen Jowäger, die mit viel verstehendem Humor und deutlich durchschimmerndem Wohlwollen ausgestattet ist. ‚Jakobli war nicht von den Aufbegährischen, nicht von den Naturen, welche die Revolutionen machen; er war froh, wenn ihn der Herr ruhig liess, und wenn der Herr ihn geplaget hätte, so hätte er geweint, aber unverschämt wäre er nie geworden; die Familienanlage fehlte ihm. Aber der Pfarrer plagete ihn nicht; das freundliche, rot und weisse Gesicht gefiel ihm so übel nicht; höchstens sagte er ihm: „Jakobli, fürchte dich nicht, aber gib Achtung und sage, was du weisst; mit Hocke und Ufstah ist dSach nit gmacht." Und Jakobli gab Achtung und es setzte sich manches in ihm an und gute Gedanken lagerten sich ab in seiner Seele und wenn die Angst um das Antworten nicht

[1] Bauernspiegel. Vetter I, 161.

gewesen wäre, es hätte sich noch mehr da abgelagert.'[1] Jakoblis Unterweisungszeit ist das einzige, aber um so wertvollere und mit grosser Feinheit ausgestaltete Beispiel für das Verhältnis, wie man es sich zwischen Gotthelf und seinen Schülern zu denken hat.

Den grössten und sichtbarsten Einfluss übte Gotthelfs Beruf auf den Stil seiner Werke aus, den man stellenweise geradezu als Kanzelstil bezeichnen kann. Was aber in der freien Rede seinen Zweck vollkommen erfüllt, hält im Druck nicht immer als musterhaft stand. Vollends die Kinder vertragen keine emphatische Schilderung, die ihnen das Natürliche abstreift, ohne einen Ersatz dafür bieten zu können. In den Predigten mit Beispiel und Gegenbeispiel zu arbeiten genötigt, setzt Gotthelf dieses System in den Büchern fort, nicht immer zum Nutzen seiner Kindergestalten. Anne Liseli im Geltstag wirkt nur deshalb so einseitig und langweilig, weil es als Gegenbeispiel den Hausgeist auf der Gnepfi bekämpfen muss und dies nur auf Kosten der sonst streng innegehaltenen Wahrscheinlichkeit und mit aufdringlicher, ermüdender Tendenz tun kann. In der Kirche musste Gotthelf starke Mittel brauchen, wollte er das Herz seiner Gemeinde rühren. Das geht etwas seinen Werken nach; er malt oft das Elend, die Entbehrungen oder die Genügsamkeit der Kinder mit einem Anflug von Sentimentalität, den man sonst an ihm nicht kennt. An Lienhard und Gertrud gemessen, sind auch solche Stellen noch ein Fortschritt; aber an sich sind sie zu bedauern, da sie leicht den Gedanken aufkommen lassen, Gotthelf habe sie mit der Geschicklichkeit eines Redners hingeworfen, ohne immer selbst die Gefühle so stark zu empfinden, wie sie im Leser ausgelöst werden sollen. Die Bilder und Beispiele stellen sich zu mühelos ein, als dass sie beim Entstehen Zeit hätten, überflüssiges Beiwerk abzustossen; der Stil wird geschwollen.

Am fühlbarsten ist dies in den historischen Novellen. Die kurzen Ausschnitte aus dem Leben der Burgkinder im Letzten Thorberger sind starr gesehen, und es wird geradezu weinerlich für die betrogenen Krauchtalerkinder Stimmung gemacht. Gleich wie die verschlossene Natur des Thorberger Fräuleins diesem zu seinem Leidwesen jede vertrauliche Annäherung an Kinder unmöglich macht, schafft der emphatische Stil der historischen Novellen eine Kluft zwischen Gotthelf und seinen kindlichen Geschöpfen, dass er sie wie durch einen Nebel sieht. Ein weiteres Beispiel bietet der Druide, sowohl in der Schilderung des Kindes, das einsam mit dem Grossvater am heimischen See zurückbleibt, während die Helvetier ihren unglücklichen Auszug nach Westen antreten, als auch in der Beschreibung des Kampfes um die Wagenburg, an dem sich selbst die Kinder beteiligen. Ermüdend durch die häufige Anwendung der Inversion, um bestimmte

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter VIII, 23 f.

Ausdrücke hervortreten zu lassen, und den steten Gebrauch von Wörtern wie wild, jauchzend, vermag die Sprache trotz allen Aufwandes die gesuchte Wirkung nicht zu geben. Sie bleibt spröd und steif, was einige Beispiele zeigen sollen. „Auf mässiger Höhe über des Sees linkem Ufer stand eine mosigte Hütte und vor ihr ein mächtiger Greis, silberhaarig, hundertjährig; düster war sein Wesen, dunkel und träumend sein Auge, dem dunkeln See zu seinen Füssen gleich. Zwei Hunde lagen vor ihm im Grase; wild wälzte sich zwischen beiden ein Kind.“ — „Und wie vom Bogen der Pfeil durch den Raum fährt, schoss das wilde Mädchen über den Hügel hin ins Gebüsch.“ — „Unerschrocken krochen die Kinder zwischen die stürmenden Krieger und suchten mit ihren Messern die verwundbaren Stellen, und wenn ein eherner Fuss ein Kind zertrat, es stach jubelnd nach dem Fuss, der es zerquetschte.“ — „Da hob es (das Kind) rasch seine jungen Glieder, schlang seine Arme um des Grossvaters Hals, sprang dann wild und froh ins Leben hinein, und auch kein Schatten fiel auf seine frohlockende Seele.“ — „Mit dem lustigen wilden Kinde begannen einzelne Kinder munteres Spiel,“ usw.[1]

Ein Vergleich zwischen den wenigen bereits angeführten Stellen über die Pfarrerskinder oder über Jakobli und diesen hier genügt schon, um die für Gotthelf naturgemässere Schreibweise mit aller Deutlichkeit erkennen zu lassen. Der papierne Stil stellt sich leichter ein, wenn Gotthelf einen ihm fremden Stoff behandelt; aber er findet sich z. B. auch in den Rabeneltern, wo sich die dörfliche, dem Dichter so vertraute Umwelt armer Kinder gleich bleibt, wenn auch die Sage in ferne Vergangenheit gerückt ist. Die Beredsamkeit des Geistlichen ist somit für Gotthelf eher eine Gefahr, so wenig zu unterschätzen ist, dass ihre Schulung dem spätgereiften Dichter das Einbringen seiner überreichen Ernte erleichtert hat.

Der Pfarrer in Gotthelf ist auch seinem einzigartigen Sylvestertraum zu Gevatter gestanden. Verluste, die seine Freunde trafen, und wohl auch viel Leid, das er in seiner Gemeinde zu mildern hatte, brachten ihn auf den Gedanken einer Trostschrift. Er stellt sich vor, er selber liege, aller seiner Lieben beraubt, trauernd auf dem Friedhof und werde von ihnen mit Visionen getröstet. Bild um Bild entrollt sich vor seinen Augen, jedes einen andern Verlust und einen andern Ausweg aus dem Schmerze zeigend. Hier trösten abgeschiedene Kinder ihre Eltern und Geschwister, dort einigt der Gedanke an des verlorene Kind ein Ehepaar. Wiederum erscheint eine Gattin und Mutter ihrem Manne im Traum und gibt ihm Mut und Kraft, die verlassenen Kinder zu erziehen, oder eine Mutter stattet ihre Kleinen, die nunmehr unwerte Stiefkinder geworden sind, mit

[1] Der Druide, Springer XVI, S. 3, 19, 32, 36, 66.

Zufriedenheit und innerlichem Glück aus. Überall tritt in irgend einer Form die Trennung von Eltern und Kindern hervor, und dank ihrer Sprache liessen sich alle diese Szenen ohne weiteres in eine gehalt- und gefühlvolle Predigt hinübernehmen. Es ergeben sich auch hier wiederum Beziehungen zwischen Dichtung und Wahrheit, zumal der Kern eines jeden Bildes aus einem wirklichkeitstreuen Vorgang besteht. Nur einige Traumbilder entziehen sich ganz dem Tatsächlichen, laufen dann aber Gefahr, unklar, verschwommen und wirkungslos zu werden. Wo Gotthelf nicht auf der festen Erde wandelt, muss er zürnen und strafen können wie im Dursli oder im Kurt von Koppigen. Liebliche Fantasiegebilde misslingen ihm leicht; liebliche Wahrheit ist der wertvollere Ersatz, den er dafür zu geben hat.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass aus Gotthelfs Leben, aus Jugendzeit, Familie, Schule und Seelsorge verhältnismässig wenig bestimmt feststellbare Züge in die Dichtungen übergegangen sind. Aber unzählig durchziehen als Ausgleich die Verästelungen kleiner und kleinster Erlebnisse und Beobachtungen, von warmem Blut durchpulst, ihre Gewebe. Sie sind einzeln nicht sichtbar, aber wohin sie gelangen, tragen sie Gesundheit und Lebensfrische.

Gotthelf hat wie Pestalozzi in einem gesunden Familienleben die Vorbedingung für ein erspriessliches Volksleben gesehen. Jede Familie birgt in ihren Kindern die Keime zu neuen Familien und hat deshalb in der Erziehung dieser Kinder eine Pflicht zu erfüllen, die ebensosehr die Zukunft als die Gegenwart umfasst. Wo keine Familie mehr diese Aufgabe lösen kann, ist die Gemeinde dafür verantwortlich.

Dieses Stück Zukunft, das jede Generation der nächsten vorbereitet, bedeutet eine schwere Bürde der Verantwortung. Deshalb erachtet es Gotthelf als seine erste und notwendigste Aufgabe, das Gefühl dafür in seinem Volke zu wecken. Er stellt in seinen Werken Familien im Aufstieg oder Niedergang dar, mit den verschiedensten Zwischenstufen nach oben und unten, mit Einsturz und Wiederaufbau, mit gesichertem Erfolg und besiegeltem Untergang. An diesen guten und schlechten Vorbildern sollen die Volksgenossen ihr Gewissen schärfen und die Schwierigkeit ihrer Aufgabe richtig einschätzen lernen, aber auch den Mut zu deren Durchführung gewinnen, da sie ihnen in ihrer ganzen Schönheit und Überwindungskraft gezeigt wird.

Nach Gotthelfs Weise geschieht dies einesteils an praktischen Beispielen, daher die Kinder in seinen Werken eine so grosse Rolle spielen, anderenteils in Betrachtungen, die durch ein eingetretenes Ereignis, einen unbedeutenden Umstand, eine Redensart hervorgerufen werden können. Diese unkünstlerische, aber meist reizvolle Mischung von Handlung und Betrachtung bringt es mit sich, dass eine Arbeit über Gotthelfs Kinderdarstellung neben der poetischen Einkleidung

seiner vielgestaltigen Gedanken auch deren theoretische Abwandlung berücksichtigen muss.

Die meist durch hohe Schönheit ausgezeichneten Betrachtungen würden selbst einen eigenen Abschnitt rechtfertigen, wenn nicht damit die Notwendigkeit einer zu häufigen wörtlichen Wiedergabe verbunden wäre. Deshalb soll als Muster hier nur eine kleine Auswahl ganz kurzer Stellen Platz finden und im Laufe der Untersuchung gelegentlich ergänzt werden. „So hat der liebe Gott für das menschliche Herz gesorget, dass es weich bleibe im Leben. Erst giebt er einen Bräutigam, der schliesst es auf; dann kommen Kinder und reinigen es; dann kommen Grosskinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbsten kömmt und es verklärt mit seiner Klarheit.“ [1] — „Die Frau wusste auch nicht, dass ein Kind fast ist wie eine Orgel und die Töne hören lässt, welche man auf ihm anschlägt.“ [2] — „Niemand aber kann Liebe nach aussen ziehen und sie hervorlocken wie ein unschuldig Kind.“ [3] — „Je neumodischer man die Kinder erzieht, desto abergläubischer werden sie mit der Zeit werden.“ [4] — „Wenn's nur das war, so war sein (Annebäbis) Kummer weg, und es hatte die Aussicht, Grossmutter zu werden, und das ist halt Weiberschwachheit: wenn eine nicht mehr die junge Frau machen darf so recht herzhaft, so wird sie nichts lieber als Grossmutter. Da ist sie dann wieder was Neues, und ist im Stande, wenn sie es recht anstellt mit Flatieren, Lebkuchen und Täfelene, einen neuen Hof um sich zu versammeln, ihre Grosskinder alle, und aus jedem Großsohn einen treuen zärtlichen Liebhaber zu machen. Weiber geben nämlich das Liebhabern erst mit dem letzten Atemzuge auf.“ [5]

Neben zahlreiche solche Stellen ernster und fröhlicher Art reihen sich längere Betrachtungen, von denen als besonders schön und wertvoll diejenige über das Sterben von Kindern im Annebäbi hervorzuheben ist. „Wenn es zu Grabe läutet und einer fraget: ‚Wen begräbt man heute?‘, so antwortet vielleicht der andere: ‚Ume-n-es Ching‘, und ein vorübergehend Bettelweib setzt bei: ‚I bi doch der ungfelligist Hung, ha scho siebne, u-n-alli Jahr no eis, u stärbe wott i Gotts Name kes.‘ “ — „Ume-n-es Ching!“ ist bald gesagt, aber wer es sagt, weiss nicht, was er sagt. — „Ume-n-es Ching!“ Und weiss wer, was ein Kind ist und was ein Kind birgt? Das Kind ist ein Neujahrstag und der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in seinem Schosse; ein Kind ist ein Rätsel und in diesem Rätsel liegt vielleicht der Stein der Weisen. Ein Kind ist unendlich mehr als ein Mann:

---

[1] Annebäbi Jowäger, Vetter IX, 318.
[2] Bauernspiegel, Vetter I, 92.
[3] Ebenda, Vetter I, 14.
[4] Annebäbi Jowäger, Vetter VIII, 283.
[5] Ebenda, Vetter IX, 112 f.

um den Mann sind bereits die Schranken seiner Beschränktheit gezogen und ziehen alle Tage sich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken; der glücklichen Mutter ist der Traum erlaubt, es werde das All umfassen, über alle Sterbliche ragen, über die Endlichkeit hinaus in den Himmel hinein. Was gross war auf Erden, war ume-n-es Ching; ume-n-es Ching war unser Heiland, und was wären wir ohne dieses Ching! Ume-n-es Ching war jeder Held auf Erden, jeder Mann Gottes, jeder Wohltäter der Menschheit. Darum sind alle Kinder uns geheimnisvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schale birgt, wissen wir nicht; was aus dem Heiligtum der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kömmt, das kennen wir nicht." [1] usw.

Wer so hoch von den Kindern denkt, der ruht nicht, auch seine Mitmenschen den Kindersegen als solchen und nicht als Last empfinden zu lehren. Freilich ist dies leicht, wo Reichtum und Wohlbehagen zuhause sind; daher werden die Kinder reicher Bauern [2] nur so weit dargestellt, als sie zum Rahmen des geordneten, sicheren Bauerndaseins gehören. Wo allgemeine Dorffragen gelöst werden wie in der Käserei in der Vehfreude, oder wo ein im Reichtum wurzelndes seelisches Problem behandelt wird, wie in Geld und Geist, da ist für die gutgestellten Kinder überhaupt kein Platz mehr. Anders verhält es sich in den ärmeren Kreisen, und es hängt von der Arbeitslust und Tüchtigkeit der Eltern ab, ob ihnen die grosse Kinderzahl zum Segen gereichen solle. Die Aufgabe der Erziehung wird durch die äussern Umstände erschwert, weshalb Gotthelf die niedrigsten sozialen Schichten in Bezug auf diese Umstände durchprüft. Die ländlichen Helden seiner Erzählungen sind Kleinbauern,[3] Schulmeister, Handwerker,[4] Hausierer,[5] oder Taglöhner.[6] Einige treiben zugleich Landbau und ein Handwerk oder dieses neben dem Schulhalten und dem Hausieren, andere sind Bettler,[7] und das Fabrik- und Wirtshausleben spielt auch hinein.[8] Mit einer ausführlicheren Kinderdarstellung vereinigt, erreicht die sozial höchste Stufe Uli der Pächter, und die Einführung von Kindern geschieht hier offenbar deshalb, weil erst die Mutterschaft der Frau die letzte Reife und

[1] Annebäbi Jowäger, Vetter IX, 178 f.

[2] Wie des Bodenbauern in „Uli der Knecht" oder des Ankenbenz in „Zeitgeist und Bernergeist".

[3] Dürluftbauer in der Käserei in der Vehfreude, Schuldenbauer, Eltern von Jeremias im Bauernspiegel, von Käser im Schulmeister.

[4] Dursli, Besenbinder von Rychiswil, Hans Jakob und Heiri, Jakobs Wanderungen.

[5] Besenbinder, Erdbeeri-Mareili.

[6] Das gelbe Vöglein und das arme Margritli, Käthi die Grossmutter.

[7] Die beiden Raben, die Rabeneltern, Marei in den fünf Mädchen.

[8] Fünf Mädchen, Geltstag, Bauernspiegel, Uli der Knecht und der Pächter.

Stärke des Charakters gibt und das prächtige Vreneli dieser höchsten Lebensschule teilhaftig werden soll. Im Annebäbi Jowäger ist eine äusserlich gesicherte Stellung notwendig, weil sich die Wirkung des Buches steigert, wenn gezeigt wird, dass sogar in solchen Häusern Leichtsinn und Aberglauben das Leben der Kinder aufs Spiel setzen können.

Abgesehen von diesen Ausnahmen und von den vereinzelten Beispielen aus der Stadt oder aus geschichtlicher Vergangenheit [1] bewegt sich Gotthelfs Kinderdarstellung nur in der ärmeren Hälfte der ländlichen Bevölkerung. Dass er sich dadurch sein Ziel, die Kinder als einen Segen und ihre Erziehung als höchste Aufgabe erscheinen zu lassen, ungemein hoch steckt, liegt auf der Hand. Daher sind die unglücklichen Familien auch zahlreicher als die gedeihenden, diese aber um so wichtiger. Schon im Bauernspiegel geht es mit Jeremias Familie rasch zu Ende, weil die Mutter nichts wert und der Vater unselbständig ist, da er stets wie ein Knecht auf dem väterlichen Heimwesen gearbeitet und sich nie auf die Führung eines Hofes vorbereitet hat. Hand in Hand mit dem Verfall solcher Familien geht die Vernachlässigung der Kinder, deren Weg sich später in ein unrühmliches Dunkel verliert, während tüchtige Eltern auch in der grössten Armut wohlgeratene Kinder haben und sich für sie immer ein Ausweg aus der Not findet.

Gewöhnlich pflegen in einer Erzählung Beispiel und Gegenbeispiel dieser Art vereinigt zu sein, und zwar durch zwei Generationen der gleichen Familie oder durch zwei verschiedene Familien anschaulich gemacht, oder es wird im Laufe der Handlung das eine aus dem andern entwickelt. Das Elternhaus Peter Käsers bietet ein Bild des Niederganges, während seine Kinder im Zeichen des Aufstiegs geboren und von ihrer trefflichen Mutter erzogen werden. Peter selber kommt als einziger aus dem Kreis seiner faulen und missratenen Geschwister zu Ehren, gleich wie Jeremias, dessen Geschwister nach der Auflösung der Haushaltung dem Dichter gleichgültig werden, so dass er sie aus dem Gang der Handlung ausmerzt. Käthi (die Grossmutter) hat die anstelligsten, arbeitsamsten Kinder; ihre untaugliche Schwiegertochter Lisettli reiht sich würdig neben ein Elisi, eine Trinette [2] oder ein Eisi, [3] lauter pflichtvergessene Mütter, und es ist ein Glück für ihr Söhnlein, dass sie jung stirbt und dieses in die Hände seiner Grossmutter und einer guten Stiefmutter gelangt. Im

---

[1] Ein deutscher Flüchtling, Hans Berner und seine Söhne, Die schwarze Spinne, der Knabe des Tell.

[2] Uli der Knecht und der Pächter.

[3] Geltstag und Käserei in der Vehfreude. — Die Namen Lisettli, Elisi und Eisi scheinen bei Gotthelf Gedankenverbindungen mit schlechten Müttern hervorzurufen.

Geltstag hat der Tod des Vaters den Einsturz des morschen Familienwohlstandes zur Folge, und die materielle Entblössung der Witwe und der Waisen hält ihrer seelischen Verkommenheit die Wage. Als am Morgen nach der Steigerung der alte Götti kommt, um die gescheiterte Familie auf sein Gut zu holen und für die Kleinen ein Morgenessen verlangt, erhält er eine aus dem Munde einer Mutter an Roheit nicht mehr zu überbietende Antwort. „Befehlen gehe ring, sagte Eisi, aber z'Morge z'mache mit nichts, selb sei eine Kunst: d'Ching chönn es ihm nicht kücheln.“ [1] Zwei Kinder dieser Rabenmutter, das betfreudige Anne Liseli und Benzli verraten, einmal in gesunden Boden verpflanzt, lauter gute Eigenschaften und einen künftigen Aufstieg ihres Stammes. Vrenelis wohlerzogene Kinder sind die emporstrebenden Gegenspieler gegen Elisis und Trinettens verwöhnten und minderwertigen Nachwuchs: die Eltern drücken die Wage ihres spätern Geschickes in die Höhe und in die Tiefe. In einem stark an Lienhard und Gertrud erinnernden Ton wird in Hans Jakob und Heiri an den Familien zweier Handwerker gezeigt, was bei gleichen äussern Verhältnissen Arbeitsamkeit, straffe Zucht und Liebe bei den Kindern rühriger Leute erreicht und wie sich der Kindersegen in eine Last verwandelt, welche die Eltern rascher in den Abgrund zieht, wenn diese faul und genußsüchtig sind.

Wo die Mutter tüchtig bleibt und die Kinder ihr nacheifern, kann eine Verirrung des Vaters das Haus wohl nahe ans Verderben führen, aber nach überstandener Krise stellen sich der Wohlstand und das Familienglück überraschend schnell wieder ein. So ergeht es Dursli, der in den Wirtshäusern Arbeitszeit und -lohn verschleudert, während zuhause sein Bäbeli das schwerste Erziehungswerk, das an zeitweilig hungernden Kindern, vollbringt. Die gleiche Erfahrung macht Kurt von Koppigen, der sich im Gegensatz zu Dursli, welcher anfangs ein guter Vater ist, überhaupt nie um seine Kinder kümmert, bis sie ihm wie ein liebliches Wunder und ein unverdienter Segen am Krankenbett erscheinen. In gewissem Sinne gehört auch der rechnerische Uli in diesen Zusammenhang; wegen seiner ängstlichen Sucht nach Wohlstand missachtet er den unschätzbaren Besitz seiner Familie und ladet sich damit Schuld und Strafe aufs Haupt. Wie die andern an ihren Kindern pflichtvergessenen Männer führt ihn nach der reinigenden Krankheit ein Kinderhändchen ins Leben zurück.

Wo nicht beide Eltern einmütig für das Wohl ihrer Kinder sorgen, ist es also gewöhnlich der Vater, der den Rückschritt verschuldet, und die Mutter, die sich ihm entgegenstellt. Ihre Waffe ist die eigene rastlose Arbeit und eine vernünftige Ausnützung der

[1] Der Geltstag. Zahn, S. 344.

Arbeitskräfte ihrer Kinder. Die Kinderarbeit ist ein in Lienhard und Gertrud vorbereitetes und bei Gotthelf immer wiederkehrendes Motiv; es verliert unter seinen Händen die Steifheit, die es bei Pestalozzi noch verunstaltet, und entwickelt Humor, Anmut und sogar reine Poesie. Erdbeeri Mareili arbeitet anfangs mit den Geschwistern, später allein den ganzen Sommer emsig wie ein Bienchen, und seine Arbeit erscheint beseelt, poetisch und fast wie ein Spiel. Fast wie ein Spiel: denn das Spielen ist nichts für arme Kinder; es fehlt Gotthelf überhaupt das Verständnis dafür, und es bleibt Keller vorbehalten, das Liebliche des kindlichen Spiels zu enthüllen. Bei Gotthelf gilt nur die Arbeit, und er entsetzt sich innerlich über seinen Jakobli Jowäger, der nicht dazu angehalten wird. „Es düechte Hansli, Jakobli sollte nach und nach zur Arbeit genommen werden; wo er so alt gewesen sei, wie er, so hätte er schon vieles machen müssen; er lerne es nie ringer, hätte allbets sein Vater gesagt, sagte Hansli. Wenn aber Annebäbi sagte, er solle doch nicht ein Hung sein an seinem eigenen Kinde: ein sövli witziges Kind, wie Jakobli sei, werde selbst am besten wissen, wenn es Zeit sei, dass es mit dem Arbeiten anfange, und es sehe ja, Jakobli sei nie müssig und wenn er nicht lerne, so grüble er im Herd, oder schnetle er an einem Stecken, und alles, was er vornehme, stehe ihm bsonderbar wohl an, sie hätte noch kein Kind so gesehen: so stimmte Hansli völlig bei und plagte Jakobli nicht mehr. — So wuchs Jakobli auf. Er war 14 Jahre alt geworden und konnte den Flegel noch nicht stellen, hatte noch nie eine Bähreten Gras gemäht.“ [1] Wer nicht arbeiten kann, macht sich verächtlich: der Spott der Buben treibt endlich Jakobli dazu, sich aufzuraffen. „Er lernte dreschen und mähen und Hansli sagte: er hätte doch gedacht es sei am besten, man lasse die Kinder machen; wenn dann der Verstand komme, so ginge es von selbst.“ [2] Hier ist es Annebäbi, die Jakoblis Betätigung hintertreibt, ähnlich wie Hans Berners Frau die Söhnlein vor dem Arbeiten bewahren will.

Sonst aber pflegen vor allem die Mütter die Kinder dazu anzuleiten, und naturgemäss stehen deshalb bei der Kinderarbeit die kleinen Dienstleistungen der Mädchen im Vordergrund. „Mädchen hangen der Mutter an der Schürze und wie sie auf den Füsschen stehen können, hat man Hilfe von ihnen; sie heben was auf, sie tragen was nach, sie sehen zur Milch auf dem Feuer, dass sie nicht überläuft, zum Kraut im Hafen, dass es nicht anbrennt,“ [3] sagt die Base im Uli, und das kleine Vreneli leistet ihr und der Mutter alle diese unbedeutenden Dienste und wächst dabei zu arbeitsamer Tüch-

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter VIII, 21.
[2] Ebenda, Vetter VIII, 22.
[3] Uli der Pächter. Vetter VI, 101.

tigkeit heran. Durslis ältestes Kind hilft nach Kräften der Mutter arbeiten, damit es nicht betteln müsse. Das arme Margritli holt sich beim Holzlesen im Walde den Tod, weil es auch lieber arbeitet als bettelt, aber die vorgenommene Aufgabe seine schwachen Kräfte übersteigt. Jeremias und seine Geschwister gehen ihrer Grossmutter ebenfalls an die Hand und beteiligen sich sogar mit Jubel an der Zubereitung der Mahlzeit, die sie aus dem Hause und ins Elend treiben soll. Käthi besitzt schon als junge Frau die Gabe, ihre Kinder arbeiten zu lehren: „So bald die Kinder ihr vom Arme liefen, leitete Kätheli sie an, sich selbst zu helfen, sich gegenseitig zu helfen, der Mutter bei der Arbeit nicht im Wege zu sein. — Dann lernten sie auch, einen Kreuzer verdienen. Was das für ein Jubel war, als sie den ersten verdienten Kreuzer in Händen hatten!“ [1] Über Johanneslis Hilfe beim Ährenlesen oder beim Holzen ist Käthi in ihren alten Tagen überglücklich. Die herbere Grossmutter Jakobs wendet die Arbeit als eines der wichtigsten Erziehungsmittel an.

Wo Vater und Mutter beide den Arbeitsgeist haben und ihn auf die Kinder übertragen, geht es rasch vorwärts. Weder Hans Jakob und Anne Marei [2] noch Hansli und sein kurzweg „das Fraueli“ genanntes Eheweib [3] ragen an Geist und Begabung über den Durchschnitt, und doch gelingt ihnen, besonders dem zweiten Paar, die Erziehung des zahlreichen Nachwuchses überraschend leicht und sicher. „Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne dass es sie viel irrte. Sie bekam es, legte es ab, es schrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig und handumkehrt konnte man es schon brauchen. Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser, als an junge Katzen, die nach sechs Wochen schon mausen könnten. — Das Fraueli besass, sich selbst ganz unbewusst, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wusste selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht. Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süssigkeit des Müssigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines strapliziert oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. [4] Nicht

[1] Käthi die Grossmutter. Vetter X, 52 f.

[2] In Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber.

[3] Im Besenbinder von Rychiswyl.

[4] Besenbinder von Rychiswyl. Bartels IX, 405 f.

Verstandesvorzüge, aber übertragbare Regsamkeit und Liebe sind die Quellen des Erfolges bei der Erziehung zur Arbeit.

Noch deutlicher tritt dies im Schuldenbauer zutage, wo der Mann nach aussen schwerfällig und unentschlossen ist, die Frau zuweilen beschränkt scheint. Beiden ist aber Leben und Arbeiten eins, beide sind liebevolle und musterhafte Eltern, weshalb sie auch an ihren Kindern Freude erleben. Der Vater leitet die Buben in Stall und Feld, die Mutter die Mädchen im Haushalt an, und das sonst so trübe Buch erhält durch das Familienleben immer wieder freundliche Lichtblicke. Der Tag, den die Buben und Mädchen in Abwesenheit der Eltern unter lauter als Überraschung gedachten Arbeiten zubringen, gehört zum Besten, was Gotthelf an humorgesättigten Kinderszenen gelungen ist. In engem Zusammenhang mit der Kinderarbeit steht die Sitte, den Kindern über die Geldverhältnisse des Hauses stets die genaueste Auskunft zu geben. Gotthelf redet diesem Brauch sehr das Wort, denn das geschenkte Vertrauen ist wohl verdient.

Den Vorteilen kindlicher Arbeitsleistungen stehen aber auch schwere Schädigungen der jungen Kräfte entgegen. Darüber berichtet Gotthelf nicht nur in den kleineren Erzählungen, sondern die Helden seiner beiden grossen Erziehungsromane sind Opfer dieses Missbrauches und tragen deutliche Charakterspuren davon. Dass ein Verdingkind und Güterbub wie Jeremias sein Brot als Spielball von Meistersleuten, Meisterkindern, Knechten und Mägden sauer genug verdienen muss, ist weiter nicht verwunderlich, sollte er doch dafür dankbar sein, dass er von einer Arbeit zur andern gehetzt wird und für jedes Versäumnis des Gesindes herhalten muss. Er ist ja ein schutzloses, fremdes Blut, und niemand wird einem Grossbauern verargen wollen, dass er sich stolz an die barmherzige Brust schlägt; denn das dem verlassenen Kinde gewährte Obdach mag schon ein vollgerüttelt Mass von Lieblosigkeit und Ausnützung vertragen und bleibt nach aussen doch noch eine glänzende Wohltat. Der betroffene Knabe aber, der schon mit acht Jahren in diese schwere Lebensschule genommen wird, verhärtet sich, und sein Trotz wird später nur durch tiefes Seelenleiden gebrochen. Immerhin hat der Trotz für Jeremias auch Selbstgefühl und Willenskraft im Gefolge, und diese Eigenschaften sind, einmal geläutert, ein nachträglicher Gewinn der arbeitsreichen Kinderjahre.

Ärger als die Bauern an fremden Verdingkindern handelt der alte Käser an seinem Sohne. Nachdem er in den ersten Jahren das Kind mit Verhätscheln und Rühmen masslos verwöhnt hat, ist nach der Geburt des jüngsten Knaben und künftigen Erben des Schuldenhofes plötzlich Peterli seines Prinzentums enthoben.[1] Nach und nach

[1] Bernische Sitte des Minorats auf Bauernhöfen.

wird ihm das Spulen, das er betrieben hatte, um beim webenden Vater sitzen zu können, zur strengen Pflicht gemacht. Unter Schlägen und Scheltworten wird er schon früh an den Webstuhl gesetzt. Seine Zwangsarbeit in der dumpfen Kellerluft dient zum Wohlleben der übrigen Familienglieder: er selber hat davon keinen Nutzen. Sein ohnehin unentschlossenes Wesen duckt sich noch mehr unter der herrschenden Lieblosigkeit und Verachtung. Es ist, als ob die gebückte Haltung am Webstuhl auch auf das Wachstum seiner Seele hemmend wirkte. Die Unterwürfigkeit des Kindes wird beim Manne zur Willensschwäche und lässt sich wohl zuweilen unter schulmeisterlichem Hochmut verbergen, aber nicht mehr aus der Welt schaffen. Für Peterli bedeutet die frühe Arbeit einen Fluch, denn sie hat einen Stillstand seiner gesamten geistigen und Charakterentwicklung zur Folge. Vater und Mutter handeln schmählich an ihm, und wenn dieses von Gotthelf sorgsam und mitleidig verfolgte „Leiden eines Knaben" auch nicht mit dem Untergang endigt, so ist es in seinem bescheidenen Kreise doch ebenso ergreifend, wie das Schicksal des jungen Adeligen, das später C. F. Meyer gestaltet.

Ist es schon schlimm, wenn Eltern ihre Kinder arbeiten lassen, damit sie selber es um so bequemer haben, so ist es geradezu ein Verbrechen, die Kinder zu unrechter Tätigkeit zu zwingen. Eltern, die solches von ihren Kindern verlangen, brandmarkt der Volksmund als Rabeneltern, und die Sage ist geschäftig, ihre Schuld und ihr schreckliches Ende zur Warnung über das Land zu tragen. Auch Gotthelf gönnt ihr in seinen Erzählungen und Bildern einen Platz. Einleitend und sie veranlassend, geht der Sage eine kurze Erzählung voraus, welche in schlichter Weise von einem Elternpaar berichtet, das roh und grausam die Kräfte seiner Kinder missbraucht.[1]

Der Vater benützt sie als Vorspann für seinen Schlitten und fährt mit ihnen in den Wald, wo sie mit ihm Holz freveln müssen. Ein einziges Mädchen fleht umsonst, dass ihm diese traurigste Kinderarbeit erlassen werde, und gerade dieses verunglückt dabei tödlich. Der Schulmeister tritt an sein Schmerzenslager, spricht es von der unfreiwillig begangenen Sünde frei und verhilft ihm zu einem ruhigen Sterben. Fast 55 Jahre später vertieft Gerhard Hauptmann das gleiche, hier nur kurz angeschlagene Motiv vom Rabenvater, dem frommen, nur seinetwegen schuldig gewordenen Kinde und dem erlösenden Lehrer in Hanneles Himmelfahrt zu einem Traum und Wirklichkeit umfassenden Anklagedrama.

Wie das Motiv der Kinderarbeit bald in ernster und trauriger, bald in humorvoller Weise in den grossen und kleinen Schöpfungen

[1] Die beiden Raben und der Holzdieb.

Gotthelfs wiederkehrt, so gibt es noch andere Fragen aus dem Kinderleben, die ihn immer wieder beschäftigen. Die vornehmste ist die, inwieweit die Kinder Bildungsmittel der Eltern sind, und mit ihr steht die Charakteristik der Erwachsenen durch ihr Verhältnis zu den Kindern in engem Zusammenhang. Über die Kinder als ihre Eltern bildende Macht äussert sich Gotthelf im Geltstag, wo eben dieser bessernde Einfluss versagt: „Es ist allerdings wahr, Kinder sind sehr oft weitaus die kräftigsten Bildungsmittel. Wie manches Ehepaar entsagt den Lüsten der Welt, bricht sich Gewohnheit um Gewohnheit ab, scheinbare Bedürfnisse verlieren ihre zwingende Kraft, lösen in Nebel sich auf; es sucht Kräfte in sich und findet sie, spannt sie zusammen, ringt mit den Umständen, ringt mit dem Unglück, ringt Tag um Tag der Welt das Nötige ab, nährt die Kinder, bildet die Kinder, und während es arm geblieben wäre ohne Kinder, ist es reich geworden durch die erweckende Kraft der Elternpflicht. Es ist wahr, manch Elternpaar, wenn das erste Kind in der Wiege vor ihm lag, hielt zum ersten Mal ernste Rechnung mit sich selbsten, stellte seine Seele vor den Spiegel der Wahrheit und frug, ob so eine Seele würdig sei, Vater oder Mutter vorzustellen; frug ihn, was versteckt und abgelegt werden müsse, wenn das Kind Vater und Mutter ehren solle; darnach rangen sie, sich zu reinigen, und schauten ängstlicher nach des Kindes Miene, als Höflinge nach des Königs Gesicht, ob es sie halte für die starken würdigen Säulen, an denen seine Schwachheit erstarken, an denen der adeliche Mensch sich aufranken könne und hinstellen unter sein Geschlecht zur Ehre desselben und zur Freude seiner Brüder; so ward manches Elternpaar, das vielleicht versunken wäre in niedere Triebe, wild Gestrüpp, eine Zierde des Menschengeschlechts durch die zwingende Kraft der elterlichen Würdigkeit." [1]

Diese schönen Gedanken, ein weiteres Beispiel für die betrachtende Kinderbehandlung Gotthelfs, werden auf ihre knappste Formel zurückgeführt in der schon zitierten Stelle vom Menschenherzen: „Dann kommen Kinder und reinigen es." [2] Zahlreich sind die Väter, welche diese Reinigung erfahren, teils wie Dursli und Kurt auf gewaltsame Weise durch Träume, die ihnen ihre Schuld an den Kindern furchtbar zum Bewusstsein bringen und ihre Umkehr herbeiführen, teils auf natürliche Art durch ihr erwachendes Verantwortungsgefühl. Im Bauernspiegel bricht für Jeremias die unglückliche Geburt, die sein Anneli und ihr Kind das Leben kostet, die vielversprechende Charakterläuterung auf lange hinaus ab; aber es sind wiederum Kinder mit ihrer freigebigen Liebe und ihrem bildungsfähigen Geiste, die seine Bitterkeit vollends lösen und ihm am Ende

---

[1] Geltstag. Zahn, S. 139 f.

[2] Annebäbi Jowäger, Vetter IX, 318.

seiner wechselvollen Laufbahn das Geständnis entlocken: „Das Leben ist doch schön!“ [1]

Humoristisch sind die Vatergefühle des Schulmeisters gezeichnet: „Das Vatersein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kömmt sich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt sich, entbunden von der frühern Angst, leicht und froh, wie ein Fisch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt einen fast, man sollte fliegen können. Man weiss aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf steht, und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer sturmen Gans an sich.“ [2] Den ersten Schritt vom viel bedeutender Vorkommen zum viel bedeutender Werden legt das Söhnlein dem Vater dadurch auf, dass er zu Gevatter bitten muss. Es ist eine heilsame Willensanstrengung für ihn, die ihm aber, nach der drastischen Beschreibung eines solchen Ganges zu schliessen, ungemein sauer wird. Die warme Liebe zu seinen Kindern befähigt ihn zu jeglicher Entbehrung und spornt ihn zu rastloser Arbeitsamkeit an. Auch für eine gute Erziehung der Kinder ist er besorgt, und wenn er darin nicht gerade eine glückliche Hand hat, so ordnet er sich im Hinblick auf das Wohl der Kleinen immer der bessern Einsicht seiner Frau unter, für einen Schulmeister gewiss keine Kleinigkeit.

Die Männer Gotthelfs sind mit wenigen Ausnahmen keine Heldennaturen. Das hängt vielfach damit zusammen, dass sie auf dem väterlichen Hof arbeiten, den ihr Vater noch jahrelang auf seine Verantwortung leitet. Führen sie eine Frau heim, so ändert das noch nichts an ihrer Unselbständigkeit. Wenn sie aber Vater eines Sohnes werden, so kommt ein kleines Wesen in die Welt, dem sie dereinst den Hof übertragen müssen, und mit einem Schlag genügt ihnen ihre knechtmässige Stellung nicht mehr, eigene Meinungen erwachen in ihnen, die Arbeit hat einen höhern Sinn bekommen und wird ihnen doppelt lieb. Das Kind wird der Ansporn zur Entfaltung all ihrer Kräfte. „Es trifft sich, dass ihnen Kinder beschert werden; da erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und dass durch ihre Hände Gott Haus und Kinder regieren will; erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, dass sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel; und dass sie das nicht können und werden, wenn er nichts ist, wenn er ein Fösel ist, das fühlt er wohl; aus diesem heiligen Herde erhebt eine heilige Flamme sich, die nicht zornig aufschlägt, nicht düster glimmt, sondern stetig und allmählich Wärme durch alle Glieder giesst und ein bestimmtes Leben in jedes Handeln bringt.“ [3]

[1] Bauernspiegel. Vetter I, 387.
[2] Schulmeister. Vetter III, 134.
[3] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 150.

Kein folgsamerer Sohn, kein stillerer Gatte ist auszudenken, als Jakobli Jowäger; an ihm wird daher die weckende, aufrüttelnde Macht eines Kindes besonders deutlich. „Es erwachte in ihm das Gefühl, Vater zu sein, Schirm und Schutz seiner Kinder werden zu sollen. Wenn er sein Kind betrachtete, so freute er sich, dessen Vater zu sein und zugleich schämte er sich. — Als er nun zum zweiten Mal Vater werden sollte, ward er noch stolzer, aber um so dringender auch das Gefühl der Scham. Für was sollten ihn eigentlich seine Kinder halten, wenn sie zum Bewusstsein kamen?“ [1] Jakobli ergreift allmählich die Leitung des Bauernwesens. Was das bedeutet, wenn man, wie er, bis jetzt nie einen selbständigen Gedanken, nie einen eigenen Willen geäussert hat, und wenn man unter dem Regiment eines Annebäbi steht, ist kaum zu ermessen. Der gute Vater Hansli weint darüber Freudentränen, und dass nach dreissig Jahren ein frischer Zug die Arbeit der Männer belebt, dass verbessert und erneuert wird, hat nur ein kleines Kind vermocht.

Jakob der Handwerksgeselle hat den Kopf voll neuer Ideen; obenan stehen die freie Liebe und die Verpflichtung des Staates, für die Erziehung der Kinder zu sorgen. Nach diesen Grundsätzen handelt Jakob an Kathri, die er feig im Stiche lässt, nachdem er ihre Liebe und Treue missbraucht hat. Nun nimmt ihn das Unglück in die Schule, und als er ein anderer Mensch zu werden beginnt, führen ihn seine Wanderungen von einem Philemon und Baucis-Idyll, wo ihm der Wert einer schönen Ehe aufgeht, zu einem unglücklich verheirateten Paar, wo ihm das segensreiche Verhältnis der braven Mutter zu ihren Kindern eindringlich ins Gewissen redet. Noch wehrt er sich zwar für seine alten Grundsätze der freien Liebe und der Trennung der Eltern, sobald sie von einander genug haben, und über die Versorgung der Kinder macht er sich dabei keine schweren Gedanken. „Na, die Kinder,“ sagte dann Jakob, „die wird man nicht totschlagen, die kann der Vater nehmen oder kann die Mutter nehmen, wer sie am liebsten mag, und mag sie keins, je nun, so kann sie der Staat erhalten oder die Gemeinde, und das Gesetz muss dafür sorgen, dass sie gehörig erzogen werden und gebildet. Das ist das beste, da werden alle Kinder gleich erzogen, eins lernt, was das andere, und so wird dem Hochmut und der verfluchten Aristokratie, wo einer nicht bloss reicher, sondern auch gelehrter sein will, am gründlichsten ein Ende gemacht. Dann heulen auch die Mütter nicht so, wenn ein Kind stirbt, man kriegt nicht die Liebe, wie wenn man sie selbst haben muss, die doch manchmal einem kömmt, man weiss nicht, warum.“ [2] Das sind aber schon Rückzugsgefechte; denn Jakob hat eine heisse Liebe

---

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 146 f.

[2] Jakobs Wanderungen. Hunziker IX, 377 f.

zu einem Mädchen gefasst, so unpraktisch das ist, und als sie nicht erwidert wird, geht ihm die Erkenntnis seiner Versündigung an Kathri auf. Er beschliesst, sie zu heiraten; „dabei war ihm, als lächle ein klein Wesen ihm gar lieblich zu, zapple mit Händen und Füssen gegen ihn hin." [1] Der Tod hat aber Kathri und ihr Kind gerufen, als Jakob noch tief in seinen Verschrobenheiten steckte, und die Reue über seine verletzten Pflichten und über sein verscherztes Ehe- und Vaterglück vollendet seine Wandlung zum Manne. Wenn auch weniger augenfällig als bei Jakobli Jowäger, sind auch hier die Kinder, erst diejenigen Babettens und dann besonders das eigene, nie gekannte und schon verlorene, bedeutsam für die Entwicklung des Helden.[2]

Die Reinigung der Mutterherzen durch die Kinder fesselt den Dichter schon in seinem ersten Werk und lässt ihn fortan nicht mehr los. Sie beginnt bei der jungen Mutter schon vor der Geburt des Kindleins, und dieses findet sich bei seiner Ankunft in den Armen einer durch stille Gedanken, Freuden und Sorgen gereiften Frau. Die erste Mutter freilich, das herzgute Anneli, stirbt unter den Händen eines gewissenlosen Arztes. Ihr Tod ist die vom Dichter anerkannte, grausame Vergeltung für ihre ungesetzliche Vereinigung mit Jeremias. Anneli kann sich ihre Übereilung nicht verzeihen und sagt wehmütig die kommende schwere Strafe voraus. Dann hofft sie wieder, durch treues Ausharren in Mühe und Arbeit ihren Fehltritt sühnen zu können. Eine rührende Zartheit liegt in ihren wechselnden Stimmungen; keine Freude der werdenden Mutter ist dem Dichter zu gering, sie liebevoll und schlicht auszumalen. Das Anwachsen der kleinen, bescheidenen Aussteuer ist eine solche Freudenquelle, und schalkhaftes Vergnügen gewährt die Anleitung des rauhen Jeremias zum Verständnis all der zierlichen Sachen. Um so grausamer ist nach diesem beseligenden und die ganze Liebe Annelis entfaltenden Mutterglück ihr schmerzvoller Tod. Gotthelf mag das gefühlt haben; denn nie mehr lässt er eine junge Mutter mit ihrem Kind sterben, nachdem er zuvor durch die Feinarbeit seiner Schilderung das wärmste Mitgefühl und Miterleben des Lesers geweckt hat. Die düstere Stimmung, die den Verfasser des Bauernspiegels so erfüllt, dass er seine Anklagen wie Hiebe niedersausen lässt, erklärt und rechtfertigt diese tragische Zerstörung einer seiner lieblichsten Gestalten.

Das ähnliche Schicksal Kathris, das ihm wegen der feigen Flucht des Vaters und der Treue und Standhaftigkeit der verlassenen Mutter Gelegenheit zu noch traurigerer Ausmalung geben könnte, mildert er

[1] Jakobs Wanderungen. Hunziker IX, 427.

[2] In der schwarzen Spinne wird der willenlose Christen um eines Kindes willen zum Retter der ganzen Landschaft. Er wiederholt eine Opfertat, die in der ersten Zeit der Heimsuchung durch die schreckliche Spinne eine heldenhafte junge Mutter vollbracht hatte.

dadurch, dass er es als vergangen berichten lässt. Die Erzählerin tut es auf eine herzlose Weise, erhöht aber gerade damit die Wirkung auf den reumütigen Jakob, der gekommen ist, um sein Unrecht an Kathri gut zu machen. Das stille Heldentum und der Herzensadel der hässlichen, plumpen Dienstmagd, die sie in schweren Monaten unter Verfolgung und Verachtung erworben, treten um so schärfer hervor, je mehr sich der moralische Tiefstand ihrer Umwelt enthüllt. Das Unglück, welches das Kind über Kathri bringt, reinigt sie an den Umständen gemessen noch wunderbarer als Anneli.

Es erscheint kühn, als Angelpunkt von Erzählungen wie Bauernspiegel und Jakobs Wanderungen ein kleines, noch nicht zum Leben erwachtes Kind zu verwenden, entspricht aber der Eigentümlichkeit Gotthelfs, die Kinder oft nur um der Erwachsenen willen einzuführen. Das früh verstorbene Mädchen im Schulmeister, Hans Ueli im Schuldenbauer und Annebäbis Enkel sind solche Problemkinder. Etwas Ähnliches liegt auch in der Schürzung des Knotens in der schwarzen Spinne. Nach Gotthelf hat einzig Gottfried Keller im Schmied seines Glücks diese Verwendung von Kindern versucht; doch hielt er nur einen humoristischen Ton für zweckentsprechend.

Die Reinigung der Mutterherzen durch die Kinder vollzieht sich weiter an Mädeli, Meyeli und Vreneli.[1] Bei Meyeli, die dem unglücklichen Anneli wesensverwandt ist, wird die Erschliessung des Gefühls sehr fein an einer Taufe deutlich gemacht, wo sie als Patin ein Kind zur Kirche trägt. „Als es endlich das Tauftuch heben konnte, das friedliche Gesichtchen in süssem Schlummer sah, da brannten seine Augen in heisser Liebe; seine ganze Seele senkte sich in den Segen hinein, den der Herr über das Kindlein gab, und als es dasselbe draussen der Frau abgeben musste, um es heimzutragen, dünkte es ihns, es gebe etwas vom eigenen Herzen weg; es konnte sich nicht trennen vom Kindlein; der Thränen konnte es sich kaum erwehren, als die Frau mit dem Kinde davonging. Träumerisch kam es in die Kirche zurück; das Guggen und Schauen der Leute achtete es nicht; seltsame Ahnungen wogten in ihm auf und ab; bald ward ihm so süss zu Mute wie noch nie, dann wieder so weh, dass es den Kopf zum Sterben hätte legen mögen, und Thränen rannen über seine Wangen, es fühlte sie nicht. Als die Predigt aus war, war es ihm, als erwache es aus tiefem Traume, und was es geträumt, wusste es doch nicht.“ [2] Der Grundzug von Meyelis Charakter ist Selbstlosigkeit und Hingabe, und diese Eigenschaften werden fast zu übertriebener Stärke gesteigert, als sie Mutter ist. Nicht nur reibt sie sich in der

---

[1] Im Schulmeister, Annebäbi und im Pächter.

[2] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 87 f.

Erfüllung ihrer Pflichten körperlich fast auf, sie lässt auch ohne Neid und Bitterkeit zu, dass ihr Annebäbi den ältesten Buben entzieht und verwöhnt. Sie kämpft um Annebäbis willen ihren Schmerz beim Tod des Bübleins gewaltsam nieder und gibt sogar ihr kleines Meyeli, das ihr bis dahin allein gehörte, der Grossmutter zum Troste her, so sehr ist ihr die wunschlose Unterordnung zum Wohle anderer zur zweiten Natur geworden.

Vreneli ist vor der Ehe herb, ja zuweilen scharf. Sie wird durch die Kinder weicher und schmiegsamer, ausgeglichen und vertieft in ihrem Wesen. Ihre warme Mütterlichkeit zeigt sich auch wieder bei der Taufe eines armen Patenkindes besonders schön. In nachdenklicher Stimmung und voller Sehnsucht macht sie sich auf den Heimweg. „Es verlangte ihns nach seinen Kindern; schon mehr als 12 Stunden hatte es sie nicht gesehen und dies noch nie erlebt,“ [1] bemerkt der Dichter mit grosser Feinheit. Er verliert wenig Worte über Vreneli als Mutter: aber hinter jeder noch so schlichten Episode steckt stets eine ganze Reihe tüchtiger Eigenschaften.

Mädeli steht in der Mitte zwischen Meyeli und Vreneli, hat das weiche Gemüt der einen und, wo es Not tut, die Festigkeit der andern. Ihr gereichen die Kinder alle zum Segen; ihre geistigen Kräfte entfalten sich, um den Druck der kümmerlichen Verhältnisse von den Kindern fern zu halten. Staunend sieht der Schulmeister ihre Gedanken ans Licht treten, ihre unbeirrte, zielsichere Erziehung einsetzen, während er, der Erzieher von Beruf, als ein Stümper daneben steht. Nur aus Liebe zu ihren und zu allen Schulmeisterskindern überwindet Mädeli ihren Widerwillen gegen die öffentliche Schilderung ihres Familienlebens. Als nach dem Tod ihres Vaters die erbschaftshungrigen Verwandten herkommen und in ihrer Gier auch den Besitz des Schulmeisters forttragen, ja sich selbst am Kinderbettchen vergreifen möchten, steht der Mann stumm daneben. „Da flammte aber auf einmal, wie aus einem Hause, das der Blitz getroffen, die Feuersäule, aus Mädeli der Zorn empor:“ [2] sie rettet ihrem Kinde das Bettlein. Die Mutterliebe verursacht diesen einzigen Zornausbruch ihres durchaus friedlichen Wesens. „Mädeli hatte das Bewusstsein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wusste bereits, dass es Kraft zum Tragen hatte; aber seine Entschlossenheit zum Handeln, wo die Not an Mann trittet, die hatte ich erst heute bei ihm bemerkt.“ [3]

Die Kraft zum Tragen, auf die Käser anspielt, hat Mädeli beim Verlust ihres zweiten Kindes bewiesen. Gotthelf legt ihr damit die

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 280.
[2] Schulmeister. Vetter III, 198.
[3] Ebenda, Vetter III, 201.

äusserste und schwerste Prüfung für eine Mutter auf. Eine lange Nacht durchringt Mädeli in Schmerz und Zweifel; im heftig arbeitenden Gehirn entstehen Erscheinungen des toten Kindleins und des Heilands. Mädeli kämpft nicht nur gegen den Schmerz; sie kämpft um ihren kindlich frommen Glauben. Erhält sie ihn in diesem schwersten Leide ungebrochen, so kann ihn ihr nichts mehr rauben, und sie wird Siegerin. „So ward mein Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt; es war ihm zum Engelein geworden, das ihm sein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdischen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überschritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. sie reinigte sich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in seinem Namen und liebte alle mit seiner Liebe und verdammte niemand, sondern überliess das Gericht dem, der gesagt hat: Ich will vergelten. — So that ein totes Kind an seiner Mutter. Mütter, so können und wollen euch alle toten Kinder thun.“ [1] Mädeli ist die beste Vermittlerin, durch deren Mund Gotthelf allen so hart getroffenen Müttern Trost spenden kann. Sie allein ist für ein solches religiöses Bekenntnis innerlich gross genug.

Einer andern Mutter, Anne Marei im Schuldenbauer, gebricht es an Glaubensstärke, um den Stachel aus der Wunde zu ziehen, die ihr Hans Uelis Tod geschlagen hat. Der wühlende Schmerz bereitet in ihr die Schwermut vor, die der drohende Geltstag zum Ausbruch bringt. Eine Frühlings- und eine Weihnachtspredigt scheinen ihr freilich die gleiche erlösende Wirkung zu bringen, wie Mädeli der Glaubenssieg; denn von jetzt an hat auch Anne Marei „ein himmlisches Engeli und nid ume so es irdisch's Bübi“,[2] an das sie denken kann. Die Wiedervereinigung mit Hans Ueli ist der Pfeiler ihrer Religion, zu gleich das Ziel ihres Verlangens. Diese Sehnsucht wird im Unglück übermächtig und treibt sie in selbstmörderischer Absicht aus dem Hause; aber die Liebe zu Hans Ueli ist noch stärker als der Zerstörungstrieb und führt die umnachtete Mutter auf sein kleines Grab. Sie wird ohnmächtig gefunden und gerettet. So leitet das tote Kind seine Mutter in einer dunklen Stunde am Tode vorbei.

Infolge ihrer Liebe zu den Kindern rafft sich selbst Liseli in den Fünf Mädchen zu häuslicher Zurückgezogenheit auf; aber das Trinken kann sie nicht mehr lassen, und ihr benommener Kopf verhindert sie bei einem plötzlichen Brandausbruch an der Rettung ihrer Kinder. Sie stürzt zurück in die Flammen und findet mit ihnen den Tod. „Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen

[1] Schulmeister. Vetter III, 178.
[2] Schuldenbauer. Springer XIX, 83 f.

gesühnt: und manches Herz betete für ihns, dass Gott seiner armen Seele gnädig sein möge.“ [1]

Gotthelf steht mit seiner Darstellung der reinigenden Kraft der Kinder und der dadurch bedingten Entwicklung der Eltern einzig da. Kellers selbstsichere Gestalten wie Frau Lee, Marie oder Martin Salander kennen diese späten Wandlungen nicht. Eine Ausnahme macht Frau Regel Amrain, die einen Dienst ihres Sohnes dadurch belohnt, dass sie in jahrelanger Aufopferung nur als ein Vorbild für ihn lebt. Meyer hat das Verhältnis zwischen Eltern und Kind nur im Leiden eines Knaben gestreift. Gotthelf behandelt auch von allen drei den Kindertod am häufigsten, teils, wie gezeigt worden ist, in Verbindung mit seinem Reinigungsmotiv, teils in andern Zusammenhängen.

Das Sterben der armen Kinder in den Rabeneltern und den Beiden Raben bezweckt, Mitleid und Hilfe zu wecken. Ebenso erfriert das arme Margritli nicht umsonst im Walde; sein Schicksal soll Kinderherzen ergreifen und zur Mildtätigkeit erziehen, was an der kleinen Zuhörerschaft der Rahmengeschichte sogleich gelingt. In der Frau Pfarrerin muss das Pflegesöhnchen sterben, weil nur schwere Krankheit das Gute in ihm an den Tag bringen und nur der Tod das drohende Unheil einer schimpflichen Zukunft abwenden kann. Die schwachen Pflegeeltern erkennen eine Fügung Gottes, der ihnen die Schuld an dem Verderben einer Seele ersparen will. Die Schwarze Spinne fordert auch ein kindliches Opfer; denn nachdem ein Kindlein der Gewalt des Teufels entrissen ist, „bis es sich ihm freiwillig übergeben will,“ [2] nimmt es Gott hinweg, und die Mutter tröstet sich leicht über den Verlust des Leibes, da die Seele gerettet ist. Erdbeeri Mareili verliert durch den Tod ihre kleinen Geschwister und Gefährten beim Erdbeerensammeln. Das gläubige, träumerische Kind beschäftigt sich von nun an unausgesetzt mit ihnen, ob sie ihm nicht als Engel erscheinen könnten, um ihm vom Himmel zu erzählen, oder ihm ein Körbchen himmlische Erdbeeren zu bringen. Die Mutter erschrickt über solche Reden, die sie als Vorboten des nahen Todes dieses letzten Kindes ansieht. Mareili aber lebt im engsten geistigen Verkehr mit den Verstorbenen, und diesem innigen Verhältnis, dieser Treue verdankt es ein Erlebnis, das fortan sein ärmliches Kinderdasein mit überirdischem Glanz erfüllt. Denn niemand vermag dem glücklichen Mareili auszureden, dass ihm im Wald als Bote der Geschwister ein Engel erschienen sei, bis es diesen später als Schlossfräulein wiederfindet.

Annebäbi Jowäger ist der schwierigste Charakter, den Gotthelf

---

[1] **Fünf Mädchen. Vetter IV, 193.**

[2] Die schwarze Spinne. Springer XV, 65.

gezeichnet hat. In ihr geruhsames Dasein trägt der Tod eines Enkelkindes plötzlich eine Krise. Die Charaktertreue verlangt, dass diese bei richtiger Behandlung überwunden wird, dass aber daraus weder ein Segen, noch eine Entwicklung, sondern schliesslich nur ein schmerzliches Erlebnis entsteht. Das Büblein stirbt umsonst, wenn man nicht die im Schuldenbauer ausgesprochene Ansicht übernehmen will, dass Gott es aus gutem Grund zu sich genommen habe, weil es ein „Meisterlos" war. „Die Geschichte von Joseph wiederholt sich noch alle Tage, aber desto seltener gibt es aus einem Meisterlos einen Joseph." [1]

Annebäbi ist vom Glück begleitet gewesen; erst hat Jakobli ihre Heilversuche bei den Blattern überstanden und nur ein Auge eingebüsst; dann sind ihre Heiratspläne zum Wohle aller gescheitert. Ihre Angehörigen geben immer vor, das Gegenteil von dem tun zu wollen, was sie in Wahrheit bezwecken, und wenn dann Annebäbi ihrem Geist getreu sich auf das Gegenteil dieser Pläne versteift und es durchsetzt, so haben schliesslich alle ihren Zweck erreicht und leben zufrieden und in Eintracht. Da stirbt mangels ärztlicher Pflege das vergötterte Enkelkind Annebäbis, und ein hitziger junger Vikar, der die beschränkten Grenzen ihres Verständnisses nicht kennt, löst in der vom Schmerz Erschütterten die Wahnidee aus, sie habe den Tod des Kindes verschuldet. Überzeugend entwickelt sich aus der Verzweiflung stufenweise der Wahnsinn bis zum Selbstmordversuch; denn hier ist das Kind vermeintlich zum Ankläger der Grossmutter geworden und kann sie nicht wie Hans Ueli seine Mutter davor bewahren, Hand an sich zu legen. Die Heilung soll das kleine Meyeli herbeiführen; es wird Annebäbi als ein Vertrauenspfand und zum Ausfüllen der Lücke in ihrem Herzen überlassen. Das lächelnde Kind erfüllt unbewusst seine Aufgabe, und Annebäbi wendet ihm sogleich ihre brachliegende Fürsorge zu, um so mehr, als sie Mädi als Pflegerin verdrängen kann. „Es wäre aber sehr schwer, auszumitteln, was Annebäbi kuriert, ob, nach der Ansicht des Doktors, die Liebe zum Kind oder eine andere Kraft, welche gar nicht in Rechnung gebracht worden, die Eifersucht gegen Mädi", [2] bemerkt Gotthelf einschränkend zum Heilerfolg durch das Kind.

Annebäbi ist ein vorzügliches Beispiel für jene Gestalten, die ihren Charakter durch ihr Verhalten Kindern gegenüber mit voller Schärfe zeigen. Mit nicht zu überbietender Herzenseinfalt bewundert sie erst die Geistesgaben ihres Jakobli und nach dreissig Jahren genau gleich die seines Söhnleins. Herrlich kann sie als Grossmutter ihre Erziehergaben entfalten. Sie hat zwei Enkelkinder, verhätschelt aber

---

[1] Schuldenbauer. Springer XIX, 186.

[2] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 322.

nur das Brüderchen, während ihr das Schwesterchen gleichgültig, ja fast zuwider ist, ausgenommen wenn der Kleine nicht gehorchen will. Dann nimmt sie das Mädchen auf den Arm und sagt zum Büblein: „He nu, we du nüt vo mir witt, wott i o nüt meh vo dir, i ha jetz es angers Ching.“ [1]

Nun folgen Verhandlungen, der Friede zwischen Grossmutter und Enkel ist bald geschlossen, und das Schwesterchen wird bis zum nächsten Mal auf die Seite gestellt. Eine einzige Seite hat dem Dichter genügt, die schwache Grossmutter und den ungezogenen Buben in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu zeichnen, und eine Randglosse vollendet das Bild: „So prächtig erzog Annebäbi, so prächtig wird noch an gar manchem Orte erzogen, und was keine Kuh thut, thut der Mensch.“ [2] Nach dem Tod des Bübleins ruht diese bequeme Handhabung der grossmütterlichen Gewalt und wird durch das Ausschelten des kleinen Meyeli ersetzt. Denn ein Widerspruch zwischen ihren Worten und ihrem Herzen ist Annebäbi ebenso notwendig wie die Luft; aber „Meyeli fasste dieses vollkommen, und während Anne Bäbis Worte lauter Tadel waren, war doch lauter Holdseligkeit zwischen ihnen.“ [3]

Ebenso getreu folgt Käsers Mutter ihren Anlagen in ihrem Verhalten zu den Kindern und Enkeln. Parteiung und Spaltung in der Familie gehören zu ihren Lebensbedürfnissen, so wie Annebäbi unumschränkt herrschen muss, um glücklich zu sein. Sie führt einen stillen Krieg gegen ihren Mann und einen offenen gegen den armen Peter und pflanzt Zank und Uneinigkeit unter den Geschwistern. Da sie selber nicht ehrlich ist, werden auch ihre Mädchen diebisch und nehmen später ein böses Ende. Sie begibt sich in ihren alten Tagen zum Schulmeister, den sie als Kind so hart verfolgt hat, und lässt sich von ihm erhalten. Es gelingt ihr nicht, die jungen Eheleute zu entzweien, weshalb sie den kleinen Peterli an sich zieht, um mit ihm gegen den übrigen Haushalt Partei zu ergreifen. Sie macht jede vernünftige Erziehung des Knaben unmöglich; denn in ihrer Gegenwart darf ihn niemand bestrafen. Gegen gelegentlich in ihrer Abwesenheit nachgeholte Strafen empört sich natürlich das Rechtsgefühl des Buben, so dass die Eltern davon absehen müssen. Die Grossmutter wird die Dulderin seiner Launen, macht ihn zu einem „Meisterlos“ durch allerei Näschereien, die er mit den andern Kindern nicht teilen darf, und erweckt in ihm den Glauben, als ob die Eltern ihm nur übel wollten. All das tut sie aus Parteiungssucht und auch aus Liebebedürfnis, das sie nicht besser zu befriedigen weiss, weil ihre ganze

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 166.
[2] Abenda. Vetter IX, 167.
[3] Ebenda. Vetter IX, 351.

Natur in Bitterkeit und Misstrauen erstarrt ist. Sie hinterlässt Mädeli im verzogenen Büblein ein schweres Andenken und eine grosse Erziehungsaufgabe. Von Peterli ist fortan kaum etwas Gutes zu berichten, denn er bleibt ein kleiner Tyrann, und Käser ist für den einzigen Sohn ein blinder Vater, an dem die Mutter nicht nur keine Hilfe hat, sondern den sie zurückhalten muss, damit er den Buben nicht noch mehr verderbe.

Es ist offenbar das Vorrecht der Grossmütter, den Enkeln gegenüber schwach zu sein, auch wenn sie die eigenen Kinder mit kräftiger Hand erzogen haben. Dafür ist Käthi ein Beispiel; ihr Johannesli wird verwöhnt wie nur je ein Enkel, und doch ist er ein durchaus liebenswürdiges Kind im Gegensatz zu Peterli und zum kleinen Jowäger. Er bleibt es sogar noch, wenn er zwängt und die arme Grossmutter ihm vor den Leuten schamvoll aufs Wort gehorchen muss. Käthis liebes Wesen erklärt die Gutartigkeit des verzogenen Enkels; denn er hängt leidenschaftlich an der Grossmutter und lebt unwillkürlich ihrem Vorbild nach. Schon jetzt tröstet sie der Fünfjährige mit ihren eigenen Worten, und seinen Hartkopf setzt er meistens zu ihrem Wohl auf, um trübe Gedanken und Kummer von ihr zu scheuchen. Nichts könnte besser Käthis Herzenseinfalt an den Tag bringen als ihr Verhältnis zu Johannesli. Sie erzählt ihm, selber gläubig, alle wunderbaren Geschichten, die sie „vom Teufel und dem Bölimann, von Gott und den Engeln und dem Heiland“ [1] weiss. Als sie eines Abends zusammen in den Nebel geraten und darin alle Schreckgespenster erblicken, ist Käthi um kein Haar vernünftiger als das Büblein. Sie begreift nicht, dass ihre Erzählungen die Phantasie aufregen und so die Quelle von Johanneslis vielseitigen Einfällen werden. Daher kehrt bei ihr der Ausruf immer wieder: „Ei aber nein, was dir nicht alles in Sinn kömmt!“ [2] Johannesli dagegen hat viel logischen Sinn, weshalb er z. B. nicht einsieht, warum Käthi sich schämt, im Wirtshaus gewesen zu sein, und es doch überall erzählt. „Aber Grossmutter,“ sagte endlich Johannesli, „wenn du es doch ungern hast, wenn die Leute wissen, wo du gewesen, so musst du dich nicht bei allen stellen und es selbst ausdampen. Wenn du es allen Leuten sagst, so vernimmt es der Bauer noch diesen Abend und kommt er und jagt uns aus.“ — „Du tausends Bubeli du,“ sagte Käthi, „was dir nicht in Sinn kömmt, ei nein aber, was du für einer bist! So komm jetzt schnell, dass kein Mensch uns mehr sieht.“ Und beim nächsten Menschen stellte sich Käthi wieder und war nicht wohl, bis sie gebeichtet hatte; von wegen wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über.“ [3]

---

[1] Käthi die Grossmutter. Vetter X, 332.
[2] z. B. ebenda, S. 18.
[3] Käthi die Grossmutter. Vetter X, 87 f.

Käthi möchte an einem Wochentag ihren Sohn besuchen; Johannesli will aber Sonntags gehen und erreicht seinen Zweck durch wohlbedachte Reden: „Aber was sagt dann die Bäuerin, wenn du an einem Werktag herumläufst? Balgest du nicht immer über die, welche am Werktag herumlaufen und sagst, es seien faule Leute, sonst blieben sie daheim und thäten was?“ Das schlug die Grossmutter; denn wer nicht völlig radikal unverschämt ist, den schlägt nichts mehr als die eigenen Worte. Sie stand da, die Grossmutter, ganz als ob sie vom Himmel herabgefallen wäre, und sagte endlich: „Selligs habe ich doch noch nicht erlebt; so ein Pfiffiger ist mir nicht vorgekommen. Was wird der Pfarrer für Augen machen, wenn du zu ihm in die Unterweisung kömmst! so einen Pfiffigen hat er sicher auch noch nicht gehabt. Der kann sich nur vorsehen, sonst wirst ihm auch Meister. Nein aber auch, mir so was aufzulesen und mich damit abzutrümpfen!“ [1] Natürlich siegt nun das Büblein. Diese schalkhaften Stellen bergen in ihren ungekünstelten Zwiegesprächen eine unerschöpfliche Fundgrube der Charakteristik für die Grossmutter und den Kleinen.

An weiteren Hauptpersonen, die durch ihr Verhältnis zu den Kindern charakterisiert werden, seien Hansli Jowäger, Hans Joggi und Anne Marei im Schuldenbauer und Steffen und Eisi im Geltstag genannt. Hanslis stille Güte und Wohlmeinenheit darf sich nur herzhaft zeigen, wenn sie Annebäbi als Echo ihrer Gefühle willkommen ist, also vor allem dem vergötterten Wunderkind Jakobli gegenüber. In unbeobachteten Augenblicken aber erhellt sie das freundliche, runzelige Gesicht des Grossvaters und macht sich in unbeholfenen Zärtlichkeiten für den kleinen Enkel geltend. Neben seiner Bewunderung für Jakobli, später auch für Meyeli, und seiner musterhaften, selbstlosen Anpassung an seine Frau, enthüllt eine Kinderepisode wie etwa die folgende am besten das Wesen des guten Hansli. „Hatte Jakobli den Buben bei Tauben und Hühnern, so nahm ihn Sami, setzte ihn auf die Mähre und tränkte diese, dem Buben z'lieb, mitten im halben Tag. Aber beim Brunnen nahm ihn Hansli ab dem Ross und trug ihn zu den Schafen, den Schweinen, bis der Bub mit dem Knie ihn müpfte, und weiter wollte. Dann ging er wohl mit ihm unter die Bäume, und wenn er einen Apfel fand, der nur klein wenig rot am Backen war, oder eine Birne, die etwas weniger hart war als Solothurnersteine, so musste der Bub sie haben, und da derselbe nicht darein beissen konnte, so nahm er das Messer, machte kleine Schnäfeli und sagte: „Du musst doch wisse, wie d'Öpfel e Chust hey.“ [2]

---

[1] Käthi die Grossmutter, Vetter X, 191.

[2] Annebäbi Jowäger, Vetter IX, 140 f.

Hans Joggi hat viel Ähnlichkeit mit Hansli Jowäger; sein Verkehr mit den Kindern zeichnet sich durch seine wortkarge und dennoch tüchtige Anleitung aus. Auf die Kinder macht aber die Ruhe des Vaters weit weniger Eindruck als die vielen Worte der Mutter. „Der Vater hatte viel gearbeitet, aber Anne Marei gesprochen und regieret, ihr Wille hatte sich den Kindern geoffenbaret, daher schien sie des Hauses Hauptstück oder Säule, die alles zusammen und aufrecht hielt; war es auch nicht so, kam's doch den Kindern so vor, ihre Hand war viel mehr in ihren Haaren oder auf ihren Nacken als die des Vaters, und doch hatten sie mehr Vertrauen zu ihr als zum Vater." [1] Der Umgang mit den Kindern verrät auch hier wieder aufs deutlichste das Wesen der Eltern.

Bei den Wirtsleuten auf der Gnepfi drängt sich die gleiche Beobachtung auf. Im Grunde gutmütig, aber gedankenfaul bis zum äussersten, kümmert sich Steffen um seine Kinder nur, wenn er gerade am Essen und Trinken und dabei gebefreudiger Laune ist. Sonst lässt er sie mit dem gleichen sträflichen Leichtsinn tun, was sie wollen, wie er seine Wirtschaft vernachlässigt. Eisi dagegen hat kaufmännischen Geist und schlägt Gewinn aus den Kindern, nicht dadurch, dass sie dieselben arbeiten lehrt, dazu ist Eisi selber zu faul, sondern dadurch, dass sie sich nach jeder Geburt etwas Schönes schenken lässt oder sich sonst ein ausserordentliches Vergnügen leistet. Nach Art oberflächlicher Frauen putzt sie einmal die Kinder auf, um mit ihnen ihrem Stolz zu schmeicheln, und lässt sie wiederum wochenlang schmutzig und ohne Aufsicht herumlaufen. Auf eine feine Weise dienen an der Steigerung auf der Gnepfi einzelne Gegenstände dazu, ihre ehemaligen Besitzer zu kennzeichnen. Von Steffen kommt der Stutzer, die Ehrenwaffe, unter den Hammer, von Eisi ein Kinderwagen. An diesem Wagen, der nicht der Kinder wegen, sondern nur zur Befriedigung von Eisis Eitelkeit und zum Ärgernis der Nachbarschaft gekauft, dann wie alles andere wohl gebraucht, aber nie in Stand gehalten und dem Verderben preisgegeben wurde, enthüllt Gotthelf mit beissender Satire ihre Selbstsucht und liederliche Haushführung. Es ist eben kein Gegenstand zu klein oder zu nichtig, er lässt ihn unter seinen Händen eine ungeahnte Bedeutung gewinnen.

Nicht nur Hauptpersonen kennzeichnen sich durch ihr Verhalten zu den Kindern. Auch Nebenpersonen, wie z. B. Trinette oder Elisi,[2] oder an Bedeutung noch untergeordnetere, wie etwa das Wirtsehepaar im Bauernspiegel, bei dem Jeremias als freiwilliger Kindererzieher seinen Lebensabend zubringt, werden auf diese Weise rasch und sicher charakterisiert. Die kurze Spanne Zeit, während der die

---

[1] Schuldenbauer, Springer XIX, 333.

[2] Im Uli.

Wirtskinder aufstehen und mit den Eltern frühstücken, genügt schon zu einer gedrängten, aber alles Wesentliche umfassenden Schilderung der Familie und ihrer einzelnen Glieder. Ein schlagendes Beispiel ist auch in seiner kurzsichtigen Liebe zu den eigenen Kindern und seiner Härte gegen den Güterbuben der Bauer, bei dem Jeremias zuerst verdingt wird. Auf blinder Bewunderung für seinen Nachwuchs fusst die Nachgiebigkeit des Bauern und beruhen alle Leiden des Verdingkindes. Nichts ist in dieser Beziehung aufschlussreicher als eine kurze Gebetszene: „Der älteste Knabe betete sonst vor Tisch. Ich war noch nicht lange da, so kam es ihm einmal, da wir böse übereinander waren, in Sinn, das sei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater sagte: „Johannesli, bet!“ sagte Johannesli: „Vater, der Bueb cha bete!“ „Bueb, bet!“ hiess es. Das ärgerte mich nun, dass er mich mit dem Beten sollte strafen können, ich betete nicht. Da hiess es lauter: „Bueb, wotsch bete oder nit!“ Aber der Bueb betete nicht. „Du Donnersbueb, wotsch jetzt bete?“ schrie der Alte und fasste mich beim Haar. Unter Heulen betete ich, und Johannesli sagte spöttisch: „Gäll, du hesch müesse?“ [1]

Dieses Augenblicksbild väterlicher Erziehungskunst ist sehr aufschlussreich. Noch viele Eltern haben wie dieser Bauer den eigenen Kindern keinen Willen entgegenzusetzen. Sie befehlen und strafen gedankenlos, ohne sich über die Erfolge ihrer Erziehung oder die Wirkung ihres persönlichen Wandels auf die Kinder je Rechenschaft zu geben. Die Schuld an auffällig misslingenden Versuchen, denn über blosse Erziehungsversuche kommen sie selten hinaus, schieben sie der Zeitströmung mit ihrem Mangel an Religion zu. Auch gewährt ihnen die Meinung leichten Trost, dass den Kindern der Verstand schon kommen werde, wenn es an der Zeit sei. Gegen diese aus uneingestandener Bequemlichkeit vor den Mühen der Erziehung stammenden Ausflüchte richten sich die heissesten Bemühungen Gotthelfs. Ein unsinniger, hässlicher Neid bricht beim Bauernstand hervor, wenn strebsame Arme ihre Kinder tüchtig schulen lassen möchten, und fusst in dieser Faulheit der Bauern sowie in ihrem Standesstolz, weil die Gefahr der Überflügelung von ihrer Seite unfreiwillige Anstrengungen der Abwehr herausfordert. Mit diesem Neid machte Gotthelf in seiner Gemeinde bittere Erfahrungen, und er widmet ihm in der Armennot einen rücksichtslos das „verkappte aristokratische Element“ [2] in den Dörfern entlarvenden Abschnitt. Peter kämpft im Schulmeister erst als ein wissensdurstiger, armer Knabe, dann als Lehrer gegen diesen Neid an.

[1] Bauernspiegel, Vetter I, 77.

[2] Vgl. auch Tobler a. a. O., S. 15. Schulbericht vom Pfarramt Lützelflüh Januar 1832.

Den Nährboden für die Erziehung so vieler Kinder bildet demnach eine mangelhafte Leitung im Hause und ein durch die Hartnäckigkeit der Bauern vielfach künstlich niedergehaltenes Schulwesen. Als Frucht brauchen nur die täglichen Schaustellungen der Schuljugend angeführt zu werden, die unter dem Beifall der Eltern das schlimme Abenteuer Käsers mit der Garnliese verspottet und sein und der Schule Ansehen mit Füssen tritt. Die guten Beispiele der Erziehung dürfen nicht über die Masse schlimmer Erfahrungen hinwegtäuschen, die sich sowohl in lehrhaften Betrachtungen als in satirischen oder humoristischen Szenen verbergen. Jugenderfahrungen wie diejenigen von Jeremias und Peter Käser wiegen ebenfalls schwer.

Meist ruht die Verantwortung für die häusliche Erziehung auf den Schultern der Mutter, insofern als eine tüchtige Frau durch ihr Beispiel auch einen mittelmässigen Mann zu wertvollen erzieherischen Leistungen anspornt, während eine schlechte Gattin einen lähmenden Einfluss auf seine guten Eigenschaften ausübt; denn die Gotthelfschen Männer vermögen sich in der Regel gegen ihre Frauen nicht durchzusetzen. Dieser Umstand erklärt, dass das Verhältnis zwischen Mutter und Kind ein häufig und gründlich behandeltes Motiv ist. Ausserdem werden, abgesehen von den grossen Ich-Romanen, die Kinder meist nur in einem Alter ausführlich dargestellt, in dem sie der mütterlichen Hut noch nicht entbehren können. Die Beziehungen von Vater und Kind bleiben dagegen, mit Ausnahme des Knaben des Tell, der ganz darauf aufgebaut ist, mehr an der Oberfläche.

Von den schönen Verhältnissen zwischen Müttern und Kindern war schon aus Anlass der Kinderarbeit und des bildenden Einflusses der Kinder vielfach die Rede. Es sei an die innige Liebe zwischen Bäbeli und ihren Kindern im Dursli, oder unter ganz ähnlichen Voraussetzungen zwischen Babette und den ihrigen in Jakobs Wanderungen erinnert. Den Tellknaben verbindet ein ähnlich tiefes Einvernehmen mit seiner Mutter, obschon das herbe Kind seine Liebe nur selten in ihrer ganzen Grösse verrät; aber der todwunde Jüngling verlangt mit dem Sehnen und der Ungeduld eines Kindes vom Morgarten heim zur Mutter. In seiner Todesstunde zeigt sich, wie eng er mit ihr verwachsen ist.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind wird im Armen Kätheli ins Sentimentale gezogen, während das Erdbeeri-Mareili beweist, dass eine natürliche Innigkeit weit wirksamer ist als die um Mitleid werbende Sprache der Tendenz. Je kleiner die Kinder sind, desto mehr gründen sich ihre Beziehungen zur Mutter auf das Vertrauen in deren Hilfe, Schutz und Trost. So steht Mädeli zu ihren Kindern, ob sie sich für die hungrigen das Brot am Munde abspart, oder ob sie ihnen kindliches Herzeleid mit Geschichtenerzählen wegscheucht und ihnen so einen traulichen Weihnachtsabend bereitet.

Doch vergisst auch sie zuweilen bei ihren Kleinen die drückenden Sorgen.

Wieder fehlen hier zum Teil krasse Gegenbeispiele nicht, Mütter, welche die Bande zwischen sich und den Kindern ohne Schmerz lösen, wie Jeremias' Mutter und wie Eisi im Geltstag, die einen neuen Mann sucht und die Kinder wie wertlosen Hausrat zurücklässt. In den jungen Herzen entsteht durch die Trennung nicht einmal eine Lücke, so wenig bedeutet ihnen die Mutter. Andere Kinder können mit erwachendem Bewusstsein in der Mutter nur die Quelle ihrer Leiden sehen. So ergeht es dem Schulmeister, so ist es auf grauenhafte Weise bei Lisebeths Kindern in den Fünf Mädchen der Fall: denn da ist niemand, der gut machen könnte, was die Mutter aus Selbstsucht, Liederlichkeit oder Gleichgültigkeit sündigt. Im Uli übernimmt die Base diese heilende Aufgabe an Elisis bedauernswertem Kinde. Über die Gewissenlosigkeit, womit Eltern ihre untauglichen Mädchen, spätere lieblose Mütter, heiraten lassen, urteilt Gotthelf mit schonungsloser Bitterkeit. „Man kümmert sich manchmal darum, welche Haushälterin ein Mädchen werde; aber was es für eine Mutter werde, daran denkt man nicht, oder man meint, der Verstand dazu werde ihm schon kommen, es werde ihn's schon lehren. Ja, dass Gott erbarm, lehren! Mutter wird manche, ungesinnet; aber eine rechte Mutter sein, das ist ein schwer Ding, ist wohl die höchste Aufgabe im Menschenleben. Schon allein der blosse Anblick der Mutter ist von unnennbarem Einflusse auf das Kind, kann das Kreuz mit der Schlange sein, bei welchem die Juden in der Wüste Heilung und Sicherheit vor den Schlangen fanden. Was gewährt aber nun so ein grinsend, unfreundlich, unsauber Ding wie Elisi einem Kinde für einen Anblick? Welche Eindrücke saugt es ein? Oder was meint man: muss es dem Kinde nicht ganz anders werden im Gemüte, wenn ihm an seiner Wiege des Tages und in der Nacht ein holder, schöner Engel erscheint, der mit süssen Tönen tröstet, mit milden Händen die rechte Labung spendet, als wenn an der Wiege Rand ein hässlicher, grüngrauer, keifender Kobold auftaucht, ein unsauber Ding, von dem man lange nicht weiss, ist es eigentlich ein Mensch oder ein Affe, über die Wiege herein grännet, hässliche Töne von sich giebt, heftig und krampfhaft reisst und stösst und schaukelt, dass Glied um Glied davonfahren möchten? Was meint man: sollte man nicht solch grinsenden, keifenden, nichtsnutzigen, selbstsüchtigen Dingern, seien es meinethalb Gräfinnen, Bauerntöchter oder Stallmägde, das Heiraten verbieten von Obrigkeitswegen, und jede, welche es doch versucht, einsperren lassen hinter Gitter, und zwar enge und eiserne, und bis zum 53. Jahre?“ [1]

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 137 f.

So aufgebracht und empört schreibt Gotthelf selten. Die Berechtigung dazu gibt ihm neben seinem Abscheu vor der Selbstsucht in jeder Form seine hohe Auffassung von den Mutterpflichten. Diese Selbstsucht der Eltern ist es, die so oft ihr Verhältnis zu den Kindern vergiftet und die nach Gotthelfs reiflich erwogener Auffassung die Schuld daran trägt, dass ihrer so viele zur Vergeltung in ihren alten Tagen an den Kindern keine Stütze finden. Wenn er auch die Hartherzigkeit der Söhne und Töchter nicht billigt, so erklärt er sie in vielen Fällen aus ihrer traurigen Jugendzeit und mildert als grosser Kinderfreund unter solchen Umständen sein Urteil über ihre Undankbarkeit.

Die folgenschwere schlechte Erziehung ist ein unerschöpfliches Motiv. Ebenso findet die Forderung nach der Erziehung durch den Staat mehrfache, doch stets satirische Behandlung.[1] Väter, denen jede Anstrengung für die Kinder zu viel ist, greifen nach der bequemen Ausrede, sie wüssten nicht, warum die Kinder mehr werden sollten als sie. So reden Dursli und der alte Käser in der Verbitterung, während beide in bessern Tagen gerade das Gegenteil behauptet haben. Dass der Wunsch der Eltern nach einer Besserstellung der Kinder diesen nicht immer zum Heil gereicht, erfährt Peter Käser, dessen enttäuschte Hoffnungen bitterer schmerzen, weil sie überspannt waren, das zeigen auch die Laufbahn der Söhne Hans Berners und die Abenteuer des deutschen Flüchtlings.[2]

Mit der religiösen Erziehung der Kinder steht es nach Gotthelf arg. Im Hause wird sie ihnen selten zuteil, und in Schule, Kinderlehre und Unterweisung gibt man ihnen gleichsam nur eine Hülle in die Hand, in welche sie ihre religiösen Gefühle verwahren sollten, und die natürlich leer und wertlos bleibt, da niemand diese Gefühle erweckt hat. Die Religion ist dem Landvolk ein verwickelter und unklarer Begriff; aber es schreit nach ihr und führt sie beständig im Munde, besonders wenn es sich gegen unbequeme Reformen wehrt. Der Ammann findet z. B. an Käsers Examen, „das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache sie nur gwunderig, und dann wisse man zu Hause nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube sei die Hauptsache: es heisse ja, dass der Glaube allein selig mache.“[3]

Dieses Geständnis beweist so recht, wie das Volk freilich keinen sichern Inhalt, aber eine um so hartnäckigere Vorliebe für den „Glauben“ hat. „Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter

[1] In Zeitgeist, Dursli, Dr. Dorbach und Jakobs Wanderungen.

[2] Ein deutscher Flüchtling. Springer IX, 103 ff.

[3] Schulmeister. Vetter III, 32.

Religion nicht wusste, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, wo man die Kinder mit der Rute und dem Heidelberger einbalsamierte, so lange sie in der Schule waren, überzeugt, dass ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne ausserhalb der Schule, sie mochten vornehmen und treiben was sie wollten." [1] Beziehungen zwischen der Religion und seinem Lebenswandel zu schaffen oder gar sittliche Verpflichtungen davon abzuleiten, fällt dem Volk nicht ein. Trotzdem das gewöhnliche Schlagwort der Bauern lautet: „die Religion ist die Hauptsache", bleibt sie in ihrem Dasein die grösste Nebensache und wird von ihnen am allerwenigsten in den Kindern gepflanzt. Wie aufrichtig sie diese beten lehren, hat das Beispiel aus dem Bauernspiegel gezeigt. Sie lassen sie etwa aus der Bibel vorlesen oder verfolgen ihre Zungenfertigkeit beim Beantworten der Fragen in der Kinderlehre und Unterweisung; aber das ist auch alles. Unter den Sektierern sucht man ebenfalls umsonst nach einer frömmeren Erziehung der Kinder. Sie laufen von ihnen weg in die Versammlungen: denn sie fürchten nur für das eigene Seelenheil und trachten danach, dieses nicht „ob dem irdischen Grümpel" zu versäumen, und unter diesem befinden sich ihre Kinder.[2]

Trotz aller ungünstigen Umstände gibt es unter den Gotthelfschen Kindern doch auch religiöse. Wie schwer es aber hält, das Wesen eines frommen Kindes echt und natürlich darzustellen, zeigt das aufdringlich wirkende Anne Liseli im Geltstag und der sentimentale Schluss dieser Erzählung. Da ist die religiöse Stimmung der Grossen und Kleinen im Sonntag des Grossvaters viel feiner festgehalten. Auch die träumerische Frömmigkeit vom Erdbeeri-Mareili ist mit grosser Zartheit geschildert, lässt aber doch erkennen, dass die kleinste Steigerung schon die Grenze der Kindlichkeit überschreiten müsste. Weitaus am wahrsten und treffendsten ist die religiöse Entwicklung Jakobli Jowägers glaubhaft gemacht.

Es ist kein Zeichen von Stoffmangel, wenn Gotthelf einzelne Motive wiederholt, sondern im Gegenteil sein Hilfsmittel, durch mannigfache Beleuchtung des gleichen Gegenstandes den Reichtum an Gedanken und Bildern unterzubringen. So schildert er z. B. sechs Grossmütter im Verkehr mit ihren Enkeln, teils als deren eigentliche Erzieherinnen,[3] teils in ihrem verwöhnenden und schädlichen Einfluss auf sie,[4] dann wiederum als Quelle unzähliger kindlicher Vergnügen, als Lehrmeisterinnen, Erzählerinnen und Spielgefährtinnen.[5] Immer

[1] Bauernspiegel, I, 86 f.
[2] Ebenda. Vetter I, 436.
[3] Käthi; Jakobs Wanderungen.
[4] Schulmeister; Annebäbi Jowäger.
[5] Bauernspiegel; Uli; Käthi; Das arme Margritli.

aber ist die Behandlung lebendig und voller Besonderheiten der Alten und Jungen.

Als hübsches Motiv führt Gotthelf das Geschichtenerzählen ein. Eine Kinderschar erbettelt von der Grossmutter eine Geschichte; sie erzählt ihnen vom armen Margritli, und das Rahmenbild der alten Frau und der aufmerksamen Zuhörer schafft mit Ausnahme der verfehlten politischen Anspielung am Schlusse die warme Stimmung, deren das einfache Geschehen zum Wirken bedarf. Das Erzählen ist die starke Seite Käthis, die aus gläubigem Herzen ihrem Johannesli Wundergeschichten berichtet; der Niederschlag davon zeigt sich in der erregten Phantasie und dem lebhaften Geiste des Kindes. Mädeli wird an einem Weihnachtsabend zur Erzählerin. Die Geschichte vom Christkindlein ist das einzige Geschenk, das sie in ihrer Armut den Kindern zu geben hat, und wirklich verstummen über der lieblichen Erzählung die unbefriedigten Wünsche der Kleinen. Das gleiche Mittel wendet Frau Salander an, um ihre Kinder den Hunger vergessen zu machen, und beiden Büchern dient die trauliche Szene gleichermassen zum Schmucke.

Einen wesentlichen Bestandteil der Charakteristik bildet das Geschichtenerzählen im Knaben des Tell. Wilhelm wird durch den Vater mit den Sagen seiner Heimat vertraut; Struth Winkelried erscheint bedeutsam als Retter aus der Landesnot und weckt die Hoffnung, dass wie aus der Drachengefahr auch diesmal ein Befreier aus der Gewalt der Landvögte nicht ausbleiben werde. Das ist die äussere Vorbereitung auf den Tellenschuss; die innere vollzieht sich in der Brust des Knaben. Sein Urnerstolz ruft zahllose Träume zu Hilfe, die den Sieg über die Landvögte zum Gegenstand und ihn selber zum Helden haben. „So träumte der Knabe; wundersam mischte sich sein Leben mit dem, was er in den langen Abenden mit so grosser Wonne erzählen gehört, in seine Zukunft flocht er als waltende Mächte die überirdischen Gestalten, die Helden in seinen liebsten Geschichten.“[1] Die Heldensagen als die ständigen Begleiter seiner Phantasie befähigen ihn neben seinem grenzenlosen Vertrauen zum Vater das unerhörte Ereignis des Apfelschusses als etwas fast Selbstverständliches gefasst hinzunehmen. Nach dem Schusse fühlt er sich den Vorbildern seiner liebsten Erzählungen näher gerückt, und seine phantastischen Träume gipfeln fortan alle im Opfertod für sein Volk. Es ist nicht anders möglich, als dass der Knabe trotz seiner Jugend den Heerzug an den Morgarten mitmacht, dass er dort mit seinem an Heldengeschichten entflammten Mut den härtesten Kampf sucht und die erträumten Todeswunden empfängt.

Ein beliebtes Motiv ist ferner die erste Reise des Kindes. Mit

[1] Der Knabe des Tell. Springer VI, 285.

Ross und Wagen unternehmen sie Vrenelis Kinder, zu Schiff fährt der kleine Tell auf den Markt nach Luzern, Peter Käser, Johannesli und Erdbeeri-Mareili machen sie zu Fuss. Allen Kindern ist die Vorfreude und die gespannte Erwartung, aber auch die Ermüdung, das Sehnen nach Hause und die aufatmende Freude am endlich erreichten Ziel gemeinsam. Johanneslis erste Reise ist ein ganz besonders wichtiges Ereignis, wird sie doch mit dem Tragen der ersten vom Paten geschenkten Hosen verbunden. Gotthelf vergleicht sie der ersten Ausfahrt eines jungen Ritters und verwendet sie in humorvoller Weise zur Charakteristik des Kleinen, dessen Anlagen zum aufschneiden, befehlen und zwängen sich tagsüber in schönster Blüte entfalten und am Abend beim übermüdeten Kinde in Furcht und Jammer versinken. Meyeli plagt sich auf der Landstrasse mit einem kleinen Trotzkopf ab, als Jowägers an ihr vorbeifahren. Das ungebärdige Kind erzwingt es, mitfahren zu dürfen und bewirkt die erste Annäherung zwischen Jakobli und Meyeli. Das schüchterne Erdbeeri-Mareili lernt auf dem ersten Gang als Begleiterin der hausierenden Mutter seinen stillen Beerenwald erst schätzen, und zieht sich vor der Berührung der Welt aufatmend dorthin zurück.

Eine schwere Erfahrung bringt die ersehnte Reise nach Luzern dem kleinen Tell. In den fremden Gassen der Stadt wird es ihm eng und beklommen ums Herz, besonders als ihn der Vater allein zurücklässt und auf ihn warten heisst. Der Knabe harrt, von den Schreckbildern seiner Phantasie verfolgt, zwei lange Stunden in steigender Angst, bis ihn der feste Schritt des Vaters aus der Verzweiflung weckt. Schlimmer ergeht es dem kleinen Peter Käser, den sein Vater auf den Burgdorfer Markt mitnimmt und dort bei den Marktständen frei herumstreifen lässt. Natürlich verirrt sich das Kind; der alte Lehrer findet es und bringt es mit vieler Mühe dem Vater zurück, der es abstraft, ohne zu bedenken, dass er es nie hätte von seiner Seite lassen sollen. Auf diese Ausfahrt baut sich eigentlich Peters weiteres Schicksal auf. Die Härte des Vaters in dem Augenblick, als das Kind ihn in überströmender Freude wiedersieht, fällt wie ein Frost auf dessen Seele und lässt das allmähliche Erkalten der Liebe des alten Webers für dieses Söhnlein vorausahnen. Auf der andern Seite kann nichts die rasch gefasste Liebe und das Zutrauen des Kleinen für den hässlichen alten Lehrer mehr erschüttern; aus dieser Quelle der Dankbarkeit fliesst künftig seine Freude an der Schule, sein Lerneifer und sein endlicher Entschluss, auch Schulmeister zu werden. So ist das Motiv der ersten Reise nicht nur eine hübsche Einschaltung in den Gang der Handlung, sondern dient zugleich reichlich zur Charakteristik oder als Vorbereitung auf entscheidende Ereignisse.

Die wichtigeren Kindermotive, die eine Prüfung der Gotthelfschen Werke ergibt, sind damit aufgezählt und haben erwiesen, dass die Kindergestaltung äusserst eng mit der Darstellung der Erwachsenen verknüpft ist und ein genaues Eingehen in deren Seelenleben erfordert. Die Ursache zu dieser für Gotthelf bezeichnenden Erscheinung liegt in der Wandlungsfähigkeit seiner erwachsenen Personen. Mit den Kindern tritt ein neues, schwerwiegendes Element in ihr Leben, fordert ihre Stellungnahme dazu heraus und hat eine Abrundung ihres Charakters, die einen mehr oder weniger grossen Fortschritt in sich schliesst, zur Folge. Die Kinder lösen wie Schachfiguren durch ihre Bewegungen die Gegenzüge ihrer grossen Partner aus. Gotthelf hat die Kinderfiguren aber nicht nur so weit gestaltet, als es dieser Zweck erfordert, sondern als solch zierliche Kunstwerke geschnitzt, dass es einen gleich hohen Genuss gewährt, sie für sich allein oder im Zusammenhang der Dichtungen zu betrachten.

Unter den vielen Werken Gotthelfs steht in Bezug auf die reiche Verwendung von Motiven Annebäbi Jowäger an erster Stelle. Hier findet sich das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, die Charakteristik der Grosseltern durch ihren Verkehr mit den Enkeln, der bildende Einfluss des Kindes auf die Eltern, vorab den Vater, und der für die Zurückgebliebenen folgenschwere Tod eines Kindes. All diese Motive sind in satten, warmen Farben ausgeführt und mit tiefen Betrachtungen untermischt. Humor und Ernst, Freude und Schmerz haben Anteil an den Geschicken der zwei dargestellten Kindergenerationen.

Unbeschwert von Problemen, auf bescheidener Grundlage aufgebaut, bietet anderseits Käthi die Grossmutter das Vollendetste in Bezug auf die Ausgestaltung eines einzelnen Kindercharakters. Schon der Biograph Manuel hat an Gotthelf bewundert, dass er den Inhalt einer grossen Erzählung mit dem Leben einer alten Frau, eines Kindes und zweier Hühner ausfüllen konnte. Es gehört dazu das Verständnis für das einfachste Dasein und eine seltene Menschenkenntnis. Die Sicherheit in der Zeichnung des kleinen Burschen ist nicht den geringsten Schwankungen unterworfen. An den Taten und Reden des Fünfjährigen überrascht immer wieder die humorvolle Beherrschung und unverfälschte Darstellung der geistigen Verfassung dieses Alters. Gotthelf hat für keine bestimmte Altersstufe mehr eine so ausführliche Charakterstudie geschaffen.

An Bedeutung schliesst sich zunächst der Knabe des Tell an, den die Eigenart des Knabencharakters sowohl von den andern historischen Novellen als von den Romanen absondert. Als Jugendschrift gedacht, legt die Erzählung das Hauptgewicht auf den jugendlichen Helden, auf den kleinen Tell. Ein Wort aus einer Schützenrede Gotthelfs kann als Motto gelten: „Tell hätte seinen Schuss, der

als der erste gilt, so lange geschossen wird, nie gethan, wenn er nicht ein Tellenkind, einen Buben gehabt hätte, seiner würdig, der den Glauben zu ihm hatte, dem Glauben an Gott gleich, dass des Vaters Hand sein Kind nimmer verletzen werde. Dieser Glaube ist grösser noch als der Schuss, ehrt höher Vater und Kind; aber im Winde kommt dieser Glaube nicht, gepflanzet muss er sein und gepflegt, je einen Tag um den andern vom ersten Bewusstsein des Kindes an."[1] Auf das Verhältnis zwischen Vater und Sohn legt Gotthelf das Hauptgewicht und führt demnach breit aus, was Schiller nur in kurzen Szenen andeuten konnte. Der Tellknabe ist herb veranlagt; er gibt einzig in der treuen Erfüllung seiner kleinen, ihm vom Vater auferlegten Pflichten und in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf alle väterlichen Worte seiner Liebe und Bewunderung Ausdruck. Der strenge Mund bleibt verschlossen; nur die Blicke verraten hin und wieder das Feuer dieser Knabenseele. Das Gefühl, in aussergewöhnlicher Zeit einen ausserordentlichen Vater zu haben, ist im Kinde stets lebendig. Jeder gemeinsame Gang auf die Jagd oder in die Berge, jede herzlich gespendete Belehrung des Vaters erhält dadurch doppelten Wert. Tells schlichtes, häusliches Leben bringt ihn menschlich nahe und gewinnt doch wiederum durch die Ehrfurcht seines Kindes eine Weihe und vorbildliche Grösse.

Der Apfelschuss ist die Erprobung der sorgsamen Erziehung des Kindes, wie sie aus der seltenen Wesensverwandtschaft zwischen Vater und Sohn hervorgegangen ist. Auch der kleine Wilhelm ist ein Held, und wie der Verlauf der Ereignisse sich bisher unter seinem Gesichtswinkel entrollte, so gewinnt er durch seine Tat ein Anrecht darauf, allein in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken. Fortan steht er von den andern Knaben gesondert, „ein Kind an Kraft, ein Mann im Wollen",[2] und den bewiesenen Mut durch eine selbständige Tat zu krönen, ist sein höchstes Ziel. So vergehen die Jahre unter seelischer und körperlicher Vorbereitung auf den Augenblick, da das Land seiner bedürfen wird. Der Apfelschuss ist nur mehr eine vorbereitende Stufe zur höchsten Steigerung dieses kurzen Daseins, zum Heldentod an den Wunden vom Morgarten. Die Tellsage nimmt unter Gotthelfs Problemstellung: wie musste der Knabe sein, um dem Schuss freudig zu stehen? eine neue Wendung und wird durch das Hineinziehen des Verhältnisses von Vater und Sohn mit einem nie veraltenden Inhalt erfüllt. Zudem kann Gotthelf seine Meisterschaft in der Darstellung eines aussergewöhnlichen Kindercharakters zur Geltung bringen.

---

[1] Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein. Vetter VII, 319.

[2] Der Knabe des Tell. Springer XVI, 316.

Die dichterische Kraft, die in der Gestalt des kleinen Tell steckt, wird so recht deutlich, wenn man zwei andere Knaben, Jeremias und Peter Käser mit ihm vergleicht. Liegt es daran, dass der Vater des einen früh stirbt, der des andern verhärmt und willenlos dahinlebt, dass beide Kinder ohne Rückgrat sind? Man muss es als notwendige Folge von Gotthelfs hoher Auffassung der häuslichen Erziehung annehmen.

Die beiden Kinder sind in ihrer Dürftigkeit und in ihrem langsam erwachenden Geiste eben so gut festgehalten, wie der glücklicher geborene Tellknabe. Die Ich-Form macht ihre Charakterbilder besonders beachtenswert. Muret stösst sich an den Gegensätzen zwischen den gutmütigen Helden und ihren oft so schroffen und harten Urteilen über ihnen nahestehende Personen.[1] Als Beispiel dient ihm die unerbittliche Schärfe, mit der Jeremias von seiner Mutter spricht, und er sucht den Grund für solche Verzeichnungen darin, dass sich die autobiographische Form nicht mit den wirklichen Erlebnissen des Dichters deckt. Gewiss ist der gerügte Mangel vorhanden, aber häufiger in Urteilen allgemeiner Art,[2] als solchen aus der Kinderzeit. Gotthelf hat gerade im Gegensatz zu einer erlebten Ich-Erzählung, dem Grünen Heinrich, einen Nachteil der tatsächlich autobiographischen Kinderdarstellung vermieden. Weil nämlich Keller Erlebtes erzählt, sucht er sich während der Niederschrift über seine Kindheit so genaue Rechenschaft zu geben, dass er fortwährend in Reflexionen verfällt, die zwar eine fesselnde Untersuchung seines Kinderdaseins zur Folge haben, aber den natürlichen Lauf der Ereignisse verschleiern. Bei Gotthelf überrascht dagegen seine unverfälschte Betrachtung derselben aus dem Gesichtswinkel der Kinder. So ist der sonderbare Eindruck, den auf Jeremias der Besuch der künftigen Sohnsfrau bei den Grosseltern macht, mit grosser psychologischer Treue geschildert, und noch besser ist das Erwachen des Kleinen im fremden Haus, in der unbekannten Umgebung, und nach dem Tode des Vaters die für ihn unverständliche Aufnahme des Inventars durch die Gemeindsmänner gelungen. Diese Fähigkeit, ganz aus der Gedankenwelt eines Kindes heraus zu schreiben, hat Gotthelf in den zwei Ich-Erzählungen vor Keller voraus, der sie auch erst an unpersönlichen Stoffen erreicht hat.

Neben den eingehenden und trefflichen Charakteristiken von Jeremias, Käser, Johannesli und Tellbub zieht Gotthelf auch knappe Kinderentwicklungen heran. Jakobli Jowägers Kindheit steht an der Spitze und überflügelt dank ihres Humors bei weitem die auch als Grundlage für spätere Ereignisse kurz vorgeführten Jugendgeschichten

---

[1] Muret, a. a. O. S. 98.

[2] z. B. im Schulmeister, 2. Teil.

Jakobs des Handwerksgesellen, des deutschen Flüchtlings, der Bernersöhne, der Kinder Käthis oder der fünf Mädchen. Dem düstern Stoff angepasst ist der Bericht vom Wachstum der scheuen wilden Kinder in den Rabeneltern.

Wie Gotthelf unermüdlich Jugendgeschichte um Jugendgeschichte in reicher Abwechslung erfindet, so schafft er auch spielend je nach Bedarf Kinder als Nebenpersonen. Oft gibt er ihnen nicht einmal einen Namen, sondern Bezeichnungen wie das älteste Kind, der jüngste Bube oder bloss ein Kind genügen ihm schon zur Benennung dieser rasch und leicht entstehenden Gestalten. Ein frecher Schlingel in der Käserei in der Vehfreude heisst der Grossrat in spe, der kleine Ratskandidat oder der kleine Ketzer, Peter Käsers jüngster Bruder kurzweg der Kronprinz. Unter einer Schar Geschwister, die nur als die Kinder oder die Buben und Mädchen bekannt sind, können bei Anlass einer Episode unvermittelt einzelne Taufnamen auftauchen und ebenso rasch wieder verschwinden, um dem Gesamtbegriff erneut das Feld zu räumen. Von den Kindern des Schuldenbauers hat nur Hans Ueli das Vorrecht eines Namens; aber als Annemarei an Weihnachten ein Kapitel aus der Bibel hören möchte, heisst es plötzlich: „Da rief ein kleiner, munterer Junge, man solle ihm das Buch geben, er wolle schon lesen. Jakob, der ältere Bruder, chönn ume nüt, er würd's süst scho thu. Aber er syg gar e grusam ungschickte, d'r Schumeister säg geng, er chönn nüt, u wenn er Alles sellig Stöck hätt, so machti er es Fuder drus und führ auf Bern und verkaufti sie für buchig. Da gab's Feuer, Jakob wollte den Benzli schlagen, der flüchtete sich.“ [1] Nach Erledigung des Zwischenfalles werden auch die Namen Jakob und Benzli wieder weggelassen. Ebenso wird einmal die Schwester flüchtig genannt als „das älteste Mädchen, das auch Anne Mareili hiess“,[2] weil sie als Stellvertreterin der Mutter aus dem Kreis der Geschwister hervortritt. Im Dursli gewinnt Eiseli durch ihre tapfere Unterstützung der Mutter Anrecht auf einen eigenen Namen und Johannesli als Held einer Episode. Anne Liseli im Geltstag führt auch als einziges unter den Geschwistern einen Namen; aber vom Augenblick an, da ihr Brüderchen ebenso sittsam wie sie zu werden verspricht, heisst es Benzli. In der Regel bringt bei den Nebenpersonen der Grad ihrer Wichtigkeit die Namengebung oder die Namenlosigkeit mit sich. Seien sie nun genannt oder unbenannt, so prägen sie sich auch bei kürzester Dauer als kleine Persönlichkeiten ein. Die zu einer Geschwisterschar vereinigten Kinder bilden eine Einheit, die durchaus als solche wirkt und doch noch ihre Zusammensetzung aus verschieden gearteten Gliedern erkennen lässt.

[1] Schuldenbauer. Springer XIX, 119.

[2] Ebenda. Springer XIX, 187.

Dass Gotthelf die Kindergruppen mit so viel Sicherheit zu bewegen und mit so frischem Leben zu erfüllen weiss, ist noch höher zu werten als seine Meisterschaft in knappster Einzelcharakteristik.

Man sollte erwarten, ein Mann werde sein Hauptaugenmerk auf die grösseren Kinder richten und mit den kleineren nicht viel anzufangen wissen. Bei Gotthelf haben aber unbestritten die Kleinen den Vorrang. Schon bei ihrer Geburt wird er nicht müde, die Freude und die Zukunftsträume der Eltern zu schildern. Wie sie sich nach und nach in der Welt zurechtfinden lernen, wie rasch sie die Schwächen der Erwachsenen herausfühlen und ihr Verhalten danach richten, das beschäftigt ihn immer wieder; Schulmeisters Peterli oder Jowägers Enkel geben Zeugnis davon. Das kleine Vreneli veranlasst ihn zu einer Schilderung über das erwachende Bewusstsein, die nicht ihresgleichen hat, weil kein anderer Schweizerdichter wie er schon das kleinste Wesen eines verständnis- und liebevollen Studiums würdig hält. Gern übersieht man seine lose Technik um solcher Stellen willen, die ohne sie kaum vorhanden sein könnten. „Es ist eine gar strebsame, bildungshungrige Zeit, die Zeit vom zehnten Lebensmonat hinweg. Da ist's über einem freundlichen Kinde alle Tage, wie über der Erde an jedem schönen Frühlingsmorgen. Neue Herrlichkeit hat sich entfaltet; es ist ein anderes geworden und doch das gleiche geblieben; denn die Freude ist über Nacht neu geworden, hat neue Pracht entdeckt, über Nacht erblüht. Aber stumm sind die Blümchen: keine Beine haben die Steinchen; wohl spielt das Kind mit ihnen, aber nicht lange; es wird ihm öde dabei und unheimlich; unbewusst ist es ihm, als solle es nicht reden lernen, als müsse es sitzen bleiben auf der gleichen Stelle lebenslang. Darum aber wird es dem Kinde wie dem Fischlein im Bache, wenn eine gute Seele mit ihm springt und spricht, spricht und springt; es trampelt mit den Füsschen, schlägt mit den Händen; hell jauchzt es auf; ihm ist's, als gehe es zum Himmel auf. Weiter und weiter strebet es, hinaus in die Welt. Plötzlich kehrt es sich um, streckt die Händchen auf nach dem Halse des Gefährten, birgt das Gesichtchen an seiner Brust, segelt mit allen Kräften heimwärts. Ein fremd Gesicht hat es gesehen; etwas Ungewohntes hat seine Sinne berührt; es fühlt plötzlich sich fremd in der weiten Welt; das Heimweh taucht auf in seinem kleinen Herzen; es beruhigt sich nicht, bis dass die Heimat es wieder umfängt. Zu klein waren noch die Flügel für die weite, grosse Welt.“ [1]

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Gotthelf auch dem Alter kurz vor der Schulpflicht. Was dieses so anziehend macht, ist die erreichte körperliche und geistige Behendigkeit, die Freude am Dasein, die Fabulierlust, die sich unbeschnitten von der damals so drückenden

---

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 210 f.

Schulzucht entfaltet, der Hunger nach Erzählungen und die Äusserung der ersten selbständigen Meinungen. Der „Kindermund“ kommt zu seinem Recht, nicht nur bei Johannesli, dem Hauptvertreter dieser Altersstufe, sondern auch bei Peter Käser und Jeremias, die beide mit ungefähr fünf Jahren besonders gut geschildert sind. Der verirrte Peter gibt am Burgdorfer Markt als Namen seines Vaters Schimpfwörter an, ähnlich wie Grimmelshausens Simplizius dem Einsiedler;[1] Jeremias zieht sich durch eine richtige, aber ungelegen fallende Bemerkung über die masslose Esslust fremder Gäste die erste Ohrfeige von Grossmutterhand zu.[2] Die kleinen Burschen ersehnen meistens den ersten Schultag, büssen aber in der Schule den Reiz ungebundener Entwicklung ein, und nachdem sie einmal dem verebnenden Einfluss des Unterrichts ausgesetzt sind, verliert Gotthelf das Interesse an der genauen Durchforschung ihres Seelenlebens und durchgeht rasch ihre Schuljahre. Es ist bezeichnend, dass seine Anteilnahme reger wird, sobald er Jeremias aus der Schule weg in ein romantisches Landstrassenleben versetzt, wo er mit andern kleinen Landstreichern echt knabenmässig nach erfolgreicher Prügelei einen Bund eingeht, dass sie fortan gemeinsam ihr Recht auf die Landstrasse wahren wollen. Im Schulmeister bringt es die Vorbereitung auf Käsers Berufswahl mit sich, dass die Schule und die Knabenjahre eingehender als gewöhnlich behandelt werden.

Alle breit angelegten Kindergestalten sind Knaben; die Mädchen werden mit Ausnahme des Erdbeeri Mareili auf Nebenrollen oder auf kurze Erzählungen verwiesen. Das eintönige Anne Liseli im Geltstag kann nicht Anspruch auf einen Vergleich mit einem Knabencharakter, etwa mit Johannesli erheben. In den Fünf Mädchen hätten die einzelnen Schicksale, besonders die der Lehrmädchen, wohl Stoff genug geboten, um zu Gegenstücken des Bauernspiegels und des Schulmeisters ausgearbeitet zu werden. Sie sind aber auf einen so engen Raum zusammengedrängt und schmälern sich gegenseitig in der Wirkung so sehr, dass auch sie den Knaben untergeordnet erscheinen. Der Dichter erhält durch die reicheren Berufsmöglichkeiten des Mannes, die sich schon in der Kinderzeit geltend machen können, den Antrieb zu einer gründlicheren und vielseitigeren Behandlung der Knaben als der Mädchen.

Mit der Schilderung des Äussern verfährt Gotthelf bei den Kindern sehr sparsam. Die Beschreibung durch Übertreibungen, die er bei missfälligen Personen anzuwenden pflegt, kommt für sie nicht in Frage. Er beschränkt sich in der Regel auf Andeutungen, wie z. B. „die Kinder glichen Zwetschen, über welche ein früher Reif ge-

[1] Schulmeister. Vetter II, 45.
[2] Bauernspiegel. Vetter I, 22.

gangen,“ [1] oder auf eine kurze Auskunft über Augen, Wangen und Haare. „Das Kleinste, ein zweijähriger Junge, mit weissem Kruselhaar und rothen Backen“ [2] genügt ihm zur Beschreibung von Hans Ueli; ebenso ist Johannesli ein „hübscher Bub mit weissem Krauselhaar.“ [3] Von Mädelis früh verstorbenem Kind heisst es: „Es hatte grosse, tiefblaue Augen und einen unbeschreiblichen Blick in denselben. Es sah einen so milde, so verständig und bedeutungsvoll an, dass es einem ordentlich schaurig um die Brust ward.“ [4] Hier ist die Schilderung des Äussern vermischt mit Charakteristik, was sich bei verschiedenen Kindern findet. „Damals war es (Erdbeeri Mareili) ungefähr acht Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, verschlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam“; [5] oder: „Jakob war ein guter Junge mit roten Wangen, heitern Augen, lustigem Sinn und sprang keck in die Welt hinein, als habe unser Herrgott nichts zu tun, als ihn in Schutz und Obhut zu nehmen“; [6] oder: „die Kinder, welche dem Vater entgegengesprungen waren und auch drinnen an ihm hingen, liebkosend und Freude bezeugend, waren trotz ihren groben Hirtenhemdchen holde Kinder, zwischen sieben und acht Jahren, blond gelockt und mit Backen, wie aus Milch und Blut gemischt. Etwas älter war der Knabe, der draussen gestanden hatte, brauner waren seine Wangen, er hatte das Auge des Vaters, ernst und kühn, und je kühner es loderte, desto schweigsamer war sein Mund.“ [7] Wie die Kinder Tells werden auch diejenigen Durslis gemeinschaftlich beschrieben: „Dursli hatte gar lustige und liebe Kinder; klein waren sie wie Ankenbälli, mit roten Backen und Augen wie Reckholderbeeren darin. Dann wuchsen sie auseinander schlank und schnell, wie das Werch in der Bünde, waren glernig und anschlägig und possliger Art, fast wie Dursli; nur das älteste, ein Mädchen, schlug mehr der Mutter nach.“ [8] Eine ähnliche Allgemeinschilderung steht im Schulmeister: „Toni war ein Luzerner und hatte acht Kinder, alle schön, rot wie Milch und Blut, und schlank wie die Tannen im Walde, mit Zähnen weiss wie Schnee; aber mit Dreck waren alle überzogen wie mit einem Firniss, um die darunter liegende durchschimmernde schöne, zarte Haut zu bewahren vor Kälte und Wind.“ [9]

---

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 263.
[2] Schuldenbauer. Springer XIX, 39.
[3] Käthi die Grossmutter. Vetter X, 12.
[4] Schulmeister. Vetter III, 169.
[5] Erdbeeri-Mareili. Bartels IX, 303.
[6] Jakobs Wanderungen. Hunziker IX, 8.
[7] Knabe des Tell. Springer XVI, 203.
[8] Dursli der Branntweinsäufer. Vetter IV, 252.
[9] Schulmeister. Vetter III, 365.

Die längste Beschreibung wird Jakobli Jowäger zuteil und erstreckt sich auch noch auf seinen Anzug. „Jakobli war ein hübsches Bubli; er hatte schöne blaue Augen, schön weisses Haar, und es Gringli, man konnte nicht genug daran luegen, wenn ihn die Mutter frisch gewaschen hatte, so schön rot und weiss ist es gewesen, gerade wie Milch und Blut. Nur schade ist es gewesen, dass er zuweilen etwas Böses daran hatte: bald böse Augen, bald eine böse Nase, bald böse Ohren; kurz mit etwas Bösem kam er selten aus. — Annebäbi wendete aber auch an, wenn es mit dem Jakobeli z'Chilche ging. Seine Schuhe waren schön gesalbet, schön glatt war das Haar gestrählt, das Halstuch scharf gebunden und ein grosser Lätsch stand bolzgrad use. Der Hemdekragen war schön hoch über den Kopf hinausgezogen, und in einer mächtigen Tellerkappe stach der Kopf, die Ohren darunter wohl geborgen, und an der Kappe stach ein Meyen.“ [1]

Mit Ausnahme dieser köstlichen, humoristischen Stelle und einiger eigenartiger Vergleiche bewegt sich die Schilderung des Äussern in schlagwortähnlichen Ausdrücken wie blau, rot, weiss, Milch und Blut usw., ein Beweis für die geringe Mühe, die Gotthelf darauf verwendet. Das Tun und Denken der Kinder ist ihm die Hauptsache, ihr Aussehen Nebensache.

Mit der Naturschilderung bringt Gotthelf die Kinder noch wenig in Verbindung; das bleibt den neueren und neuesten Dichtern vorbehalten, unter denen besonders Albert Steffen hervorsticht, der durch das Treiben der Kinder die Stimmungen und den Gehalt der Jahreszeiten wundervoll auszudrücken versteht. Der Frühling ist noch einmal so hoffnungsvoll, der Sommer noch einmal so reich, wenn ihn Steffen sich im frohen Gebaren der Jugend spiegeln lässt. Bei Gotthelf finden sich bloss vereinzelte Ansätze zu einer solchen Beschreibung einer Jahreszeit mit Hilfe der Kinder. Vom Winter heisst es: „Die Bübeln zibereten auf den gefrorenen Mistgüllen, und liefen davon, als sie den Schulmeister sahen. Mädchen, die Hand mit einem Gütterli unter der Scheube, damit nicht etwa eine g'wundrige Frau sehe, was sie hätten, wanderten zum Krämer, Öl zu holen und auch Kaffe. Bei den zyberenden Buben stund selten Eins still, aber alle ihre Wege führten bei ihnen vorbei. Unter den Füssen girrte der Schnee, glitzerte und flimmerte auf seiner Oberfläche.“ [2] usw. Schon lebhafter ist die Stimmung des Vorfrühlings getroffen: „Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verliess die Felder; Lerchen sah man auf den Ackern wieder und in den Baumgärten die Merzenglöcklein, der Kinder Lust.

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter VIII, 16 ff. — Die Tellerkappe war „eine grüne mit einem goldenen Troddel und einem roten Bord und das Bord war noch gelb eingefasset.“ Vetter VIII, 18.

[2] Getilgte Stelle aus dem Schulmeister. Vetter, Ergänzungsband, Lieferung VII, 323.

Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter, neue Lebenslust fuhr in sie, ihr Blut schien heisser zu werden; eine Regsamkeit durchströmte sie, mit der der Schulmeister gewöhnlich seine liebe Not hat. Er bringt sie nicht vom Stöckeln weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn sie einmal draussen sind.“ [1] Diese Übereinstimmung von Jahreszeit und Kinderfreude wandelt sich im Bauernspiegel zum ergreifenden Gegensatz, als an einem strahlenden Maimorgen Kinder an die Bettlergemeinde ziehen müssen. „Schön blau war der Himmel, schön warm schien die Sonne, schön grün waren die Matten; die Bäume blühten schön und die Vögelein sangen so lustig und spielten so frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, dass es eine Herzenslust war. — Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben, heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schwerem Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel nicht.“ [2] Wieder im Einklang steht das fröhliche Leben der Weidbuben mit den Herbstbildern, die Gotthelf entwirft, und von denen schon die Rede war, weil sie ihre frischen Farben seinen Jugenderinnerungen verdanken. Die Poesie des Weidlebens ist übrigens auch schon Pestalozzi aufgegangen und hat in Lienhard und Gertrud eine glückliche Wiedergabe gefunden.

Häufiger und lieber als in der Natur sucht Gotthelf die Kinder im häuslichen Kreise auf und schildert sie bei der Mutter im Stübchen oder auf dem Ofentritt. Wiederum sitzen sie erwartungsvoll und glücklich oder gesättigt von wenigem um den Esstisch; denn wie genügsam sind diese Kinder alle! [3] Oder sie umringen den Vater, der Feuer anfacht und freuen sich an der Glut, und dieser einfache Vorgang rundet sich unter den Händen des Dichters zu einem lieblichen Gruppenbild. Auch ihr Schlaf und ihr Erwachen dient mancher feinen Szene. Der Schulmeister zündet abends nach den Kindern, die ihn nie hübscher dünken, als im ersten Schlafe. Schön ist auch der glückliche Schlaf der Kinder auf der Gnepfi geschildert, und selbst das rohe Eisi kann sich nicht seinem besänftigenden Eindruck entziehen. Anders sieht es aus, wenn die Kinder in der kalten Stube hungern und sich zitternd vor Frost in armselige Bettlein legen müssen, weil der Vater das Geld vertrinkt oder weil Vater und Mutter hausieren gehen und sich nicht um die Nahrung der Kinder kümmern.[4] Da entwirft Gotthelf mit grimmigem Leid im Herzen düstere und anklagende Szenen.

---

[1] Schulmeister. Vetter III, 77.

[2] Bauernspiegel. Vetter I, 69.

[3] Vor allem die Kinder des Schulmeisters, Durslis und des Schuldenbaue

[4] Wie im Dursli und in den Fünf Mädchen.

Ein Prüfstein für die Kinder ist ihr Verhältnis zur Tierwelt. Die ältern Wirtskinder von der Gnepfi brechen auf des Göttis Hof wie ein Unwetter über die treuen Haustiere herein und bringen den alten Hund wieder zum Beissen, die Katze zum Kratzen; Hühner, Spatzen und Tauben flüchten sich ängstlich vor ihnen. Nichts könnte den Gegensatz zum friedlichen Leben auf dem Bauernhof vor der Aufnahme der Kinder deutlicher machen als ihr Krieg gegen die zutrauliche Tierwelt, nichts auch die Hoffnungslosigkeit einer Besserung dieser von Grund auf verrohten Jugend als ihre Freude am Töten und Quälen wehrloser Tiere. Gotthelf behandelt lieber als die traurige Tierquälerei der Kinder ihr freundschaftliches Verhältnis zur Tierwelt. Jakoblis Söhnlein wird früh den Tauben, Schafen und Schweinen nachgetragen: Sami setzt es auf das Ross, das er ihm zu Liebe mitten im Tage tränkt. Diesen Menschen sind die treuen Tiere liebe Gefährten, und die Kinder sollen über die Freude an Tieren, die ja ein jedes hat, hinaus eng mit diesen verwachsen, wie im Pächter hübsch geschildert steht: „An einem schönen Herbstsonntage sassen sie nachmittags vor dem Hause. Tauben, Hühner, Kinder trippelten um sie her, in traulicher Freundschaft, keins das andere fürchtend.“ [1]

Von den Kindern des Bodenbauern [2] vernimmt man nur wenige, aber höchst charakteristische Züge. Der Knabe hat eigene Kaninchen, deren eines er einem Freunde verkaufen will; denn früh muss handeln lernen, wer später wie der Vater Kühe und Pferde kaufen und verkaufen will. Zur grenzenlosen Verblüffung des Kleinen will die Mutter nicht zugeben, dass er für das Kaninchen Geld annehme, womit sie einen psychologischen Missgriff begeht, da die Kinder den Handel ebenso ernst nehmen wie alte Bauern. Schliesslich wird das Geschenk in einen Tausch umgewandelt. Bei dem unscheinbaren Zwischenfall verrät sein auf das Nützliche gerichteter Sinn das echte Bauernblut des Knaben. Auch Johannesli bringt Käthis beiden Hühnern grosse Liebe entgegen, ohne ihre Nützlichkeit zu verachten. Vrenelis Kinder haben Vertrauen und Liebe für jedes Tier, selbst für Hagelhansens grossen Hund, den die Erwachsenen fürchten, und der sich ihr Streicheln mit „ruhiger Ehrenhaftigkeit“ gefallen lässt. [3] Nicht ohne Absicht des Dichters erweist sich das kluge Tier unschuldigen Kindern gegenüber harmlos. Es ist wie sein Gebieter besser als sein Ruf und erkennt die Lauterkeit der Kleinen wie Hagelhans die der Eltern. [4]

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 446.

[2] In Uli der Knecht.

[3] Uli der Pächter. Vetter VI, 461.

[4] Gotthelf betont gerne die Unschuld und Furchtlosigkeit der Kinder unter Umständen, die den Erwachsenen Angst einflössen. So verrichten in der schwarzen Spinne tapfere Büblein ungefährdet Botendienste, vor denen Erwachsene im Bewusstsein ihrer Schuld zurückschrecken.

Als Peter Käser um sein Kronprinzentum kommt, bereitet ihm der für seine kindliche Freundschaft undankbare Spitz eine der schmerzlichsten Enttäuschungen seines Lebens. „Sogar unser Spitz, dem ich öfters von meinen Weggen gegeben hatte und der besonders an mir zu hangen schien, liess von mir und hielt sich nun zu dem Bruder, der jetzt die Weggen hatte: allen war ich preisgegeben und niemand war zu meinem Schutze da. — Es war mir auf diese Weise recht weh ums Herz, Hund und Vater hatten mich verlassen, und es gibt für das menschliche Herz sicher keinen grössern Schmerz, als niemand zu haben, den man lieben kann, oder niemand, der uns unsere Liebe abnehmen will.“ [1] — Jeremias wird aus Freude an den Tieren als Verdingbub auf dem ersten Hofe schnell heimisch und aus Liebe zu ihnen auch ein guter, sorgfältiger Knecht. Wiederum hat es Gotthelf verstanden, einem ganz einfachen Motiv die verschiedensten, und darunter auch tiefe Seiten abzugewinnen.

Wie er das Leben und Treiben der Kinder mit Mensch und Tier, in Haus, Feld und Schule getreu schildert, so hat er auch einen scharfen Blick für den Aberglauben als Mittel zur Charakteristik seiner Gestalten; die Ausbeute ist daher z. B. bei einem Annebäbi besonders gross. Die abergläubischen Sitten, welche sich auf Kinder beziehen, sind vor allem für die Geburt und die Taufe volkskundlich aufschlussreich. Meyeli muss bei der Geburt ihres Knäbleins auf Annebäbis Geheiss Hanslis alte Uniform anziehen, weil die Kinder dabei „bsunderbar gsund und stark, so rechte Kriegsmanne und alte Schwyzer“ würden; [2] wirklich hält das Kind mit wahrem Kriegsgeschrei seinen Einzug in die Welt. Sogleich schliesst sich eine neue, tiefsinnige Handlung an; im ersten Brei wird ein Blatt vom Testament mitgekocht. Das hat schon Annebäbis Mutter so gehalten, dann sie bei Jakobli, und jetzt soll es auch dessen Sohn zugute kommen; denn, lautet Annebäbis Erklärung: „Wenn man einem Kinde neuis vom Neuen Testament in den ersten Brei rührt u-n-ihm's styf z'esse git, su wird's fromm u-n-überchunnt ke Untuget, und was ist wohl meh i dr Welt als Frömmigkeit, und wenn me-n-öppe sterbe sött, was chäm eim de chumliger, emel öppe nid d'Hoffert.“ [3] Ein Mädchen erfordert noch eine weitere Feierlichkeit; es wird unter den Tisch gelegt. „So,“ sagte es (Annebäbi), als es das kleine Ding, welches mörderlich schrie, wieder hervornahm, „so wird's dich jetzt lehre demütig sein dein ganz Leben lang, es mag dir kommen, zu was es will; mir ist's auch wohl gekommen, dass ich es konnte.“ [4] Als Vor-

[1] Schulmeister. Vetter II, 56

[2] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 125.

[3] Ebenda. Vetter IX, 128 f.

[4] Ebenda. Vetter IX, 163.

sichtsmassregel gegen späteres Mangelleiden bindet man den Mädchen je ein dünnes Scheibchen Käse und Brot in die Taufkleidung ein; bei Buben ist das nicht nötig.[1]

Die Patenschaft bedeutet bei einem Buben für die Patin Glück zum Heiraten.[2] Die Eltern müssen der Patin den Namen des Kindes mitteilen, denn sie darf nicht danach fragen, da sonst dieses neugierig wird.[3] Ebenso soll man ein Kind zur Taufe tragen und nicht etwa fahren, denn das gibt später dem Täufling faule Beine.[4] Schreit dieser während der Taufe, so bedeutet das viel Kreuz und Leiden. Doch weiss die Hebamme ein Gegenmittel. Sie trinkt in den drei heiligen Namen drei Gläser Wein, während die Mutter inbrünstig betet, und das Übel ist abgewendet.[5] Die Hebammen hüten sich wohlweislich vor jedem spöttischen Wörtchen über diese Bräuche, die sich von Generation zu Generation fortpflanzen und deren ehrwürdiges Alter oft das einzig Anziehende ist. Unsinn und Tiefsinn mischen sich auf seltsame Weise in ihnen, so wenn in einer kalten Nacht die Hebamme das Kind eines ungläubigen Vaters in dessen noch warmes Hemd empfängt, damit er es doppelt lieb bekomme.[6] Stirbt ein Kind ungetauft, so wird es unter dem Dachrand begraben mit der Begründung: „Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwasser bsegne, so werde alles Wasser in und an der Kirche zu Taufwasser (d. h. der heilige Geist kommt in dasselbe), so dass, wenn es einmal stark regne zu selber Zeit, so werde auch Regenwasser auf dem Dach Taufwasser, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, so werde das Kind im Boden so gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.“ [7] Die ungezwungene Verwendung der alten Bräuche ist ein äusserst glücklicher Griff von Gotthelfs Kinderdarstellung und hat eine höchst bedeutsame Bereicherung der Charakteristik nicht nur der einzelnen Personen, sondern der ländlichen Bevölkerung in ihrer Gesamtheit zur Folge. Das erfreulichste aber ist, dass der Pfarrer in Gotthelf, der ein Gegner so tiefwurzelnden Aberglaubens sein muss, dank seines überlegenen Humors dem Dichter in ihm die Hebung dieser alten poetischen Schätze nicht verwehrt.

Damit ist der Kern von Gotthelfs Humor berührt. Er entspringt einem Geiste, der bei voller Klarheit über die Unzulänglichkeiten des Daseins nicht bitter wird, sondern darüber zu lächeln vermag. Freilich steht Gotthelf auf politischem Gebiete nicht auf dieser obersten

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 164.
[2] Zeitgeist und Bernergeist. Springer 1852, Band II, 173.
[3] Die schwarze Spinne. Springer XV, 14.
[4] Ebenda. Springer XV, 7.
[5] Schulmeister. Vetter III, 150.
[6] Bauernspiegel. Vetter I, 376.
[7] Schulmeister. Vetter III, 185.

Warte der Weltbetrachtung, wohl aber in Bezug auf die Kinder, denn diese bringen in ihrem Treiben, ihrer Sprache schon so viel Humor mit, dass jede Bitterkeit vor ihnen weichen oder sich dann als ausgesprochene Satire geltend machen muss.

Drei Werke, Annebäbi Jowäger, Käthi die Grossmutter und Schulmeister sind vor allem mit Humor gesättigt. Käthi die Grossmutter und Annebäbi fassen einmal die Erziehung von ihrer fröhlichen Seite und beleuchten die Schwächen der in die Kinder vernarrten Erwachsenen. Ganz meisterhaft baut sich Jakoblis Kindheit aus lauter solchen Torheiten auf, und die komische Wirkung wird durch eine sachlich trockene Sprache noch erhöht. Die blinden Eltern stempeln ihren Jakobli zu einem „bsunderbaren" Kinde: „Nicht nur war er geistlich,[1] sondern er ward auch bsunderbar listig, und bsunderbar gross für sein Alter und bsunderbar hübsch und alle Tage hübscher und alle Tage listiger, und kein Kind war noch so gewesen, und kein Kind wird es mehr so geben. — Wenn der Vater die Sonntagskutte anzog, brachte ihm Jakobeli den Stecken. Als er einmal den Pfarrer sah, sagte er: ‚Lue dert dä schwarz Ma.' Wenn er eine Kuh sah, so rief er muh, und wenn ein Schaf vorüber lief, so machte er bä. Und als einmal Mädi, die Magd, einen ganzen Tag bschüttet hatte und am Abend den Jakobeli auf die Arme nehmen wollte, wehrte er sich und rief: ‚Müetti, Müetti, hilf, hilf, Mädi stinkt.' Selbe Nacht schliefen Hansli und Bäbeli wenig, und redeten viel von Jakobeli und was das für ein Kind sei. Und von dem Tage an musste Jakobeli jedem, der ins Haus trat, wiederholen: ‚Müetti, Müetti, hilf, Mädi stinkt,' und wenn das vorüber war, musste er sagen, was der Pfarrer für ein Mann sei, und wie das Schaf mache. Dann liefen Hansli und Annebäbi die Freudenthränen d'Backen ab, sie tröhlten sich in seligen Hoffnungen, und wie ihre Augen glänzten in elterlicher Wonne, glänzt kein Stern am Himmel." [2] Nur ein grosser Humorist konnte die Jugendgeschichte Jakoblis schreiben, die sich Seite um Seite in gleicher Köstlichkeit entrollt.

Über das Schulwesen, das ihm so viel Ärger und Sorgen gebracht hat, scherzt Gotthelf schon im Bauernspiegel, dann aber besonders im Schulmeister mit überlegenem Humor. Im Bauernspiegel ergötzt und überrascht die seltsame Apfel-Methode, die in den Schülerstreichen im Schulmeister ein ebenso absonderliches Gegenstück hat. Als ebenbürtig schliessen sich die Erfahrungen Peter Käsers als Stör-Schulmeister und an der Sommerschule an: besonders die Unlust des Lehrers und der Kinder und ihre Versuche, den verhassten Unter-

---

[1] Jakobli faltet mit zwei Jahren die Händchen, nachdem er es schon mehr als ein Jahr lang alle anderen täglich beim Tischgebet hat tun sehen.

[2] Annebäbi Jowäger. Vetter VIII, 12 f.

richt möglichst lang hinauszuschieben, sind vorzüglich wiedergegeben. Humoresken in dramatischer Form sind die beiden Unterrichtsproben über „Naturlehre in Bezug auf Religion“ und über „Verfassungslehre“. Gotthelf macht das Gespräch mit Vorliebe humoristischen Zwecken dienstbar: es sei nur an Käthis und Johanneslis Zwiegespräche erinnert.

Vielfach liegt der Humor in den Situationen, z. B. bei den schon erwähnten Pfarrkinderszenen, beim Bubengebet im Bauernspiegel, bei vielen Stellen aus Käthi, den Geburt- und Taufszenen, bei der Frühstückszene im Wirtshaus [1] oder der Küchenszene,[2] wo Anne Marei bei ihrer Heimkehr alles in Unordnung findet, da die Kinder mit ihrer als Überraschung gedachten Reinigung der Küche nicht rechtzeitig fertig geworden sind. Weniger geräuschvoll äussert sich der Humor bei der angeführten Stelle von Hansli Jowägers Verkehr mit dem Enkel, oder als der Schulmeister sich verschläft und die Kinder, Mädelis Rat folgend, ihn schlafen lassen und mit schelmischer Freude das ungewöhnliche Ereignis auskosten. Ein hübsches Gegenstück bietet der Sonntag des Grossvaters, wo die Kinder über den langen Schlaf des kranken Grossvaters unruhig werden; „da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es stieg auf einen Stuhl am Bette und schob, freilich so sanft es konnte, dem Grossvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Grossvater und tat beide Augen auf. „Schlaf nur wieder, Grossvater,“ sagte das Kind, „brauchst gar nicht zu erwachen, ich wollte bloss sehen, ob du schlafest oder nicht.“ [3]

Vielfach wird die humoristische Wirkung durch die Sprache und die Wahl der Bilder und Wendungen erzielt. Der Sehnsucht einer kinderlosen Pfarrfrau wird durch eine einzige Bemerkung alles Bittere entzogen: „Gegen pfarramtlichen Gebrauch hatten sie, ihr Herr und sie, keine Kinder, aber nach solchen ein Verlangen wie die Sara und die Elisabeth, waren aber noch nicht so glücklich wie diese geworden.“ [4] Das Weihnachtsfest erfährt folgende Auslegung: „Weihnacht war ihm der heilige Tag, wo der Heiland geboren wurde, wo man den Kindern süsse Bääggeli schenkt, damit sie auch wüssten, dass der Heiland sie einmal selig mache, und an den süssen Bääggeli lernten von Jugend auf, sich ihres Heilandes und seiner Geburt zu freuen.“ [5] Über das unsinnige Beschenken kranker Kinder lautet das Urteil kurz und bündig: „Wenn ein kranknes Kind z. B. neun Lebkuchen auf seinem Bette liegen hat, so kann man sich abklavieren, wie bald es gesund

[1] Im Bauernspiegel. Vetter I, 381.
[2] Im Schuldenbauer. Springer XIX, 186 f.
[3] Sonntag des Grossvaters. Bartels IX, 351.
[4] Schuldenbauer. Springer XIX, 49.
[5] Ebenda. Springer XIX, 114.

werden wird,“ [1] oder ein Genrebildchen wird mit Humor hingeworfen: „Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen und einer Schnudernase und weidete die erstern an einem Gartenzaun.“ [2] Hans Joggi findet Annemarei beim Strafgericht in der Küche, „noch immer, wie den lieben Gott auf Sinai, in Blitz und Donner und heulend fuhren die Mädchen herum wie angezündete Schwärmer oder Simsons Füchse im Korn der Philister.“ [3]

Gewöhnlich genügen Gotthelf solche komische Wendungen nicht, und er greift zu Übertreibungen, die zwar nie das Übermass der Beschreibungen seiner Liebhaberinnen erreichen, aber doch recht weit geführt werden. Beim Singen glühen die Kinder vor Eifer und „strengten ihre Stimmlein an, dass man die Augen mit einem Zwilchhändsche hätte nehmen können;“ [4] oder sie sind so schmutzig, dass man das Weisse im Auge nicht erkennen kann, und Schnudernasen haben sie wie ehemals die Hessen Zöpfe.[5] Jakobli wiegelt seinen neugebornen Sohn, „als ob er das Kind gen Himmel sprengen wollte, denn er meinte, mit dem Wiegeln sei es gleich wie mit dem Reitiseilen, je strenger man es treibe, desto lüstiger gehe es“.[6] Ein anderes Kind wird „gebutelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe schütteln wollte, und je wilder es ging, desto mehr lächerte es den kleinen Türken“.[7] Ein schreiender Täufling „fliegt“ in den Armen der Gotte, „und je höher es flog, um so lauter schrie es, und je lauter es schrie, um so gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen prasselten ordentlich an den Wänden und die Gotte wusste nicht mehr, wo sie war.“ [8] In der Stadt kann man oft Landkinder sehen, „die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, dass das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kinder all die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten“.[9]

Die Übertreibungen erstrecken sich nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf ihre Kleidung. Jakoblis Putz beim Kirchgang findet ein Gegenstück in den „gelben Turbanen, gross wie ein doppelt Bernmäss, mit Lätschen drauf wie Fassnachtküchli“ [10] der Wirtskinder auf der Gnepfi. Ulis Söhnlein bekommt „einen roten Turm“ vom Paten,

[1] Schulmeister. Vetter III, 190.
[2] Ebenda. Vetter III, 34.
[3] Schuldenbauer. Springer XIX, 189.
[4] Schulmeister. Vetter II, 253.
[5] Maync, a. a. O. Heft 12, 1462.
[6] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 128.
[7] Der Besuch. Bartels IX, 274.
[8] Die schwarze Spinne. Springer XV, 15.
[9] Barthli der Korber. Bartels X, 182.
[10] Geltstag. Zahn, S. 141.

„ein Ungeheuer von Turban, hochrot von Farbe, mit blauem Borde, eine Elle hoch, oben eine Elle breit, mit Ohrenlappen, gross wie die Blatten an einem Pferdekommet, und einem handbreiten gelben Bande, ihn unter dem Kinn zu binden. Das arme Kind sah darin aus, wie ein Zwerg in einer Grenadiermütze oder ein klein Spätzlein, welchem man einen grossen Hahnenkamm aufs Köpflein gepflanzt“.[1] Die Freude des Landvolkes an grellen Farben oder seine Vorliebe für übertriebenen Kräfteaufwand an Stimmitteln beim Gebet, bei der Predigt, oder beim Singen und Lesen der Schulkinder ist oft die Zielscheibe von Gotthelfs Humor; nirgends hübscher als im Schuldenbauer. „Nachdem Anne Marei rasch die Ordnung hergeprügelt hatte, begann Benzli seine Vorlesung, und zwar schön, schön, laut, dass die Fenster klirrten, und alle Worte brachte er lang gstielet zur Welt, lang, lang, wollten oft gar nicht austönen. In grosser Andacht hörte Anne Marei zu und anfangs nur erbauet an den lauten lang gestieleten Worten des Benzli. Nei aber, du hest afe glert, du chast lese, besser nützti nüt, mänge cha's nit so, der meint, was er syg, du musst e Pfarrer gä, oder e Schumeister. Mutter, ih ma nit, sagte Benzli. Warum? frug die Mutter. He, sagte Benzli, sie müsse all schnupfe und ih mag nit schnupfe.“[2]

Das ist gleich ein Beispiel, wie Gotthelf Anekdoten einzuflechten liebt, teils selbst erfundene, teils wohl überlieferte wie die vom „tüchtigen Berner-Klapf“,[3] oder die besonders gelungene vom Guggisberger. „Dem Guggisberger liefen im Seeland die Kinder nach, fragten: ‚Ätti, sy dGuggisberger o Mönsche?‘ Und wenn der Ätti ihnen sagte: ‚Ja!‘ so konnten sie das fast nicht glauben, sondern entgegneten: ‚Aber sie hei ja keini Hemlischräge!‘“[4]

In einer leicht komischen Färbung des Erzählertons, in lächerlichen Situationen, sprachlichen Wendungen, übertreibenden Vergleichen und in Anekdoten äussert sich, was an Gotthelfs Humor greifbar ist. Vieles entzieht sich aber einer Wiedergabe, obschon es für einen feinen humoristischen Sinn lebendig und erquickend vorhanden ist. Erklärende Worte würden diesem Humor des Gefühls und der Stimmung nur den Schmelz abstreifen wie eine rauhe Berührung den Flaum von einem reifen Pfirsich.

Humoristisch in der Ausführung, aber schon satirisch im Zweck ist die köstliche Gestalt des kleinen Ratskandidaten in der Käserei in der Vehfreude, des einzigen nur um der Politik Willen geschaffenen Kindes.[5] Es ist die fröhlichste, lebendig gewordene Ver-

[1] Uli der Pächter. Vetter VI, 226.
[2] Schuldenbauer. Springer XIX, 119 f.
[3] Schulmeister. Vetter III, 13.
[4] Ebenda. Vetter II, 356.
[5] Vgl. C. Manuel a. a. O. S. 267.

spottung gegnerischer Politik und Weltanschauung, die man sich denken kann. Überall, wo es ihn nichts angeht, redet der kecke Junge den Erwachsenen in ihre Sache, überall wittert er Betrug und Falschheit. „Ich bin nur ein Kleiner, aber ich sage, was mich dünkt, ich fürchte niemanden! Wenn es alle so machten, es ginge anders in der Welt! Warten die aber nur, bis ich gross bin (wird es, so Gott will, nie werden!), denen will ich es noch ganz anders machen!"[1] Nach jeder solchen Szene versäumt der Dichter seine Randglossen nicht, wie: „Der Junge hatte viel Anlage zu moderner Bildung,"[2] oder: „Der Kleine bildete sich prächtig aus zu einer der radikalen Naturen, welche in jedem Mitchristen, welcher nicht ihrer Meinung ist, oder mehr ist als sie, einen Schelm und Spitzbuben sehen und a priori verleumden; er hat die besten Aussichten, sobald er seine Nase nur halb verständig zu behandeln weiss, Grossrat, Kommandant, Amtsrichter und der Schinder weiss was zu werden,"[3] oder: „Man sieht, er hatte viel Anlagen zu einer modernen Kapazität, zu einem Schulmeister oder Gemeindeschreiber an einem abgelegenen Ort"[4] usw. Der „kleine Ketzer" ist der gelehrige Jünger seines radikalen Schulmeisters, der bei der engen Verbindung, die für Gotthelf zwischen Politik und Schule besteht, ebenfalls in die Satire hineingezogen wird.

Von diesem Lehrer übernimmt der Bube die prächtige Einrichtung anonymer Briefe. Doch ereilt den „koboldischen Jungen" mitsamt seinem Freunde Dürluft Benzli das Verhängnis in Gestalt von Ammanns Felix, der sie beim Horchen ertappt und in den Brunnentrog setzt. Benzlis Vater Peterli befreit sie durch sein Geständnis aus der Zwangslage. „Felix tauchte sie noch einmal brav unter, liess sie dann los. Benzli kroch alsbald heraus, der kleine Ratskandidat aber blieb sitzen. Er gehe da nicht heraus, wer ihn hineingetan, könne ihn wieder heraustun, wo nicht, so müsse er ihm gut sein für allen Schaden, sagte er. Erst als alle lachten, kroch er heraus, jedoch nicht ohne Verwahrung seiner Rechte, eine Drohung, ihn zu finden, was ihm von Felix noch eine tüchtige Ohrfeige zuzog. Der Zorn des künftigen Volksmannes kehrte sich, als Felix ausserhalb dem Bereiche seines Zornes war, gegen Peterli. Diesen kapitelte er runter, wie nur ein Dorfmagnat einem Schuldenbäuerli hätte abkapiteln können, er beurkundete sich so recht als eine zukünftige Grösse, als eine Stütze der Freiheit und des Vaterlandes."[5] Der junge Dichter soll nun vom Schulmeister für seine anonymen Briefe abgestraft werden; dieser

---

[1] Käserei in der Vehfreude. Bartels VI, 489.
[2] Ebenda. Bartels VI, 172.
[3] Ebenda. Bartels VI, 279.
[4] Ebenda. Bartels VI, 103.
[5] Ebenda. Bartels VI, 527.

weigert sich dessen, „denn er stand auf der neuesten Stufe der Kultur, auf derjenigen, wo man der Jugend alles erlaubt, zu allem sie berufen glaubt, während sie eben wegen der Jugend nicht zu strafen sei.“[1] Er erweist aber dem Buben mit seiner Weigerung einen schlechten Dienst: jetzt nehmen die Bauern die Sache an die Hand, und statt einmal wird er mindestens dreissig Mal geprügelt.

Diese kindliche Kandidatengestalt ist die gelungenste politische Satire, denn sie ist frei von der ätzenden Bitterkeit des im Austrag begriffenen Parteikampfes, wie sie z. B. in Zeitgeist und Bernergeist fühlbar wird. Die Brunnentrogszene nimmt bei den Kindern den Platz ein, den die drastische, bekannte Jauchelochszene[2] bei den Erwachsenen ausfüllt. Weniger gut angebracht, aber auch sehr fein ist eine satirische Nebenbemerkung über Johannesli: „Das Bubi schrie das Gleiche immerzu. Der Kleine war kein Konservativer, der auf Gründe hört oder meint, Schreien sei nicht vernünftig; der Kleine war radikal und meinte, Schreien sei die Hauptsache, und je unvernünftiger und unbegründeter, desto besser.“[3]

Für Gotthelf ist der Radikalismus gleichbedeutend mit Unglauben und gefährdet also unmittelbar den geistlichen Stand; deshalb legt er in einer satirischen Stelle einem Radikalen die Meinung in den Mund: „Für die neue Zeit sei das Institut der Pfaffen längst veraltet, die solle man aussterben lassen bis an einen, um ihn später den Kindern zeigen zu können, damit die doch auch wüssten, wie die Pfaffen gewesen.“[4] Jakob schwärmt in der Blütezeit seines politischen Tatendranges von der freien Liebe: „Die Kinder würden frei und froh aufwachsen wie die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes und duften wie die Hottentotten, wenn sie Heuschrecken dörren und sich mit dem Fette von 100 Ochsen gesalbet.“[5] In solchen gesuchten Vergleichen liegt eine Gefahr, und sie können zu verfehlter Satire werden, wie z. B. bei der Verhöhnung eitler Bauerntöchter, die sich ihres Standes schämen. „Wenn sie einmal Kinder kriegen, putzen sie dieselben heraus, als wenn es westindische Affen wären, und erziehen sie, dass Gott erbarm zu vollendeten Schlingeln und Schlingelinnen, Taugenichtsen und Taugenichtsinnen, sämmtlich Futter für den Teufel, für die er auch nicht umherzugehen braucht und suchen muss, sie zu verschlingen, sondern die sich ihm scharenweise ins Maul stürzen, wie die Häringe dem Wall- oder andern Fischen.“[6]

[1] Käserei in der Vehfreude. Bartels VI, 541.
[2] In Uli der Knecht.
[3] Käthi die Grossmutter. Vetter X, 200.
[4] Zeitgeist und Bernergeist. Springer 1852, Bd. II, 59.
[5] Jakobs Wanderungen. Hunziker IX, 283.
[6] Schuldenbauer. Springer XIX, 307.

Schneidender als dieser Schwulst wirkt der feine, treffende Spott über Steffen in der Gnepfi als Erzieher. „So oft der Vater trank, kriegte der Junge auch; und wenn er sagte: Vater, der ist mir z'sure, so holte der Vater bessern; und wenn der Vater ass, so kriegte der Junge ebenfalls; und wenn der Vater Rindfleisch ass und der Junge sagte: Vater, mag nit Rindfleisch, möchte lieber Hamme oder es Prägelwürstli, so holte ihm der Vater das eine oder das andere.“[1]

Selbstverständlich geht es nicht ohne Satire über die Schulzustände ab. Es sei nur an die Betrachtung über die guten alten Zeiten und den Religionsunterricht in der Schule erinnert. Die Polemik im zweiten Teil des Schulmeisters bietet manches Beispiel allgemeiner Natur über die neuen Lehrpläne oder die Lehrerbildung; alle Neuerungen hängen, weil ihnen die einfachsten Grundlagen fehlen, in der Luft und führen so in der Anwendung bei den Kindern zu den grössten Verkehrtheiten.[2] Daneben geht die Satire über das in misslungenen Reformen bezahlte Lehrgeld des Schulmeisters, und über die Urteile, womit seine Bauern jeden Versuch, die Schule aus ihrer Stumpfheit zu rütteln, begleiten. Beissend ist beim Anlass der politischen Schulkämpfe der Spott über die anbrechende Morgenröte eines goldenen Zeitalters der Gelehrsamkeit, „wo Aristoteles nur ein Esel und Sokrates noch ein ärgerer Esel wäre.“[3]

Der Bildungseifer ergreift das ganze Land wie ein Fieber: „Alles schien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn sie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenschrien: einmal eins ist eins, zweimal zwei ist vier; wo die Geissbuben und Mistaufleser darüber sich prügelten, ob es zwei oder drei Urzustandswörter gebe? ob Gott ein Urzustandswort sei, oder ein Geist? ob ein Dingwort ein Hauptwort sei oder gar nichts?“[4] usw.

Die Satire bewegt sich in den gleichen Bahnen wie der Humor, behandelt also auch die Schule und die Erziehung in ihren häuslichen und religiösen Formen; doch ist sie weniger mannigfaltig als der Humor, da fast jeder ihrer Ausfälle wie magnetisch auf das Hauptgewicht Gotthelfscher Kämpfe, die Politik hinzielt und dieser irgendwie dienstbar gemacht wird.

Infolge des grossen Anteils, den die Kinderdarstellung an Gotthelfs dichterischem Schaffen hat, stellen sich unwillkürlich zahlreiche Bilder und Vergleiche aus dem Kinderleben in seiner Sprache ein. Er wehrt sich z. B. gegen die Meinung über seinen Schulmeister,

---

[1] Geltstag. Zahn, S. 93.

[2] z. B. Das Konstruieren, der gegenseitige Unterricht, die neuen Schulfächer usw.

[3] Schulmeister. Vetter III, 405.

[4] Schulmeister, Vetter III, 405.

als stehe er am Wege, „wie ein böses Kind und chlepfe alles Vorübergehende, Tiere und Menschen.“[1] Der Entmutigte fühlt sich „einem Kinde gleich, das mit hölzernem Schwerte die Welt bezwingen will.“[2] Der vorsichtige Hansli geht sachte auf einen Gedanken ein, „ungefähr wie ein Kind in kaltes Wasser.“[3] Uli hat in der Krankheit „sein Gedächtnis mehr oder weniger verloren, musste seine Erinnerungen mühsam zusammenlesen, wie ein Kind Glasperlen, welche es im hohen Grase verschüttet oder zwischen losen Steinen.“[4] Hansli Jowäger wird durch den mühsam gefassten Entschluss, Meyeli zu besuchen, in eine seltsame Hast versetzt: „es ging ihm fast wie einem Knaben, der Bohnen rüsten soll, und weithin sieht er Buben im Haselhag. Es harzet bei ihm, bis der Entschluss gefasst ist; langsam setzt er seine Beine in Bewegung; aber dann schiesst er auch davon wie ein Pfeil vom Bogen, damit das Müetti ihn nicht mehr erreichen möge, weder mit den Händen, noch mit der Stimme.“[5] Jakob hat den neuen Glauben angenommen, „wie ein fünfjähriger Bube die ersten Hosen anzieht.“[6] Ein Knabe, der es eilig hat, „treibt die Gebete über die Zunge, wie Buben ihre Kreisel peitschen durch die Stube.“[7] „Wer nicht an Gott glaubt, hat's mit der Sünde kommod, sie fällt ihm weg ganz von selbst, wie dem Kinde ein Milchzahn.“[8] Leute, die „jedem Lumpenhund glauben, aber nie einem rechtlichen Mann Vertrauen schenken“, haben es „mit den Reden ehrlicher Männer, wie Kinder mit bitterm Doktorzeug, es schaudert sie darob, sie verbeissen das Maul.“[9] „Die dicke Masse des Volkes streitet gegen die Aufklärung instinktmässig wie ein Kind, das man waschen will, sich meist mit Händen und Füssen sperrt.“[10] Die politischen Schlagwörter werden vorzüglich gekennzeichnet: „Es gibt immer Worte, welche man Stadt- und Staatsbehörden in die Hand stösst, accurat wie die Wartmütter in den Kleinkinderschulen Fahnen, Stecken, Zeichen den Kindern in die Hände stossen, wenn sie dieselben spazieren treiben.“[11] Mädis naturkundliche Vorstellungen erstrecken sich auf Wölfe, „die fresse-n-es ganzes Fuhrwerk mit allem was druf u

[1] An J. Burckhalter, 14. v. III. 1839, a. a. O., S. 85.
[2] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 286.
[3] Besenbinder von Rychiswyl. Bartels IX, 389.
[4] Uli der Pächter. Vetter VI, 372.
[5] Annebäbi Jowäger. Vetter VIII, 429.
[6] Jakobs Wanderungen. Hunziker IX, 394.
[7] Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung. Springer VIII, 295.
[8] Doktor Dorbach, der Wühler. Gustav Meyer, Leipzig 1849, S. 50.
[9] Geltstag. Zahn, S. 188.
[10] Getilgte Stelle aus dem Schulmeister. Vetter, Ergänzungsband, Lieferung V, 205.
[11] Doktor Dorbach, der Wühler. Gustav Mayer, Leipzig 1849, S. 38.

dra syg, u-n-es gäbt ne minger z'thüe as ame Ching e Lebchueche."[1] Junge, reiche, umworbene Mädchen, die niemand zurückhält, „säumen selten, aus den Freiern einen zum Manne zu machen, accurat wie Kinder Naschwerk nicht lange unangefochten in der Tasche herumtragen können.[2] Der Schulmeister macht als Bräutigam die Erfahrung, dass, wer zum erstenmal eine Braut hat, es ungefähr treibt wie ein Kind, dem sein Götti oder die Gotte den ersten neuen Batzen gegeben hat.[3] Der Landbewohner liebt den Frühling wie ein Kind und „hat es seinen Äckern, Wiesen und Gärten gegenüber, wie ein Vater, der mitten in einem Dutzend blühender Kinder steht."[4] Der Himmel wölbt sich über einer nächtlichen Landschaft „so freundlich mild, wie über dem schlummernden Säugling ein weiches, warmes, seidenes Deckelein." [5]

Das ist eine Auswahl von Vergleichen und Bildern, wie sie Gotthelf bei den Kindern holt und wobei seine Sprache an Poesie sowohl als an Treffsicherheit gewinnt. Wenn auch nicht alle Vergleiche auf derselben Höhe der Beobachtung stehen, so ist doch keiner gesucht, und die meisten verraten den höchst originellen Geist ihres Verfassers, wie, um nur einen hervorzuheben, der über die politischen Schlagworte, der nicht nur dem Dr. Dorbach ins Stammbuch geschrieben ist.

Damit soll der Abschnitt über Gotthelf abgeschlossen werden. Auf Vollständigkeit kann er nicht Anspruch machen; er müsste z. B. zu viel breiteren Charakteristiken der Hauptthelden wie Jeremias und Käser ausholen und müsste noch mehr Einzelheiten, noch mehr Nebenfiguren und theoretische Erörterungen berücksichtigen. Bei der unerschöpflichen Stoffülle ist es ferner nicht ausgeschlossen, dass erwähnenswerte Züge der Aufmerksamkeit entgangen sind. Zweck der Untersuchung ist aber weniger eine mosaikartige Wiedergabe des Stoffes als das Bestreben, durch seine mehr zusammenfassende Ordnung in Einflüsse aus Gotthelfs Leben und in Gruppen von Motiven den in anziehender Form gebotenen, wertvollen Gehalt der Kindergestaltung zum Ausdruck zu bringen.

Die umfassende Verbindung der Kinderdarstellung mit den tiefsten Lebenserscheinungen hebt Gotthelf über alle seine Landsleute empor. Sie hängt eng mit seiner sittlichen Anschauung zusammen, die im Kind den eigentlichen Anreger der menschlichen Kräfte sieht. Denn das Kind ist der Ansporn der Eltern; seinetwegen streben sie nach Wohlstand und nach geistiger Fortbildung und Selbsterziehung.

---

[1] Annebäbi Jowäger. Vetter IX, 418.
[2] Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken. Springer IX, 330.
[3] Schulmeister. Vetter III, 62.
[4] Uli der Pächter. Vetter VI, 20.
[5] Zeitgeist und Bernergeist. Springer 1852, Band I, 172.

Die treue Erfüllung der elterlichen Pflichten trägt unmittelbar ihre Früchte in zahllosen Freuden, die das Kind den Eltern bereitet, in ihren berechtigten Zukunftshoffnungen, in der sichern Voraussicht seiner spätern Tüchtigkeit und in der Gewissheit, dass es Vater und Mutter in ihren alten Tagen eine Stütze sein werde.

Wie die Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen so eng verschlungen sind, dass sie ein gleichmässiges Eingehen auf das Seelenleben beider Teile erfordern, und wie dies die schwerwiegendste Eigentümlichkeit Gotthelfscher Kinderdarstellung ist, weil sie sich auf seine Lebensansichten gründet, sei noch einmal betont, ebenso, dass er damit einzig dasteht.

Pestalozzi hat zu wenig hinreissende Kraft, um sich wie Gotthelf bis zu einer so umfassenden und ohne Zögern gespendeten Preisgabe seiner innersten Gedanken begeistern zu können. Er gehört noch in die Zeit der Empfindsamkeit, die Mißstände mehr beklagt als bekämpft, und setzt seine Persönlichkeit als Mensch wohl ein, lässt sie aber als Dichter zurücktreten. Auch gibt ihm Lienhard und Gertrud nicht Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit so eingehend den Kindern zuzuwenden, muss er doch in einem einzigen Werk seine Ansichten über Politik, Dorf- und Rechtsleben, Erziehung und Schule unterbringen, während Gotthelf in seinen zahlreichen Büchern zur gründlichsten Behandlung der einzelnen Gebiete schreiten kann und Raum zu mehr poetischen Einzelheiten, wie z. B. den Kinderszenen gewinnt. Das beeinflusst seine Kinderdarstellung schon viel günstiger, abgesehen davon, dass er der grössere Dichter und ein nicht zu übertreffender Kenner der kindlichen Seele ist. Vergleicht man die Kindergestalten der beiden Dichter, so entwirft Pestalozzi ein Bild von ihnen, das wie eine Karte in kleinem Maßstab schon alles Wesentliche enthält, während bei Gotthelf das gleiche Kartenbild in grossem Maßstab wiederkehrt und neben den von Pestalozzi her bekannten Linien eine Menge neuer aufweist, die zu genussreichen Entdeckungen führen.

Zschokke könnte, was die dichterische Fruchtbarkeit anbelangt, eine ähnlich vollständige Kinderdarstellung geben wie Gotthelf; seine flüchtige Vielschreiberei schadet ihm aber derart, dass er in keiner Weise an seinen Nachfolger heranreicht. Pestalozzi und Gotthelf lassen sich infolge ihrer Erziehertendenzen gut vergleichen. Weniger leicht ergibt sich ein Abwägen Gotthelfs mit Keller, oder gar mit Meyer, der seine Kinderdarstellung gewissenhaft den gleichen künstlerischen Anforderungen unterordnet wie sein übriges Schaffen und dessen Geist dem des Berners vollkommen fremd ist.

Keller unterschätzt Gotthelfs Hauptproblem der Erziehung nicht; was er aber darüber zu sagen hat, setzt er in Handlung um wie im Grünen Heinrich bei Frau Lee; oder er fügt der Handlung nur

kurze, aber umso treffendere Hinweise über die Erziehung hinzu wie in Frau Regel Amrain. Weiter trägt er den einmal gründlich behandelten Stoff nicht mit sich herum. Wo er Martin Salander den ehemaligen Lehrer und Erzieher hervorkehren lässt, als er kaum nach jahrelanger Abwesenheit den Fuss ins Haus gesetzt hat, ist man, obschon es nur leichthin geschieht, doch davon unangenehm berührt, während die gleiche Szene bei Gotthelf gar nicht auffallen würde. Die Erziehung bietet mehr stoffliche als geistige Berührungspunkte zwischen Gotthelf und Keller, weil jeder ihre Aufgaben anders erfasst und löst.

Auf dem Gebiet der poetischen Kinderdarstellung ist Gotthelf viel spärlicher vertreten als Keller. Er kann vor allem mit dem Erdbeeri-Mareili und dem Tellknaben, dann auch etwa mit Johannesli in die Schranken treten; aber gegen Kinder wie Sali und Vrenchen, Dietegen und Küngolt, Hadlaub und Fides müssen diese abfallen. Gotthelf unterlässt es, einen Abstand zu wahren, der ihm erlauben würde, die Kinder künstlerisch abwägend zu verwenden. Er schenkt ihnen, während er sie gestaltet, sogleich seine Liebe und ein so vollständiges Interesse, dass er statt über ihnen immer mitten unter ihnen zu stehen scheint. Keller beherrscht, selbst wo er aus eigener Kinderzeit berichtet, sein Herz besser und ist der grössere Künstler; seine weniger zahlreichen Kindergestalten sind mehr auf ihren poetischen Gehalt hin durchgearbeitet und von einer Klarheit, die sie über das alltägliche Leben hebt, worin auch die feinsten Kinder Gotthelfs immer noch haften bleiben.

Gotthelf ist unstreitig der Schweizerdichter, der über die Kinder am meisten zu sagen hat; er kennt sie am gründlichsten, weil er die kleinste und unscheinbarste Äusserung ihres Wesens mit offenem Auge und liebevollem Verständnis verfolgt. Er misst ihnen die grösste Bedeutung bei; ohne sie wären seine Werke zu einem wesentlichen Teile der Tiefe beraubt, ja ganz undenkbar. Seine bekannte Formlosigkeit hindert ihn daran, zum trefflichen Inhalt der Kinderdarstellung das knappe Gewand zu fügen, wie es der künstlerische Geschmack zuschneidet. Aber auf dem Naturwüchsigen, das die lockere Form den Kindern belässt, beruht zum guten Teil die Eigenart, die ihnen allen das Siegel ihres Schöpfers aufdrückt.

Gottfried Keller.

Gottfried Keller allein erträgt als ebenbürtig die unmittelbare Nachbarschaft des in der Kinderdarstellung so meisterhaften Gotthelf. Wenn auch nicht an Zahl, so erreichen Kellers Kindergestalten die Gotthelfs an Frische, Wahrheit und Tiefe der Darstellung, und darüber hinaus ist ihnen ein feiner, poetischer Duft eigentümlich. Wie ein leichter Schleier liegt etwas Rätselhaftes über dem Wesen und den Äusserungen eines Kindes, und das nimmt erst Keller deutlich wahr und bringt es zum Ausdruck. Seine Poetenaugen sehen in allen Kindern die geheimnisvolle Anlage, deren klare Auflösung erst der fertige Charakter des Erwachsenen bringt. Während bei Gotthelf die Kinderseele hell wie der junge Morgen heranwächst, entwickelt sie bei Keller sonderbare, oft unverständliche Regungen und atmet einen poetischen, mit Worten nicht recht fassbaren und doch für das Gefühl lebendigen Zauber aus. Das Kind birgt noch Wunder in sich und verhält sich zum ausgewachsenen Menschen wie das Märchen zur Wirklichkeit. Dieses Gepräge des Eigenartigen trägt nicht nur der grüne Heinrich, sondern fast jedes Kellersche Kind.

Gottfried Keller ist der einzige Junggeselle unter den hier behandelten Dichtern; wie wird er sich als solcher im Leben den Kindern gegenüber verhalten? Womit wird er die anregenden Freuden ersetzen, die seinen Vorgängern aus Familienleben und Vaterglück erblühen und die für ihn verschlossen sind? Er hat zwei grosse Quellen, aus denen er schöpft: seine eigene reiche Kindheit und Liebe, gepaart mit herzlichem Verständnis für die Kinder überhaupt, die man nicht nur aus seinen Werken herausliest, sondern in seinen prächtigen Briefen immer wieder aufleuchten sieht, sowie schalkhafte Freude an den bekannten und unbekannten Kindern seiner Freunde.

Über sein Verhältnis zu Kindern äussert sich Keller einmal: „Was mein urwäldliches Umgehen mit Kindern betrifft, so bemerke ich Ihnen, dass ich jedenfalls noch keine Kinder gefressen habe, sondern mich in der Regel gut zu denselben stehe.“ [1] Unter derbem Humor verbirgt er noch öfters weiche Gefühle, so wie Bächtold berichtet, dass er sich mit einem kranken Kind der Hausleute Dietrich zu schaffen machte, „wenn es niemand sah“. Das Kind starb und

[1] An Lina Duncker. 1857. Ermatinger, a. a. O., II, 447.

Keller schrieb sein schönes Gedicht Bei einer Kindesleiche,[1] während er seine Liebe zu demselben wohl weiter verborgen hätte, wenn es am Leben geblieben wäre. Kurz nach dem Tode der Schwester schrieb er die trüben Worte: „Wie es aber auch kommen mag, so werden Ihnen gute Kinder die besten Teilnehmer und Stützen sein. Das fühle ich in meiner stillen Wohnung, wo ich ganz allein mit einer Magd hause und mir die arme Schwester, so einsam und still es um sie war, jetzt doch überall fehlt.“[2] Von Kellers Kinderliebe zeugt auch die Begründung, womit er die Huldigungen einer Dame zurückwies. „Jeder solche Brief kostet Sie einen halben Tag. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass ich ihn Ihren Kindern rauben soll.“[3] Mit scheltendem Munde berichtet er von seinen Patenpflichten; aber man sieht förmlich den grollenden Junggesellen mit geheimer Herzensfreude für die kleinen Schützlinge sorgen. „Denken Sie sich die Schändlichkeit: erst in den letzten Jahren bin ich wiederholt zu Gevatter gebeten worden; ich musste in der Kirche herumstehen, Knickse machen und jetzt alljährlich auf Geschenke denken. Schaumünzen oder Sparbüchsengeld einwechseln etc., kurz, was einen armen, alten Kerl nur ärgern kann.“[4] In einem andern Neujahrsbrief klagt er, dass er vom Einkaufen von ein paar „miserabelen Patengeschenken schon demoralisiert“ sei.[5]

Am offensten zeigte Keller sein kinderliebendes junges Herz am Kadettenzusammenzug vom Jahr 1856; nicht nur dichtete er für die kleinen Krieger zwei Lieder, Marschlied und Vaterland, um deinen Segen;[6] er beteiligte sich an der Aufsicht und Pflege der jungen Schar, eifrig bemüht, dass die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken. Der frohe Brief, den er über das Erlebnis an Frau Duncker schrieb, gibt Zeugnis, dass dieses Kinderfest wie ein Jungbrunnen auf ihn wirkte. „Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast 4000 bewaffnete Jüngelchens oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben. Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich grosse und kräftige Burschen, aber auch ganze Ba-

---

[1] November 1845. Gedichte II, 71.

[2] An Siegmund Schott, 1888. Ermatinger III, 530.

[3] Keller-Anekdoten, a. a. O. S. 87.

[4] An Marie Melos, 1880. Ermatinger III, 330.

[5] An Marie von Frisch, 1882. Ermatinger III, 416. Die Empfängerin wird die Sache nicht allzu tragisch aufgefasst haben; denn gerade ihr schrieb Keller mit scheinbarem Ernst die schalkhaftesten Briefe.

[6] Nicht in die gesammelten Gedichte aufgenommen.

taillons ganz kleiner Stöcke von 10—12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen wie die Grösseren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbillets Bezeichneten ausgaben, so dass die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch. — Sie sehen also, dass Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen.“ [1] Diese köstliche Schilderung könnte aus dem Grünen Heinrich stammen und zeigt als schönstes Beispiel, wie Kellers Humor bei der Berührung mit kindlichem Frohsinn zu sprudeln beginnt.

In seinen Freundschaftsbriefen kommt auch vor allem der Humor zur Geltung und verwandelt das Bild des unnahbaren, mürrischen Junggesellen gründlich in sein Gegenteil. Die Freunde Freiligrath und Hettner und ihre Kinder wurden mit allerlei schalkhaften Einfällen und Grüssen bedacht; z. B. wünschte Keller, dass dem kleinen Wolfgang Freiligrath „ein guter Engel ferner das rechte Geleise durch den Urwald der väterlichen Erziehungsmethode hindurch zeigen möge“, [2] und den Kindern Hettners liess er „in Gedanken einen Pfefferkuchen überreichen, oder, falls sie es vorziehen, eine Tüte Bonbons.“ [3]

Die köstlichsten Briefe bekam jedoch Frau Marie von Frisch in Wien. Vom eigenartigsten Glückwunschschreiben an, das wohl je zur Geburt eines Stammhalters verfasst wurde, [4] lassen sich Kellers launige Ratschläge und Neckereien jahrelang verfolgen. Er schrieb etwa: „Wie steht's mit dem kleinen Johannisknäblein? Isst es schon brav Heuschrecken und wilden Honig? Ich möchte nur einmal einer Fütterung beiwohnen, der wird gewiss nicht übel gestopft! Am meisten freue ich mich darauf, wie er dem Adolf [5] die Aprikosen im Garten

[1] An Lina Duncker, 1856. Ermatinger II, 420 f.

[2] An Freiligrath, 1850. Ermatinger II, 227.

[3] An H. Hettner, 1854. Ermatinger II, 344. Vgl. auch den Brief an Käthe Kroeker-Freiligrath, III, 521, wo er den Kindern Grüsse auszuteilen bittet, „etwa als eine Art platonischen Konfekts, woran sie sich den Magen nicht verderben.“

[4] An Marie von Frisch, 1875. Ermatinger III, 154 ff.

[5] Seinem Onkel Adolf Exner und Kellers Freund.

erlausen wird, wenn (er) erst allein darin herumlaufen kann.“ [1] Einmal nannte er die Kinder spasshaft „junge Kaninchen“, [2] ein andermal fein treffend „lebendige Uhrmännchen“. [3] Dazwischen stand wieder ein Glückwunsch: „Mit den besten Segenswünschen nahe auch ich der Wiege des neuen Erzwieners und bestimme überdies, dass dieser speziell ein Saufaus werden soll.“ [4] Oder er riet der Mutter in der Sommerfrische: „Lassen Sie keinen ihrer Buben im See ersaufen, wenn Sie noch am Ufer wohnen.“ [5] Eine köstliche Anfrage an seinen Freund Exner mag diese kleine Auswahl von Briefstellen abschliessen. „Wie raucht sich denn Ihr Herr Stammhalter? Gedeiht er? Versteht er schon was vom Pfandrecht, oder steckt er noch im barbarischen Naturrecht der Windelvölker?“ [6]

An Verständnis für kindliches Wesen hat es Keller also nicht gefehlt, und wenn er im Grünen Heinrich Erikson einen glücklichen Brief über seinen vielversprechenden Sprössling schreiben und im Tanzlegendchen die kleinen Musikbübchen so mutwillig ihre Pflichten erfüllen lässt, so entspricht das seiner Auffassung, dass die Kinder im Menschenherzen Freude und Frohsinn zu wecken berufen sind. Gerade sein lediger Stand ohne Erzieher- und Beraterpflichten machte es ihm möglich, die Kinder nur mit Dichteraugen zu betrachten und sich von der Tendenz frei zu halten.

Mit seinen Jugenderfahrungen setzte sich Keller im Grünen Heinrich, in Pankraz der Schmoller und in Frau Regel Amrain und ihr Jüngster auseinander. Als erster Schweizerdichter stellte er seine eigene Kindheit gründlich und mit wenigen Abweichungen der Wahrheit gemäss dar und ging einen Weg, der mit mehr oder weniger Wirklichkeitstreue von manchem Nachfolger beschritten worden ist. Die Jugendgeschichte lag ursprünglich nicht im Plan des Grünen Heinrich, wurde aber infolge des grossen Einflusses, den in Heidelberg Feuerbach auf ihn ausübte, dem Manne, dessen Schülerlaufbahn in der Mitte geknickt worden war, als Selbstprüfung zum wichtigsten Bedürfnis. [7] Die Wirklichkeitstreue will Keller für die Schilderung der reiferen Jugend nicht gelten lassen; „jedoch ist die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr, hier und da bloss in einem Anfluge von Nachahmungstrieb, von der konfessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich

[1] An Marie von Frisch, 1876. Ermatinger III, 176.

[2] An Adolf Exner, 1877. Ermatinger III, 226.

[3] An Marie von Frisch, 1881. Ermatinger III, 378.

[4] An Anton und Marie von Frisch, 1878. Ermatinger III, 258.

[5] An Marie von Frisch, 1882. Ermatinger III, 405.

[6] An Adolf Exner, 1881. Ermatinger III, 380. — Mit Leichtigkeit liesse sich das Doppelte an Briefstellen über Kinder anführen.

[7] Vgl. Einleitung zur Studienausgabe des Grünen Heinrich I, XVIII.

nicht stark.“ [1] Es besteht eine so schlagende Übereinstimmung zwischen Einzelheiten aus der Kindheit des grünen Heinrich und aus derjenigen seines Schöpfers, dass sich der Biograph Bächtold zur Erklärung veranlasst sieht: „Es sei ausdrücklich bemerkt, dass dieser und andere Züge nicht etwa aus dem Grünen Heinrich, wo sie allerdings auch stehen, zu poetischer Ausschmückung herübergeholt worden sind. [2]

Die Jugendgeschichte des grünen Heinrich ist als Seelenanalyse eines Kindes meisterhaft und zeugt von einem starken Durchleben und Verarbeiten des Erinnerungsstoffes. Sie wird nicht aus der Gedankenwelt des Kindes, sondern aus der geistigen Verfassung des Erwachsenen, der über sich selber klar werden will, heraus erzählt: „Ich stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen.“ [3] Die Ich-Form löst einen Widerspruch aus zwischen dem handelnden Kinde und den durchaus reifen Reflexionen, die es über seine Handlungen anstellt. Man lese nur etwa daraufhin das Meerkatzen-Kapitel. Keller verfolgte neben der persönlichen Absicht einer Selbstschau den Zweck, seine Erfahrungen auch für andere nutzbar zu machen. „Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgeklärter und freier Staat, wie der Zürchersche, für die sichere Erziehung des einzelnen darbiete heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und andernteils den psychischen Prozess in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zugrunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein.“ [4]

Diese doppelte Absicht persönlicher und allgemeiner Aufklärung befrachtet den Roman mit ernsten Problemen, die je nach ihrer Bedeutung noch weitere Werke in Anspruch nehmen. Ihre Behandlung ist in der ersten Fassung des Grünen Heinrich am breitesten und persönlichsten zugleich; die zweite Fassung ist nach den das Dichtergemüt entlastenden gründlichen Auseinandersetzungen der ersten schon ruhiger. Den anderen Werken ist eine abgeklärte Sachlichkeit eigen.

Das Hauptproblem Kellers, hervorgerufen durch den frühen Tod seines Vaters, ist die Erziehung des Vaterlosen und zugleich das

[1] Nachgelassene Schriften, a. a. O. S. 20.

[2] Bächtold, a. a. O. S. 11.

[3] An H. Hettner, 1851. Ermatinger II, 272.

[4] An H. Hettner, 1851. Ermatinger II, 272 f.

Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Sein verschlossenes und so gar nicht durchschnittlich zu bewältigendes Wesen bedeutete für die Mutter eine schwere Aufgabe. Der Staat versagte ihr zudem seine Hilfe gerade in dem Augenblick, als ihr Knabe dem Kindesalter zu entwachsen begann und ihm der geregelte Studiengang eine willkommene Frist zur Selbstbesinnung gewesen wäre. Seine Ausweisung aus der Schule empfand er daher eben so sehr als Unbill gegen seine Mutter als gegen sich selbst. Es ist kein Wunder, dass er den Wert der Schule nur gering anschlägt und sie an der Erziehung seiner dichterischen Gestalten keinen Anteil nehmen lässt, dagegen lauter vorbildliche Mütter schafft. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ist einer jener Stoffe, bei denen er über den einen Roman hinausgeht. Immer sind diese prächtigen Frauen, Heinrichs und Pankraz des Schmollers Mutter, Frau Regel Amrain und Marie Salander vom Gatten durch den Tod oder durch jahrelange Abwesenheit getrennt. Die Aufgabe der Erziehung liegt einzig auf ihren Schultern, und sie entledigen sich ihrer auf tapfere und feine Weise. Wenn Keller Väter zeichnet, wie den Vater Weidelich oder Louis Wohlwend im Martin Salander, so sind sie wenig brauchbar; der tüchtige Salander muss die Kindheit seines Nachwuchses zum grössten Teil vorübergehen lassen, ohne sich seiner annehmen zu können.

Keller sah sich nicht verpflichtet, ähnlich wie der Mutter nun auch der Schwester eine Dankesschuld abzutragen. Ihre Übergehung im Grünen Heinrich begründet er folgendermassen: „Es ist eine originelle Idee von Regula, dass sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht gedacht. Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte.“ [1] Die Schwester muss in der Kindheit nicht sonderlich eng mit ihm verwachsen gewesen sein. Die im Pankraz und im Martin Salander geschilderten geschwisterlichen Verhältnisse beruhen wesentlich nur auf gegenseitiger Neckerei; [2] über eine wirklich tiefe und beglückende Jugenderfahrung wäre er aber nicht nur in humoristischem Ton hinweggegangen. Enger als durch Bande des Blutes fühlen sich bei ihm die Kinder durch Bande der Freundschaft und hier wiederum der Freundschaft zwischen Knaben und Mädchen gefesselt.

Zu den frühesten Fragen des Grünen Heinrich gehört die nach Gott, von dem ihm die Mutter beim Klang der Abendglocke zu

---

[1] An Mutter und Schwester, 1854. Ermatinger II, 340.

[2] Wobei im ersten Fall die Schwester dem Bruder, im andern der Knabe den Mädchen überlegen ist.

sprechen pflegt. „Owê muoter, waz ist got?“ und wie Parzival belebt er den leeren Begriff mit dem schönsten und glänzendsten Ding, das er kennt, erst mit dem funkelnden Wetterhahn und dann mit dem prächtigen Tiger. An diesen Ausgangspunkt reihen sich die religiösen Erfahrungen eine um die andere, begleiten den grünen Heinrich auch in die Mannesjahre und schliessen mit seiner Überzeugung von der Unmöglichkeit der Unsterblichkeit ab. Und nun gibt der Dichter dieses letzte Glied der mühsam zusammengefügten Kette wieder einem Kinde in die Hand, Dortchen Schönfund, deren Wahrzeichen es ist, „dass sie ganz auf eigene Faust nicht an Unsterblichkeit glaubt, und zwar nicht etwa infolge eingeschulter Dinge oder durch fremden Einfluss, sondern auf ursprüngliche Weise, sozusagen von Kindesbeinen auf.“ [1] Dortchen schöpft „dies ursprüngliche schlichte Vergänglichkeitsgefühl ohne weiteres aus der Mutter Natur.“ [2] So verankert der Dichter seine Anschauung vielsagend durch ein unbefangenes Kind als vermittelnde Trägerin in den Naturgesetzen.

Kein Vorgänger Kellers hat sich mit der Religion auseinandergesetzt wie er. Pestalozzi bedeutete sie einen eisernen Bestand seiner Reformpläne: daher sind die Kinder Gertruds von einer musterhaften Frömmigkeit beseelt, und auch bei den Kindern in Zschokkes Schriften ist sie über alle Zweifel erhaben. Gotthelf bekämpft die Lauheit und Äusserlichkeit religiöser Auffassung. Die Abkehr von der Rechtgläubigkeit kommt ihm aber an sich so ungeheuerlich vor, dass er sie vollends in einem kindlichen Charakter nie zu zeichnen imstande wäre.

Somit betritt Keller Neuland mit seiner Darstellung einer verneinenden religiösen Entwicklung. Nach den tastenden Versuchen des kleinen Heinrich, für Gott eine Vorstellung zu gewinnen, lernt er das Vaterunser, das er „mit grosser Meisterschaft und vielen Variationen“ betet. [3] Der erste Gebrauch, den er von der Bitte „und erlöse uns von dem Bösen“ [4] in der Schule macht, als der Lehrer über ihn herfällt, ist von solcher Wirkung, dass er fortan seine Gebete still verrichtet. Er erweitert bald ihre Zahl durch Gelegenheitsbitten, kraft deren ihm Gott manchen Fehler und manche kindliche Missetat vertuschen soll. An Dankgebeten für glücklich vermiedene Strafen lässt er es nicht fehlen. Mit dem wachsenden Sinn seiner Gebete verbindet sich die Scheu, sie laut herzusagen, so dass er das Tischgebet, das die Mutter einführen möchte, nicht zu sprechen vermag. Sie ist zum Glück, wenn auch kummervoll, einsichtig genug, ihn nicht zu zwingen.

---

[1] Grüner Heinrich, IV, 187.
[2] Ebenda.
[3] Der grüne Heinrich, I, 36.
[4] Der grüne Heinrich, I, 38.

Bei dieser eigentümlichen Scham und Scheu des Kindes vor einer lauten Äusserung religiöser Gefühle verweilt Keller länger durch die Einschaltung der Geschichte vom armen Meretlein. In früheren Zeiten konnte Mangel an Einsicht und duldsamer Schonung erschütternde Kindertragödien wie die des Meretlein hervorrufen. Die gesteigerte Bedeutung der Novelle liegt darin, dass sie frei erfunden ist, das heisst aus einigen zusammenhanglosen Umständen herauswächst, die auf den Knaben Keller grossen Eindruck gemacht hatten. Das alte Bild eines kleinen Mädchens, das einen Totenschädel in der Hand hält, ein Kindergrabstein, das Leben eines in Glattfelden untergebrachten, unglücklichen blöden Mädchens, das sind die Fäden, die vom Dichter aus- und zusammengesponnen werden.[1] An der Scheu vor dem Beten und überhaupt vor allen Äusserungen religiöser Art geht das arme Meretlein zugrunde. Von den Eltern wird es den starrsinnigen Anschauungen der Zeit geopfert und einem hartherzigen Pfarrer ausgeliefert, der es ohne Verständnis für seinen sonderbaren Willen im Namen der Religion und seines Seelenheiles langsam zu Tode quält.

Meretlein ist eine Verkörperung der unverfälschten Natur; es fühlt einen verwandten Zug zu den Tieren, zu Fischlein und Vöglein: vom Weiher wird es zum Baden verlockt, von der warmen Sonne verleitet, sein Busshemdlein abzuwerfen und sich mit Buchenlaub zu bekränzen. Das unschuldige Naturleben zieht die andern Kinder an und übt selbst einen Zauber auf grosse Leute wie den Schulmeister und den Müllerhans aus, die sich gegen die Misshandlungen Meretleins empören; unbewusst wehren sie sich dabei gegen die Kälte ihrer eigenen Lebensluft. Alle die Regungen seines Naturtriebes werden vom entsetzten Pfarrer in eine Chronik eingetragen und liegen wie Oasen im Bericht über seine gottgefällige aber grausame Behandlung.

Der Gegensatz zwischen dem Kinde, das „kläglich zu schreien anfing, wenn man es in die düstere, kalte Kirche brachte, wo es sich vor dem schwarzen Manne auf der Kanzel zu fürchten vorgab“[2] und der unerbittlichen Strenggläubigkeit ist auf das Schärfste herausgearbeitet. Es gibt kein Entrinnen vor ihrer starren, aber durch das Herkommen geheiligten Form. Wer sich auflehnt, wird ihr geopfert, und sollte der Widerstand triebmässig aus einer lichtbedürftigen Kinderseele kommen. Die Vergangenheit als Deckmantel benützend, legt sich Keller für alle Kinder ins Mittel, deren Innenleben von der landläufigen Form religiöser Ausübung nicht erfüllt oder gar zurückgeschreckt wird. Das gibt dieser kunstvoll die alte Zeit und den alten Stil treffenden Novelle, mit der er eine so ergreifende Darstellung

[1] Vergleiche Hunziker, a. a. O. S. 56—59 und S. 76.

[2] Grüne Heinrich, I, 49.

kindlicher Glaubensnot schuf, ihren tiefen, nachdenklich stimmenden Gehalt.

Dass das Meretlein die Psalmen in „so unnützlicher und weltlicher Weise singt, wie sonst die thörichten und einfältigen Ammen- und Kindslieder haben,“ [1] und dass sich Heinrich anfangs unter Gott etwas Schönes, Glänzendes denkt, ist beides der gleiche Ausdruck ihres kindlichen Bedürfnisses nach Leben und Wärme des Gottesbegriffes in den Grenzen ihres Verständnisses. Die übliche, blutlose Religion bedeutet aber eine Ernüchterung und Schwächung des Kinderglaubens. Wenn Heinrich nicht so unglücklich wird wie Meretlein, so empfindet er doch deutlich eine Öde in seinem Verhältnis zu Gott, die er ausfüllen möchte. Aber seine Phantasie vermisst jede Anregung, an welcher sich ein wärmendes Gefühl emporranken könnte.

Für ihn nimmt Gott die verstandesmässige Stellung eines Ernährers und Aushelfers an, so dass er sich zuweilen gereizt fühlt, mit Schimpf- und Spottnamen seine Allgegenwart zu erproben, um sogleich die Versicherung, dass sie nicht gelten sollen, und die Bitte um Verzeihung folgen zu lassen. Frau Margret befreit seine phantasiehungrige Seele aus dem suchenden Zustand, indem sie ihm in ihrem Laden Eindrücke vermittelt, die seinen Sinn vollständig gefangen nehmen.

Durch die Religions- und Katechismusstunden der Schule schleppt sich Heinrich wie über eine dürre Weide, und das öffentliche Frage- und Antwortspiel, das am Sonntag in der Kirche zwischen dem Pfarrer und je einem Schüler hin- und hergeht und das er auch einige Male bestehen muss, erfüllt seinen ehrlichen Sinn mit Widerwillen, sieht er doch, wie die frechsten Kinder den grössten Erfolg davontragen. Gotthelf berührt diesen Missbrauch der Öffentlichkeit nur allgemein. Seine jugendlichen Helden, Jeremias und Peter Käser, leiden nicht darunter, weil sie nicht so weit sehen wie Heinrich. Sie nützen im Gegenteil freudig die Gelegenheit aus, einmal Zufriedenheit und Anerkennung zu erringen. Wenn Gotthelf die Kinder „wie auf der Geisle gchlepft“ antworten lässt, so will er eher ihres Drillmeisters behaglich spotten, als eine ihren Charakter gefährdende Unsitte geisseln. Er verzichtet ja von vorneherein auf eine günstige Beeinflussung der Kinder durch die Katechismusstunden; nur sein Jakobli macht eine Ausnahme. Keller aber, welcher den religiösen Bedürfnissen und Nöten des Kindes nachgeht, wie es Gotthelfs glaubenssicherem Geiste nicht möglich gewesen wäre, sieht hinter einem scheinbar nützlichen Unterricht, der über die Köpfe weg gehalten wird, die Gleichgültigkeit oder die Heuchelei von den jungen Herzen Besitz ergreifen und erhebt durch Heinrichs Mund schwere Anklage. „Ich betrachte diese halb gottlose Zeit gerade der weichsten und bildsamsten Jahre, welche

---

[1] Grüne Heinrich, I, 51.

deren wohl sieben bis achte andauerte, als eine kalte öde Strecke, und weise die Schuld einzig auf den Katechismus und seine Handhaber. Denn wenn ich recht scharf in jenen vergangenen dämmerhaften Seelenzustand zurückzudringen versuche, so entdecke ich noch wohl, dass ich den Gott meiner Kindheit nicht liebte, sondern nur brauchte." [1] Heinrichs Abkehr von der Kirche ist nach der Konfirmation die natürliche und notwendige Folge seiner misslichen, religiösen Schülererfahrungen.

Keller nimmt das Problem von Religion und Kind nach dieser gründlichsten Auseinandersetzung noch einmal bei Lucie im Sinngedicht auf. Lux ist die Tochter eines Protestanten und einer Katholikin. Sie wird protestantisch erzogen, lernt aber schon als kleines Mädchen den Frieden eines Klosters kennen, wenn sie ihre Mutter zu einer engbefreundeten und edelgesinnten Klosterfrau begleitet. Der Katholizismus tritt ihr in einer ansprechenden und ein heiteres Leben gewährenden Form entgegen, während sie in ihrer eigenen Konfession ganz unberaten bleibt: denn ihr Vater ist „zu religiösen Experimenten geneigt, die er an andern Leuten anstellte, wie die Naturforscher an den Fröschen," [2] und dabei kommt ihr Kindergemüt zu kurz. Als daher ihr Vetter Leodegar die Erfüllung seines scherzhaften Versprechens, sie müsse seine Frau werden, mit kindischem Leichtsinn an die Bedingung ihres Glaubenswechsels knüpft, geht die junge Lux darauf ein. Die von ihrem wahrhaften Sinn ernst genommenen Spässe haben schon längst in ihr eine verborgene Liebe geweckt, die dem mutterlosen Kinde jahrelang die beste Erzieherin gewesen ist. Lux vollzieht den Übergang zum Katholizismus, und zwar bezeichnenderweise nicht aus zwingendem religiösem Bedürfnis, weshalb ihre Gewissenskämpfe weniger ihren Glauben als die geheime Abtrünnigkeit vom Willen ihres Vaters betreffen. Die übereilte Tat des halben Kindes verbittert der heranwachsenden Jungfrau die Jugend und wird von ihr erst nach und nach als harte Lehre gefasst und gewertet.

Kellers Auseinandersetzungen zwischen Kind und Religion endigen regelmässig damit, dass die religiöse Erziehung versagt, beim Meretlein aus zu viel, bei Lux aus zu wenig Eifer der Eltern und beim Grünen Heinrich wegen seiner Bedürfnisse, die bei allem guten Willen die herbe Gottesfurcht der Mutter nicht befriedigen kann. Diesen Misserfolgen hat Keller kein glückliches Beispiel entgegenzusetzen. Das Übersinnliche des Tanzlegendchens entzieht dieses duftige Schmuckstück dem Boden des religiösen Problems. In der Novelle, die in klassischer Form und Kürze die Aufgaben der Kindererziehung

---

[1] Grüne Heinrich, I, 100.

[2] Sinngedicht, VI, 329.

löst, in Frau Regel Amrain und ihr Jüngster fällt über Religion kein Wort. Man bleibt über eine wirklich angemessene Behandlung der Kinder von Heinrichs Art auf religiösem Gebiete im Unklaren. Martin Salanders Ansicht, man habe die Pflicht, „ihnen das Entwickeln freier Überzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten; dazu müssen sie erfahren, was bis auf ihre Zeit bestanden hat, und müssen hören, was die Religion selbst von sich sagt, nicht was andere von ihr aussagen,“ [1] ist nur eine verstandesmässige Richtschnur und geht über die Schwierigkeit einer gefühlsmässigen Befriedigung des Kindes hinweg.[2]

Eine verneinende Stellung nimmt Keller, wie schon bemerkt, der Schule als Erziehungsmittel gegenüber ein, was am ehemaligen, im ersten zielbewussten Lerneifer ausgewiesenen Schüler nicht befremdet. Heinrich lernt in der Schule vielerlei, aber meist Dinge, die nicht im Lehrplan stehen. Gleich der erste Schultag bringt das phantasievolle Kind wegen des „Pumpernickels“ um die gute Meinung des Lehrers.[3] Es macht weiter die Erfahrung, dass aus dem Schuldgefühl entspringende Schweigsamkeit des Schülers beim Empfang einer Strafe als Trotz aufgefasst wird und die Lehrer reizt. So stellt sich Heinrich von Anfang an auf einen gefährlichen Boden und zieht sich bei seiner Ausweisung das Orakel zu: „Du wirst gewiss noch einen finden, der dir gewachsen ist, einen Stein, der eine Beule in deine eiserne Stirn schlägt.“ [4] Die Schuljustiz erweist sich in seinem kindlichen Lügenhandel und bei seiner Ausweisung als blind. Einzig Meierleins Gläubigerbuch wird vom Lehrer richtig eingeschätzt und zerrissen.

Von der Beschaffenheit und Ausübung der Schulstrafen fühlt sich Heinrich erschreckt und abgestossen. Dagegen nimmt er mit grosser Freude am gegenseitigen Unterricht teil, der noch den Schulmeistern Gotthelfs so viel Kopfzerbrechen kostet und hier so natürlich den Kindern Bewegung und Abwechslung bringt. Heinrich rückt zur Würde eines Hilfslehrers für einen Kreis kleinerer Mädchen auf und erfüllt

[1] Martin Salander, X, 263. Tischgebetszene, trefflich Wohlwends selbst den Kindern gegenüber getriebene Heuchelei charakterisierend.

[2] Vgl. die Dissertation Luise Appenzeller: Der „Bildungsfreund“ Thomas Scherrs und seine Bearbeitung durch Gottfried Keller, Zürich 1918, Kapitel: Gottfried Keller als Pädagog, Seite 78 f. „An Stelle der kirchlichen Satzungen trat bei ihm die reine Ethik, und so erklärt es sich, dass die Religion wohl in der Geschichte seiner Jugend, nicht aber in seinen pädagogischen Novellen eine Rolle spielt.“

[3] Grüner Heinrich I, 37.

[4] Grüne Heinrich I, 175. Vergleiche dazu Kellers Brief an Joh. Müller in Frauenfeld vom 29. Juni 1837. „Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gieb acht, Keller, Du wirst gewiss noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt.“ Bächtold, a. a. O. I, 66.

seine Aufgabe mit tyrannischem Herzen, das seine Gunst nach dem Wohlgefallen richtet, das es an den Kleinen hat. Von der Armenschule in die Realschule versetzt, sieht er mit Staunen den rücksichtslosen Verkehr der feineren und reicheren Mitschüler. „Wenn sie sich stritten, so schlugen sie sich gleich mit raschen Bewegungen ins Gesicht, dass es klatschte, und mehr Mühe, als das neue Lernen, machte mir das Zurechtfinden in diese neue Umgangsweise, wenn ich nicht zu viel Unbilden erleiden wollte. Ich erkannte nun erst, wie mild und gutmütig die Gesellschaft der armen Kinder gewesen war, und schlüpfte noch oft zu ihnen, die mich mit wehmütigem Neide von meinen jetzigen Verhältnissen erzählen hörten.“ [1] Der Umgang mit den neuen, besser gestellten Gefährten birgt für Heinrich Gefahren in sich, die seine Mutter nicht ahnt und die Lehrerschaft nicht beachtet. Nach wenigen Jahren wird seiner Schulbildung ein jähes Ende gesetzt.

In der ersten Fassung des Romans wird der Lehrgang der letzten Schulstufe ausführlich geschildert und dabei hervorgehoben, wie der Arbeitsernst des begabten Knaben erwacht, wie er sich zu den einzelnen Fächern verhält und eine ausgeprägte Neigung für Literatur und Zeichnen erkennen lässt. Er fabuliert in den Aufsätzen, sucht jeden bewunderten Stil sogleich nachzuahmen und schreibt sich begierig einzelne Stellen aus den Klassikern ab. Der Abschnitt trägt so offensichtlich das Gepräge einer Berichterstattung über Kellers Schulleben, dass er ihn später begreiflicherweise gestrichen hat. Auch scheint dank dieser Kürzung das Unglück der Ausweisung in der zweiten Fassung einen ziemlich lauen Schüler zu treffen und folglich weniger empörend zu sein, was der objektiveren Gesinnung des ältern Keller besser entspricht. Der Arbeitseifer und die zukunftsfrohe Sprache der ersten Fassung verbreiten freilich ein anderes Licht. „Doch, als ich mich ungefähr dem 15. Jahre näherte und die Stimme sich zu verändern begann, brach durch alle Verwirrung hindurch ein helleres Licht; in dem Masse, als man uns Heranwachsende ernster, aber auch rücksichtsvoller behandelte, fing an die eigentliche Lernbegierde aufzutauen, und wie ich ahnte, dass alle Kenntnisse wohl ineinander münden, lernte ich die wirkliche und gewissenhafte Mühe kennen, welche nicht nur mit dem Talente spielen, sondern auch mit Lust arbeiten kann.“ [2] Diesen das Unglück der ungerechten Ausweisung verschärfenden Umständen entspringt auch das später getilgte Urteil: „Das Ausstossen auch des nichtsnutzigsten Schülers ist nichts als ein Armutszeugnis, welches eine Schule sich gibt.“ [3]

---

[1] Grüne Heinrich I, 135.

[2] Ebenda. Studienausgabe I, 230.

[3] Ebenda. Studienausgabe I, 242.

Neu ist an Kellers ausserordentlich fesselnder Darstellung der Zürcher Schulzustände, dass er sie durch die Stellung eines Kindes zur Schule herausarbeitet, während noch Gotthelf den Rahmen seines Schulmeisters sprengt, wenn er das Schulwesen näher beleuchten will. Der erste Anprall des phantasievollen Heinrich kennzeichnet den Schulgeist seiner Zeit, der unbedingte Unterordnung erheischt; die Art der Strafen zeugt von verständnisloser, ja, die Schüler verrohender Härte, und die Erfahrungen im Religionsunterricht und die Freiheit ausserhalb der Schule bestätigen, dass nur das Wissen, aber nicht die Charakterbildung der Jugend gefördert wird. Sonst müsste doch zum Beispiel ein Meierlein durchschaut werden, bevor es Unheil anrichten kann, und müssten die Kameradschaften der Schüler von den Lehrern nicht so völlig ausser acht gelassen werden.

In spätern Werken setzt sich Keller mit der Schule nicht mehr ernstlich auseinander. Er spottet über die „Fabriklein", in denen die Seldwyler Mädchen für den Erzieherinnenberuf „zubereitet" werden,[1] und lässt bezeichnenderweise den um Amt und Würde gekommenen Unterlehrer Wilhelm, der in Seldwyla für unklug oder beschränkt gilt, mit glücklicher Hand Kinder auf den rechten Weg bringen, die in der Schule nichts lernen wollen oder nicht fortkommen.[2]

Am wichtigsten ist Keller das Leben Heinrichs im Haus und unter Kameraden, weil hier ein Kind am meisten aus sich herausgeht. Die Ausbeute ist für die Charakteristik Heinrichs von grossem Umfang und Wert. Von frühester Jugend an ist seine Phantasie erstaunlich rege und wird von den Dingen um ihn her, vom Leben im Hof des winkligen mütterlichen Hauses, vom Sonnenuntergang, den Bergen und Wolken ergriffen. Stundenlang kann der noch nicht schulpflichtige Knabe die bunten Eindrücke der Aussenwelt in sich aufnehmen, ohne vorerst den Drang zu eigenem Gestalten zu spüren, ausgenommen etwa, wenn er seine Erfahrungen übersteigende Begriffe, wie Berg und Wolke, auf andere Gegenstände überträgt, die ihm den gleichen Eindruck des Mächtigen oder Wunderbaren machen. Eine unerschöpfliche Fundgrube wird für ihn etwas später der benachbarte Trödlerladen mit seinen mannigfaltigen Vorräten und seinen eigenartigen Insassen, Frau Margret und Vater Jakoblein, samt ihrer Anhängerschaft seltsamer Menschen. Aus ihren Gesprächen und Erzählungen hat er Gelegenheit, „unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen, was man sonst den Kindern der Gebildeten in eigenen Märchenbüchern zurecht macht",[3] und spinnt „den Stoff zu grossen träumerischen Geweben aus, wozu die erregte Phantasie den Einschlag gab."[4]

[1] Der Schmied seines Glückes, V, 94 f.
[2] Die missbrauchten Liebesbriefe V, 166 f.
[3] Grüne Heinrich I, 78.
[4] Ebenda, I, 87.

Die Einwirkung auf seine Phantasie äussert sich in einer Lügengeschichte, die er seinen Lehrern unbefangen und festen Glaubens während einer ihm ganz unverständlichen, feierlichen Gerichtsszene in der Schule erzählt, und durch die er die Bestrafung unschuldiger Knaben herbeiführt.

„So viel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Unheil nicht nur gleichgültig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, dass die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sichtbarlich abrundete, dass etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das infolge meines schöpferischen Wortes.“[1] Erst viele Jahre später erkennt Heinrich das schwere, an den Knaben begangene Unrecht und fühlt zugleich einen bitteren Groll gegen die leichtgläubigen Lehrer.[2]

Diese Lügengeschichte bildet den Anfang einer Kette teilweise dunkler Erscheinungen in der Kinderseele Heinrichs. Er macht gleichsam geistige Kinderkrankheiten durch und findet glücklicherweise an seiner Mutter immer zur rechten Zeit den rechten Arzt. Keller legt seelische Vorgänge bloss, die sich im Spiel des Kindes und in seinem Verkehr mit Gefährten am besten verraten und denen weder Pestalozzi, noch Zschokke oder Gotthelf ernstlich nachgehen. Gotthelfs Tellknabe bietet einen Anfang der Darstellung kindlichen Traumlebens; die Spannungen in seiner Knabenseele werden aber von aussen durch den Apfelschuss gelöst und nicht wie bei Heinrich vom Kind selber in Reden, Spiele oder Handlungen umgesetzt.

Im Spiel gibt sich Heinrich einem fantastischen Zug hin. Er legt eine planlose Mineralien- und Käfersammlung an und macht aus ein paar elenden, gefangenen Tierchen eine mit unbewusster Grausamkeit verwaltete Menagerie. Dann zeichnet er nach den Angaben einer „verrückten Theosophie“ der Frau Margret ein ganzes System von Sphären, die er mit allen ihm bekannten Leuten bevölkert, wobei er wie ein kleiner Gott Gunst und Ungunst, Belohnung und Strafe unter sie teilt. Schliesslich formt er nach einem an Eindrücken reichen Besuch in einer Sammlung anatomischer Präparate kleine Kobolde aus Wachs, die er in Flaschen steckt, mit abenteuerlichen Namen tauft, und für die er Lebensbeschreibungen und Sphärentafeln anfertigt. In all seinen Beschäftigungen äussert sich ein schöpferischer Tätigkeitstrieb, der nach einer jähen Zerstörung dieser absonderlichen,

---

[1] Grüne Heinrich I, 91.

[2] In der ersten Fassung geht dieser Lügengeschichte das Erfinden von traurigen und heiteren Romanen voraus, die sich ihm mit dem wirklichen Leben verbinden, dass er sie kaum davon unterscheiden kann. (Studienausgabe I, 139.) Eine weitere Ergänzung findet sich bei Heinrichs Heimreise, als er im Walde seine Jugendgeschichte durchblättert; er gibt sich genaue Rechenschaft über den psychologischen Vorgang seiner Lügen. (Studienausgabe II, 406.)

von kindlichem Forscherdrang beseelten Liebhabereien im Theaterspiel mit andern Knaben einen glücklicheren Ersatz findet.[1] Dieser phantasievolle Abschnitt aus Heinrichs Knabenleben gipfelt in seinem Auftreten als Meerkatze in einer Faustvorstellung und den weitern Erlebnissen jener Nacht. Er wird darauf wegen seines nächtlichen Ausbleibens sehr zu seinem Schaden vom Verkehr mit den ärmern Kindern abgeschlossen.[2]

Er freundet sich einem Knaben aus einer lesewütigen Familie an, der ihm derbe Ritterromane zum Lesen verschafft. Bald hat jeder der Knaben eine eigene Lebensgeschichte dieser Art erfunden, und jeder sucht den andern an wunderbaren Abenteuern zu überbieten. Das Ende dieses verlogenen, aufreizenden Wettstreites ist ein Eingriff Heinrichs in sein von der Mutter offen gelassenes Sparkästlein und darauf eine Prügelei mit dem verhasst und verächtlich gewordenen Kameraden. In den Flunkereien erweist sich Heinrich übrigens als grosszügig, während die lahme Phantasie des andern an kleinlichen Geldverhältnissen kleben bleibt.

Nicht mehr unter dem Einfluss eines schlechten Freundes, sondern vorsätzlich nimmt Heinrich wieder ein Geldstück weg, um es am Kadettenfest den Kameraden gleich tun zu können; denn ihn schmerzt seine Ärmlichkeit, während ihn die Mutter mit allem Nützlichen wohl versieht und damit seine Bedürfnisse vollständig befriedigt wähnt. Sie ahnt nichts von den Leiden, die in einem Kinderherzen unverschuldete und nicht begriffene Zurücksetzungen in Kleidern oder Taschengeld hervorrufen können. „In der Einfachheit und Unschuld ihres Gemütes und ihres Lebenslaufes hatte sie keine Ahnung von dem unheilvollen Giftkraute, welches falsche Scham genannt wird und in den frühesten Tagen des Lebens umsomehr zu wuchern beginnt, als es von der Dummheit der alten Menschen eher gehätschelt und gepflegt als ausgereutet wird. Unter tausend Jugendfreunden und Mitgliedern von Pestalozzi-Stiftungen gibt es vielleicht keine zwölf, welche aus ihren eigenen Erinnerungen sich noch auf das A-B-C des kindlichen Gemütes besinnen und wissen, wie sich daraus die verhängnisvollen Worte bilden.“[3]

Der Verlauf des Kadettenfestes bedingt die weitere Aufführung des etwa zwölfjährigen Heinrich, da er unter die Knabenführer und Tonangeber emporrückt und nun im Geldausgeben nicht zurückhalten

---

[1] Ein Hinweis auf Wilhelm Meister und das Puppentheater mag hier genügen; beide Dichter schöpfen aus wirklichen Erlebnissen.

[2] Ein Knabenspiel, das nur in der ersten Fassung erwähnt wird, besteht darin, ein Blümchen in eine Brunnenstube zu werfen und dann im Wettlauf zum weit entfernten Brunnen zu eilen, um das Blümchen aus der Röhre hervorgeschwemmt werden zu sehen. (Studienausgabe I, 9.)

[3] Grüne Heinrich I, 137.

darf. Dazu tritt die Lust an sich, mit dem Gelde nach Gefallen schalten zu können, und verleitet ihn zu immer neuen Ausgaben aus seiner Sparbüchse. Die Kameraden zeichnen ihn aus, so lange er Geld hat, um sich nachher gleichgültig von ihm zu wenden. Diese Kinder tragen eine erschreckende Geschäftsmässigkeit, der sich Gewissen und Ehrlichkeit unterordnen, zur Schau, und kein Lehrer, Kadettenführer oder Vater scheint auf dieses Treiben aufmerksam zu werden. Heinrich, der ohnehin unter der Heimlichkeit seiner Ausgaben leidet, lädt sich noch schwerere Not durch seinen Freund Meierlein auf, in dessen Kinderkörper eine selbstsüchtige Geschäftsseele in ausgewachsener Hässlichkeit wohnt. Meierlein legt ein Schuldenbuch Heinrichs an, das er durch allerlei kleinliche Listen füllt, und mit dem er vor Frau Lee hintritt, kurz nachdem diese die Plünderung der Sparkasse wahrgenommen hat. Meierlein rächt sich nach seinem kaufmännischen Misserfolg durch eine unablässige Verfolgung Heinrichs mit Schimpfworten und Beleidigungen. Seine Selbstsucht und sein Hass bereiten Heinrich „Kummer und Leiden, wie sie wohl selten in diesem Alter sich zeigen.“ [1] Er rechnet mit dem Feind in einem erbitterten Ringen ab, von dem er sich erniedrigt und seinen Leib entweiht fühlt. „Mit tödlicher Ruhe klammerte ich mich an ihn, schlug ihm gelegentlich die Faust ins Gesicht, Tränen in den Augen, und empfand dabei ein wildes Weh, welches ich sicher bin, niemals tiefer zu empfinden, ich mag noch so alt werden und das Schlimmste erleben.“ [2]

Die gleiche, die Tragkraft eines Kindes fast übersteigende Gefühlstärke empfindet Heinrich wie im Hass so auch im Kummer, als sein Vergehen von der Mutter entdeckt wird. „Das Gefühl des Unglückes und der Vernichtung kreiste in meinem Innern so stark und gewaltig, als es nur immer im langen und vielfältigen Menschenleben vorkommen kann; aber durch die dunkle Wolke blitzte bereits ein lieblicherFunke der Versöhnung und Befreiung.“ [3] Die drückende Heimlichkeit fällt wie ein Alp vom ihm, und das Glücksgefühl, mit der Mutter wieder hemmungslos verbunden zu sein, überwiegt fast seine Zerknirschung. Die Krise bedeutet zugleich die Heilung für ihn. Nach einem weit mehr schmerzlichen als befriedigenden Versuch zur Selbständigkeit findet er sich wieder zur Mutter zurück und erfährt von ihr eine gütige Behandlung, die ihm den Weg zur Erlangung ihres Vertrauens ebnet. Die Massnahmen der tiefbetrübten Frau lassen

---

[1] Grüne Heinrich I, 149.

[2] Grüne Heinrich I, 163. In seiner Biographie führt Köster den traurigen Zweikampf der verarmten Bauern in Romeo und Julia auf dem Dorfe auf dieses schmerzlichste Kindererlebnis Kellers zurück. Vergleiche Köster, a. a. O. S. 95 und Leute von Seldwyla IV, 107.

[3] Ebenda, I, 154.

die ganze Vornehmheit ihres Charakters erkennen. Indem sie die Unehrlichkeit mit einer Vertrauensprobe auf das Gute in ihrem Kinde erwidert, gewinnt sie es auf immer einem ehrenhaften Leben zurück.

Auf die äussern Umstände eines Kinderlebens wie Schul- und Religionserfahrungen, Betätigung der Phantasie in Spiel, Lektüre, Träumereien und im kameradschaftlichen Verkehr baut Keller eine Charakteristik auf, wie sie vor ihm noch kein Dichter gegeben hatte.[1] Bei Gotthelf hat man es nirgends mit so schwierig angelegten Charakteren zu tun, obschon auch sie die Nachtseiten der kindlichen Natur aufweisen; aber diese sind regelmässig auf die Schuld der Erwachsenen zurückzuführen. Sowohl Jeremias als Peter Käser stehlen, der erste, um dem Schulmeister mit erlisteten Aepfeln zu versorgen und so dessen Prügeln zu entgehen, später, um bei den „christlichen Zigeunern" mit seiner Beute Zufriedenheit und Liebe zu ernten, der zweite aus Notwehr, um in den Besitz der von den Eltern verweigerten Schreibgeräte zu gelangen. Der grüne Heinrich dagegen hat ehrenhafte Eltern, eine behütete Kindheit und erfährt von der Mutter Liebe und Fürsorge die Fülle. In ihm, dem aufgeweckten und gescheiten Stadtkind, zeigen sich daher andere Kräfte am Werk als in den Landbuben, die von aussen auf dunkle Mittel gestossen werden. Es sind Kräfte, die von einem verborgenen Innenleben Kunde geben und bei deren Umsetzung in Worte oder Taten alles auf die Behandlung ankommt, die sie erfahren. Entweder werden sie unschädlich gemacht wie Heinrichs Unehrlichkeit und bewirken eine dauernde Entlastung des Kindes: „Denn ich war nun völlig befreit und fast vergnügt"; oder sie bleiben wie ein Gift in seiner Seele und führen es auf schlimme Wege. Der Freund Heinrichs, der die Ritterromane mit ihm liest und daran die Erfindungen und Abenteuer knüpft, endigt im Zuchthaus, weil ihn weder der eigene, über solche Fabeleien hinaus reifende Verstand noch elterliche Hilfe aus diesen Lügengespinsten befreien.[2]

[1] Vergleiche Adolf Frey, a. a. O. S. 95: „Namentlich besitzt Keller die Gabe, sich in die Eigenheiten der Kinderseele zu versetzen, in eine so komplizierte zumal, wie die seine war. — Eine beinahe wissenschaftliche Treue und Sorgfait verfolgt, überlegt und entfaltet die Vorgänge im Geist und Gemüt des Kindes und stattet ihre Darstellung mit dem zweckdienlichen Vorrat schlagender, bezeichnender Einzelzüge aus."

[2] Jakob Schaffner schildert in Frau Stüssy und ihr Sohn die erste Versuchung zum Stehlen, die an einen Knaben herantritt und vor der ihn die Mutter nicht genügend schützt. „Er hätte es gerne gehört, wenn noch ein kluges Wort von ihr in seine schmerzhafte Unordnung getreten wäre. Sie aber glaubte das Nötige gesprochen zu haben und ging klaren Sinnes ihren Gang weiter. — So von keiner Seite gehalten, fiel er als reife Frucht, nun selber ein Raub, in die

In Verbindung mit der seelischen Verfassung Heinrichs stehen allerlei Leiden, die beweisen, dass eine dank der elterlichen Obhut äusserlich sorglose Kindheit doch nicht ohne selbstgeschaffene Schmerzen vorbeigeht, von denen das Kind eben so stark hergenommen wird wie nur je ein Erwachsener. Auch diese Erkenntnis und ihre poetische Ausgestaltung durch Keller ist neu, wenn auch der Knabe des Tell darin einen kleinen Anfang macht. Heinrichs Kindheit ist infolge der selbstbereiteten Leiden und Enttäuschungen auf einen trüben Ton gestimmt. Er verliert seinen kindlichen Glauben. In der Schule wird er nicht verstanden. Seine Spiele endigen alle mit ernüchternden Misserfolgen. Die Versetzung aus der Schar gutmütiger armer Kinder unter die Schüler reicherer Kreise erstickt seine harmlose Zufriedenheit und zieht gefährliche Begehrlichkeiten weckende Bedürfnisse gross. Er unterliegt der Leidenschaft des Geldausgebens und knabenhafter Ruhm- und Prahlsucht, zumal er sich die denkbar schlechtesten Freunde aussucht. So hebt ein Ding um das andere vielversprechend an und endigt mit einer Enttäuschung oder herbem Leid. Nur die Güte der Mutter bleibt sich immer gleich.

Neben diesem Kinderschicksal geht dasjenige des armen Meretlein her, dem jede Freude von aussen ertötet wird, und auf der andern Seite dasjenige Meierleins, der, scheinbar glücklich geartet, eine kümmerliche Seele besitzt. Das verächtliche Strebertum ist in diesem Knaben verkörpert, der sich durch geduldige Uebung eine kleine Vollkommenheit um die andere aneignet und in lächerlichen Wetten daraus Gewinn schlägt. Meierlein ist mit seiner Maske der Wohlerzogenheit und Gutartigkeit in der Schule und unter den Leuten gern gesehen, während der ehrliche Heinrich als verstockt gilt. Die ganze Niedrigkeit Meierleins enthüllt seine Anwendung verwerflicher und feiger Mittel im Zweikampf mit Heinrich. Auch diese Gestalt des streberhaft vollkommenen Kindes ist ein von Keller neu geschaffener Kindertypus. In der Verachtung kleinlicher Knabencharaktere ist er übrigens seinem Zürcher Landsmann C. F. Meyer eng verwandt.

Keller hat wohl absichtlich die Kinderzeit Heinrichs in dunklen Farben geschildert, einmal um eine Uebereinstimmung mit dem weiteren trüben Verlauf seiner Schicksale zu erzielen, zum andern, weil derjenige, der auf einen Lebensabschnitt zurückblickt und sich in einer poetischen Verarbeitung seines Erfahrungsstoffes Rechenschaft gibt, gern die Dinge weiter und zu stärkern Folgen treibt, als in

---

Hand des Versuchers" usw. Dieser Knabe endigt als Mörder. Vgl. Schweizerische Erzähler, Band 15, Seite 14. — Auch Heinrich Federer beschäftigt sich in einer der Lachweiler Geschichten: Der gestohlene König von Belgien, mit dem Diebstahl eines Knaben, der ähnlich wie der grüne Heinrich nach vier Wochen schweren Schuldgefühls und erstrebter Sühne durch ein stürmisches Geständnis Erlösung in den Armen seiner Mutter findet.

Wirklichkeit eingetreten sind.[1] Es genügt, an den Werther oder den Faust zu erinnern. Keller ist zwar wirklich in die Klauen eines Meierlein geraten; daneben hat er aber das Glück treuer Freundschaft und auch schon während der Schulzeit mehrmals die befreiende „Flucht zur Mutter Natur“ genossen.

In der Technik des Romans äussert sich das Bekenntnismässige sehr stark, so wenn Keller eine Entwicklung wie die religiöse oder wie die Wandlung der Freundschaft zur Feindschaft mit Meierlein über das Alter Heinrichs vorgreifend zu Ende führt. Das gleiche Verlangen nach Vollständigkeit lässt ihn den Gang der Handlung durch eingeschobene Novellen[2] unterbrechen, die geeignet sind, einen abgeschlossenen, oder einen neuen Abschnitt auf eine breite Grundlage zu stellen. Die Beobachtungen Heinrichs bei der Faustvorstellung werden der Wichtigkeit des Erlebnisses, nicht aber seinem Verständnis gemäss wiedergegeben; eine solche Einsicht in die geistige Verfassung anderer Menschen steht keinem Kinde zu Gebot. Von dieser Technik, die den grünen Heinrich seine Jugendgeschichte nicht so verfassen lässt, wie er sie erlebt hat, sondern in der Erinnerungs- und Gedankenfülle, über die er im Zeitpunkt der Niederschrift verfügt, ist es nur ein kleiner Schritt bis zur Einschaltung von Betrachtungen wie z. B. über die Kindesliebe,[3] über das verwerfliche Sprichwort „Stille Wasser sind tief“,[4] über den Schulunterricht[5] und über das Recht des Staates einen Schüler auszuweisen.[6] Diese Betrachtungen sind keinesweg langatmig, so dass sie Keller bei der Durchsicht für die zweite Fassung des Romans stehen liess, während sonst manche schmückende oder erklärende Einzelheit, um die es schade ist, ausgemerzt wurde.[7]

Die Ueberleitung von der Kindergeschichte Heinrichs zu den Kindern, die in kurzen Episoden bald hier, bald dort auftauchen, bildet die Gestalt Annas. Nach der Darlegung wichtiger Probleme, wie sie Heinrichs Kindheit mit sich brachte, beginnt die Verwendung der

[1] Vergleiche dazu Ermatingers Ansicht, dass „wo er Selbsterlebtes schildert, er dies mit der Souveränität des grossen Künstlers tut. Man darf nur mit erklecklichem kritischem Vorbehalt das Bild von Kellers Leben aus dem Grünen Heinrich herauslesen. Er wollte Dichtung, nicht Wahrheit geben.“ Ermatinger, a. a. O. I, 329.

[2] Vom Meretlein und von Frau Margret.

[3] Grüner Heinrich I, 29.

[4] Grüner Heinrich I, 39. Der Lehrer braucht das Sprichwort als bequeme Erklärung der für ihn sonst rätselhaften Haltung Heinrichs beim Empfang der Strafe am ersten Schultag.

[5] Ebenda, I, 134 f.

[6] Ebenda, I, 177.

[7] Glücklicherweise sind diese in der wieder zugänglich gemachten ersten Fassung geborgen.

Kinder als poetisches Darstellungsmittel. Beiden Fassungen gemeinsam ist Annas noch halb kindliche Gestalt, der Traum Heinrichs vom Meierlein und die leicht abweichende Dortchen Schönfund-Episode, während sie im übrigen auseinandergehen.

Anna und Heinrich sind gleichaltrig. Der Knabe kann aber nach den letzten harten Erfahrungen in der Stadt und wegen seines Verkehrs mit Judit schon nicht mehr als Kind gelten, das zarte Mädchen dagegen noch wohl. Mit Anna beginnen jene lieblichen Episoden, in denen Keller eine poetische Stimmung und einen feinen Humor sondergleichen über seine Kindergestalten ausgiesst. Ob Anna sich schüchtern zeigt wie am Anfang ihrer Freundschaft mit Heinrich, ob sie aus sich herausgeht und fröhlich ist wie in der „Bohnenromanze“, oder ob sich ihr mitleidiges Herz verrät wie beim Tod von Heinrichs Grossmutter oder beim romantischen Erlebnis der Heidenstube, wo ein Stück Sage plötzlich Wirklichkeit wird, immer erscheint sie als ein besonders fein und glücklich veranlagtes Kind, als eine Schwester Musas im Tanzlegendchen. Der Eindruck, dass sie wie diese kaum am Boden haftet, wird wesentlich von der Gegenfigur Judits beeinflusst. Anna ist eine Ausnahme unter den gewöhnlich heissblütigeren und kernigeren Mädchen Kellers.[1] In der ersten Fassung wohnt allerdings auch in ihr grössere Leidenschaftlichkeit, die sich im ersten Kuss auf dem Friedhof deutlich offenbart;[2] Keller mochte aber fühlen, dass die Szene in dieser Form dem spätern Erlebnis der beiden Liebenden als Rudenz und Bertha vorgriff, und dämpfte und verfeinerte sie daher bei der Umarbeitung.

Ist die zweite Fassung für Anna vorteilhafter, so trifft das Umgekehrte für Dortchen Schönfund zu. Ursprünglich findet der Graf Dortchen auf freiem Felde auf einem Bänklein unter einem Apfelbaume sitzend. Das Kind streckt dem fremden Manne die Ärmchen entgegen und fühlt sich bei ihm so geborgen, dass es sogleich einschläft. Der Bund zwischen ihm und dem eben verwitweten Grafen schliesst sich so schnell, dass dieser glücklich ist, als ihm am nächsten Tag das völlig verwaiste Kind von einer Gesellschaft von Auswanderern überlassen wird. Später gibt ihm der Graf den Namen Schönfund, den es vollauf verdient. „Es nahm aber von Jahr zu Jahr so sehr und mit solcher Leichtigkeit zu an Anmuth, Tugend und Sitte, dass wir die kleine Hexe ohne Wahl vollkommen als die Tochter des Hauses halten und noch froh sein mussten, wenn sie nicht uns über den Kopf wuchs in allen guten Dingen.“[3] In der zweiten Fassung muss Heinrich, da er nicht Selbstmord verübt, auf eine andere Art von Dortchen

---

[1] z. B. Küngolt, Fides oder Lucie.

[2] Erste Fassung I, 338. — Zweite Fassung I, 267.

[3] Studienausgabe II, 446.

geschieden werden. Sie wird deshalb mit den üblichen Romanmitteln von Beweisen und Erkennungszeichen zur blutsverwandten Nichte des Grafen erhoben und einem Freiherrn verlobt. Ihr zufälliger Fund weicht dementsprechend einer absichtlichen Aussetzung vor der Pforte einer Stadtwohnung des Grafen; Erbschleicher machen sich mit dem schmalen Erbe der kleinen Waise aus dem Staube. Dem nüchternen Schauplatz entspricht auch eine langsamere Aufnahme des Kindes, und der rührende Zug seines augenblicklichen Vertrauens wird unterdrückt.[1]

In den kleineren Episoden, um die es sich noch handelt, verdient bald die erste, bald die zweite Fassung den Vorzug. Jede weist zudem neue Szenen auf, die in der andern auch nicht in einer umgewandelten Form zu erkennen sind. In der ersten Fassung gehört dazu vor allem der Eingang mit der Schilderung der Stadt und ihrer Kinderspielplätze, mit dem Abschied Heinrichs von den Städten seiner Kindheit, Quelle, Brunnenplatz und Stübchen der Mutter, und dem ersten Zusammentreffen mit dem noch kindlichen Dortchen. Dann folgen in der Münchner Zeit zwei Rückblicke auf Heinrichs Kindheit, der erste an Rosaliens Fest,[2] der zweite während der Rückreise, wo er statt des Zwiehahnschädels seine Kindheitsgeschichte mit sich führt;[3] das Fehlen der beiden Stellen hinterlässt in der zweiten Fassung keine Lücke. Als zu leicht und unwichtig haben wohl auch die anekdotischen Szenen aus der Kindheit von Heinrichs Eltern weichen müssen.[4] Schade ist es um die getilgten Schilderungen von Heinrichs Gang zum Trödelmännchen mit seinem riesigen Bilde[5] und von der Feuerwehrübung im Kleinstädtchen;[6] beides sind humoristische, sich unter reger Beteiligung der schaulustigen Kinderwelt abspielende Szenen.

Die in der zweiten Fassung neu hinzutretenden Kinderepisoden sind vielsagend trotz ihrer Kürze. Bei Heinrichs Abschied von den Hausgenossen macht die sonntägliche Heiterkeit des Spenglermeisters unversehens vor Frau und Kindern Halt und erweist sich als eine trügerische Maske: die grundlos zum Weinen gebrachten Kinder lassen auf ein ähnlich unglückliches Familienleben wie bei Meister Pierre in Jakobs Wanderungen schliessen.[7] — Das erbitterte Urteil der ersten Fassung über das Plagiat eines angesehenen Künstlers an Heinrichs erstem Bilde wird dadurch abgeschwächt und gemildert,

[1] Grüner Heinrich III, 185.
[2] Studienausgabe II, 193.
[3] Ebenda, II, 406.
[4] Ebenda, I, 258, und II, 527.
[5] Ebenda II, 338.
[6] Ebenda, II, 408.
[7] Grüner Heinrich II, 129.

dass dieser Künstler jetzt zum Familienvater erhoben wird und um seiner Kinder willen zu Wohlstand zu gelangen sucht; denn der Gedanke an ihre Armut ist ihm unerträglich. — Wohl der wichtigste Einschub betrifft Heinrichs Hauswirtin. Als er von Hulda weg nach Hause kehrt, unschlüssig, ob er nicht sein Streben aufgeben und als Handwerker in der Masse untertauchen wolle, tritt ihm als warnendes Zeichen eine Szene häuslichen Elendes entgegen. Seine Wirtin ist an einer Geburt gestorben, und in ratlosem Jammer sehen sich der Mann und die Kinder urplötzlich ihrer Stütze beraubt. Die Familie ist zerstört und zur Auflösung verurteilt. — Endlich erscheint Judit als tatkräftige Helferin bei der Erziehung und Pflege der Kinder ihrer Auswanderertruppe und besiegelt diese Entwicklung zu werktätiger Verwendung ihrer Kräfte mit dem Tod, den sie sich bei der Bekämpfung einer verderblichen Kinderkrankheit in einer armen Familie holt. — In die Stimmungswelt der Sieben Legenden gehört die hübsche Szene, wie das Knäblein der Hauswirtin Heinrich nach monatelanger Pause einen tröstlichen Brief der Mutter bringt, dann vor dem Bilde eines Jesuskindleins, zu dem es Modell gestanden hat, stehen bleibt und sagt: das bin ich.[1]

Die Kinderdarstellung bewegt sich im Grünen Heinrich von der psychologischen Zerlegung erlebter Vorgänge bis zu reinen poetischen Erfindung, und diesen Weg legt Keller auch im weitern zurück. Zwei Novellen, Pankraz der Schmoller und Frau Regel Amrain und ihr Jüngster beschäftigen sich noch mit seelischen und erzieherischen Problemen und gehören in den Stoffkreis des Grünen Heinrich. Die Voraussetzungen der ersten Novelle sind denen des Romans sehr ähnlich; die Mutter des Pankraz ist wie Frau Lee unermüdlich für das Wohl ihrer Kinder tätig; aber auch sie muss ihren Sohn sich teilweise selber erziehen oder durch schlimme Erfahrungen erzogen werden lassen wie Heinrich. Die Schwester ist heiteren Gemütes und verdankt ihre Fröhlichkeit der frühen Arbeit, wie Pankraz sein Schmollen dem einsiedlerischen Müssiggang. Die Darlegung des geschwisterlichen Verhältnisses geschieht durch das humoristische Mittel eines täglich entbrennenden Kartoffelbreikrieges. Der Geschwisterliebe wird kein ernster Ausdruck verliehen, wobei der Grund weder in der grossen Verschiedenheit der Kinder, noch in der einseitigen Ausnützung der Kräfte des Mädchens, die dem Knaben um so untätiger zu schmollen und am mütterlichen Tisch zu schmarotzen erlaubt, sondern tiefer in der Seele des Dichters zu suchen ist, in der keine Erinnerung an unentbehrliches geschwisterliches Zusammenleben anklingt.

Den Müttern von Pankraz und Heinrich, denen streckenweise das

---

[1] Grüner Heinrich III, 48.

Innenleben der Kinder entgleitet und die nur eingreifen, wenn diese sich sichtlich nicht mehr weiterhelfen können, setzt Keller in Frau Regel Amrain die zielbewusste Mutter entgegen, deren Erziehung zum grossen Teil in klugen Vorbeugungsmassnahmen besteht, so dass sie nur seltene und schwache Irrungen ihres Söhnleins zurechtweisen muss. Das wirksamste Mittel gegen Auswüchse in seiner Kinderseele ist ihr klares Wesen, ihre eigene Geradheit. Diese besitzt zwar auch Frau Lee: aber sie weiss ihr nicht so die Gewalt des Beispiels zu geben. Alles, was dem Grünen Heinrich schwer wird, macht Frau Regel ihrem Söhnchen leicht. Die Kleidung, das Essen und das Taschengeld sind so beschaffen, dass Begehrlichkeiten des Knaben von selbst ausbleiben. Seine Lügen oder heimlichen Einkäufe behandelt sie nicht als grosse Verbrechen, sondern wappnet ihn gegen Wiederholungen mit der Einsicht, das eine verächtlich, das andere unnütz zu finden. So wickelt sich das Erziehungswerk dieser Mutter glatt ab und hinterlässt das grösste Zutrauen in ihren vorbildlichen Weg, vorausgesetzt, dass der sie nachahmende Erzieher den an ihn gestellten Anforderungen gewachsen ist.

Bei Frau Regel Amrain wiederholt sich der typisch Gotthelfsche Vorgang, dass das Kind die Fähigkeiten der Mutter zur vollen Entfaltung bringt. Nur wirkt er um so einleuchtender, als Frau Regel, abgesehen vom Antrieb aus Mutterliebe, ihrem tapferen Kinde noch eine Dankesschuld abtragen will, indem sie all ihre angespannten Kräfte in den Dienst seiner Charakterbildung stellt. Dieser Umstand verleiht ihrem Erziehungswerk den besondern hinreissenden Schwung. Doch ist es ihr nicht darum zu tun, auch die Gotthelfsche Verpflichtung der Erziehung für die Zukunft des Volkes zu erfüllen; denn sie macht ohne Zaudern die Entwicklung der übrigen Kinder davon abhängig, ob diese von selbst aus ihrem Zusammenleben mit dem bevorzugten Brüderchen Nutzen ziehen wollen oder nicht. Mit dieser vorbildlichen Erziehungsnovelle verlässt Keller die ernsten Probleme, und an ihre Stelle tritt die rein poetische Auswirkung der Kindergestalten. Einen vielversprechenden Anfang macht er mit der Szene, wo der tapfere und zartfühlende Fritz als ein kleiner St. Georg mit der Gardinenstange Frau Regel vor dem zudringlich werbenden Werkführer beschützt.[1]

Es ist eine beliebte Technik Kellers, seine Erzählungen mit

[1] Es war Keller nicht vergönnt, seiner Mutter gegenüber die Befreiungstat zu verrichten, deren Frau Regel teilhaftig wird; jedoch beruht die Szene auf einer wahren Begebenheit, die Keller sich gemerkt hatte. „Die Geschichte vom Generalkonsul H., dessen vierzehnjähriger Sohn weinend mit einer Gardinenstange auf einen fremden Mann loshaut, den er bei seiner Mutter findet.“ Bächtold II, 65. Das Motiv gewinnt ungemein dadurch, dass der kleine Held bei Keller nur fünfjährig ist.

Kinderszenen einzuleiten und von da aus die weitern Schicksale der Kinder und ihrer Umwelt aufzubauen. [1] So geschieht es schon deutlich im Pankraz und in Frau Regel Amrain, aber ganz besonders in Romeo und Julia auf dem Dorfe, Hadlaub, Dietegen und Martin Salander. In diesen einführenden Szenen werden in der Regel Freundschaften geschlossen oder wird eifrig gespielt. Nur Martin Salander macht eine Ausnahme, indem eine Kinderfehde harmloser und humoristischer Art den Sinn und Geist der beiden bedeutendsten Familien veranschaulicht.

Die Kinderfreundschaften werden zwischen Knaben und Mädchen geschlossen. Keller schildert keine einzige unter Mädchen, und diejenigen unter Knaben nehmen im Grünen Heinrich einen bösen Ausgang. Auch der kleine Arnold Salander befreundet sich nicht mit Isidor und Julian Weidelich, während seine Schwestern von den beträchtlich jüngern Zwillingen bezaubert werden. Die Anziehungskraft der Geschlechter, die schon dem grünen Heinrich sein Gehilfenamt in der Armenschule so köstlich und wichtig macht, wird zum Kern der Kellerschen Kinderfreundschaften, aus denen später in natürlicher Fortentwicklung die Liebe hervorwächst. Dennoch ginge es nicht an, ihn z. B. mit Zschokke zu vergleichen, der ja auch dieses Motiv fleissig in den Dienst seiner Muse stellt. Bei Keller ist alles viel ernster, untadelig ohne eine Spur von Spielerei. Das Motiv wird durch die den Kindern unbewusste Vorbedeutung erst vollkommen poetisch.

Keller hatte wegen der Kinderfreundschaft zwischen Karl und Hermine im Fähnlein der sieben Aufrechten eine Auseinandersetzung mit Berthold Auerbach, für dessen Volkskalender die Erzählung bestimmt war. Auerbach wollte die Kindergeschichte streichen, weil sie nicht in einen Kalender passte, der „unverborgen vor den Kindern daliegen“ müsse, [2] und Keller willigte ein. „Dass Sie die Kindergeschichten streichen müssen, begreife ich jetzt vollkommen, obgleich ich an die Unzulässigkeit erotischer Episoden dachte; aber wunderlicherweise glaubte ich gerade dadurch, dass ich sie in die Kinderschuhe steckte, die Sache unschuldig zu machen (d. h. nicht auf die Weise gewisser französischer Kindergeschichten). — Wir verlieren damit etwas novellistische Petersilie, welche zur Ausschmückung des didaktischen Knochens nötig ist; doch ist’s nun einmal so. Sie werden sich freilich die Mühe nehmen müssen, die entstehenden Löcher notdürftig zu verlöten, wofür ich zum voraus meinen Dank abstatte.“ [3] Später nahm Keller die Kinderszenen leicht ver-

---

[1] Vergleiche Köster, a. a. O. S. 85.

[2] Ermatinger II, 510, Anmerkung 1.

[3] An Berthold Auerbach, 1860. Ermatinger II, 510.

ändert in die Zürchernovellen wieder auf. Die Streichung des zwischen Karl und Hermine von Schifflein zu Schifflein gewechselten Kusses, deren Auerbach sich ebenfalls schuldig machte, veranlasste Keller, auf diese ängstlichen Bewahrungsmassregeln für das Volk zurückzukommen. „Hier will ich auch gleich die Frechheit begehen und behaupten, dass ja die Bibel voll der derbsten Erotik steckt und doch allen Kindern offen steht, ja von den Quäkern und Muckern millionenweise verbreitet wird. Sie missverstehen mich gewiss nicht, wenn ich das Bedenken aufwerfe, dass der Kalender leicht einen zu trocknen und absichtlich didaktischen Anstrich gewinnen könnte.“ [1] Gerade Keller hat diese kleinlichen Massregeln Auerbachs am wenigsten verdient, da kein unbefangener Mensch die reine Poesie seiner Kinderfreundschaften missverstehen kann.

Die Verbindung von Karl und Hermine beruht in der Kinderzeit auf dem harmlosesten Wohlgefallen. Der Knabe baut der kleineren Freundin auf dem väterlichen Werkplatz trauliche Häuschen und heimst darin den Baulohn in Form von kindlichen Küssen ein. Lange bleibt sie das unbefangen gewährende Kind; sie versucht z. B. bei einem Gesellschaftsspiel mit Karl das Kunststück, sich mit einem Blümchen im Munde zu küssen. Um so herber und hartnäckiger verteidigt sie sich später gegen den jungen Scharfschützen, der sie umsonst mit der Schilderung ihrer früheren Freigebigkeit zu verlocken sucht.

Die Seelengemeinschaft von Sali und Vrenchen in Romeo und Julia auf dem Dorfe ist während ihrer zartesten Jugend am vollkommensten, macht dann aber einer bei beiden zugleich einsetzenden Sprödigkeit Platz, die sie ihre ältern Geschlechtsgenossen aufsuchen lässt. Als sie auf dieser vorübergehenden Lebensstufe, die sich des Verkehrs mit dem andern Geschlecht aus Stolz und Angst vor Spott schämt, angelangt sind, trennt sie der Streit ihrer Väter vollends. Erst die furchtbare Sturmnacht mit dem Zweikampf der alten Bauern führt die jungen Leute wieder zusammen, und auf einen Schlag flammt ihre lang entbehrte Liebe als Leidenschaft auf.

Die seelische Übereinstimmung der Kinder wird in den andern Freundschaften dahin verschoben, dass der eine Teil die Ruhe, der andere grössere Leidenschaftlichkeit hineinträgt, oder der eine sich vom andern befehlen lassen muss.

Die Beherrschung des Knaben durch das viel jüngere Mädchen, die zwischen Wenzel und Nettchen in Kleider machen Leute noch leicht ist, nimmt im Dietegen fast bedrohliche Formen für den Knaben an. Dietegen wird von Küngolt nach der flüchtig vollzogenen Hinrichtung aus dem Sarge befreit und als ihr erklärtes Eigentum

[1] An B. Auerbach, 1860. Ermatinger II, 513.

ins väterliche Haus mitgebracht. Ihr keck ausgesprochenes Eigentumsrecht nützt die Kleine dahin aus, sich den Knaben vollständig dienstbar zu machen. Da sie die eifrige Lehrmeisterin des gänzlich Unerfahrenen ist, ergibt sich seine Abhängigkeit anfangs von selbst. Nach und nach aber verschieben sich die Kräfte; der kluge Knabe entfaltet eine gelassene Überlegenheit über das leidenschaftliche Mädchen, so dass er von der Mutter zu dessen Vorbild erzogen wird. Nichts trübt diese Freundschaft, deren Fesseln der Knabe gerne trägt als die hin und wieder hervorbrechende Eifersucht der Kleinen. Aber schliesslich macht der Altersunterschied von vier Jahren den Eigentumsbegriff des Mädchens für den Jüngling unannehmbar; auch erträgt er ihre kindlichen Liebkosungen nicht mehr. Er lockert das Verhältnis, und Küngolt büsst nach dem Tod der Mutter unter dem schlechten Beispiel einer heiratslustigen Base in kürzester Frist ihre unbefangene Kindlichkeit ein und wird das Opfer ihrer Gefallsucht.

Knapper fasst sich Keller mit Hadlaub und Fides, indem er die Kinder nur kurz zusammenführt, aber auf der Seite des schüchternen Knaben eine entschiedene Neigung entstehen lässt, während Fides' stolzes und tyrannisches Herzchen unbeschwert bleibt. Das Verhältnis der beiden bleibt in ihrem spätern Verkehr unverschoben.

Das Motiv der Kinderfreundschaft ist mit dem ganzen Reichtum Kellerscher Erfindungen ausgestattet. Die Szenen frohen, geselligen Lebens am Bach, im Wald, auf dem Feld oder im Stübchen entstehen in einer Anmut, wie sie nur ein glücklicher Blick für das Poetische im alltäglichen Geschehen sieht. Alle diese Kinder tun nichts Ausserordentliches, und dennoch wirkt die Darstellung ihres Treibens wie die Entdeckung eines Gebietes, aus dem noch unendlich viel Schönes zu schöpfen ist. Der Dichter hat die Schatten und Schmerzen seiner Kindheit vergessen und erblickt jetzt nur noch mit frohen Augen im Kinde das erfrischende Regen unverbrauchter Kräfte, zutrauliche Liebe, Wissenslust, Hingabe an das Spiel und eine glückliche Übereinstimmung mit der umgebenden Natur. Selbst Kinderleiden, wie Dietegens hartes Leben beim Bettelvogt, scheinen leichter, so sehr herrschen Glück und Heiterkeit als Regel vor. Mit den einfachen Mitteln einer schönen, warmen Sprache wird dieser Eindruck einer besonders reinen und gesunden Lebensluft der kindlichen Welt hervorgerufen. Neuere Dichter, wie Federer und Lienert, brauchen schon fast zu viel Worte, um ihrer Eigenart und unverbildeten Frische Ausdruck zu geben. Zum erstenmal tritt bei Keller diese Kinderdarstellung auf, die man die geniessende nennen könnte. Es ist ein Stück romantischer Sehnsucht nach vergangenen, bessern Zeiten, die den Sprung nicht über Jahrhunderte hinwegzunehmen braucht, da ihr die Kindheit schon von den gewöhnlichen Lebens-

nöten weit genug entfernt und mit Glück und Schönheit gesättigt erscheint.

Eine Äusserung dieser für den erwachsenen Menschen unwiederbringlich versunkenen Welt liegt im kindlichen Spiel. Die Kellerschen Kinder sind, beim grünen Heinrich angefangen, wahre Künstler im Spielen. Dietegen gibt sich dem Genuss des Armbrustschiessens so vollkommen hin, dass er alles um sich her vergisst. Die Zerstörung der Puppe, die Sali mit Grausamkeit, Vrenchen mit einem Gemisch von Forscherlust, Neugier und Trauer vornimmt, ist ein wahres Meisterstück kindlicher Charakteristik. Ebenbürtig sind die nachfolgenden Szenen, wie die Kinder einander die Zähnchen zu zählen versuchen und darüber in der Mittagssonne einschlafen, oder wie sie einander bei jeder Ernte vom Steinwall des herrenlosen Ackers herunterstossen, da sie dieses Spiel zur Würde eines Brauches erhoben haben, und schliesslich wie sie zum letztenmal um das Feldfeuer springen und tanzen. Ein krasses Gegenbeispiel zu dieser Kinderlust bietet in der Novelle Ursula der Wahnsinn der Sektierer, die den Spruch: „Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Grösseste im Himmelreich!“ [1] in Handlung umsetzen, sich kümmerlich und mühselig wie spielende Kinder gebärden und von solchem Tagewerk erschöpft, den Abend zur Erholung beim Kartenspiel zubringen.

Neben der Kinderdarstellung in Freundschaft und Spiel pflegt Keller noch die in Episoden, die als ein lebendiger Ausdruck seiner beweglichen Phantasie und grossen Gestaltungskraft mit wenigen Worten irgend ein schönes, klares Bild hervorzaubert. Sie dient oft zur Charakteristik erwachsener Personen, oft zur malerischen Ausschmückung oder Belebung oder zur humoristischen Färbung einer Szene.

Gestalten, deren Charaktere durch die Verbindung mit Kindern gewinnen, sind die arme Baronin [2] und die rauhe Marianne, [3] die beide unter dem Deckmantel scheinbarer Härte in weichen Herzen als schwersten Schicksalsschlag den Tod ihrer Kinder verwinden. — Der Landvogt von Greifensee wird durch den Zuspruch, womit er einem Knäblein das Sterben erleichtert, sowohl als durch den Spass charakterisiert, den er sich mit einem als Zofe verkleideten Knaben erlaubt. Er lässt seine fünf ehemaligen Liebsten entscheiden, ob er diese junge Magd oder die alte Haushälterin heiraten solle und freut sich an ihrer Verlegenheit und der Undurchführbarkeit ihrer Wahl, die auf das sich in seiner Verkleidung höchst sittsam benehmende

[1] Zürcher Novellen, VI, 414.

[2] Sinngedicht.

[3] Landvogt von Greifensee.

Pfarrerssöhnchen fällt. — Das romantische Motiv des verkleideten Mädchens wird umgekehrt und rein humoristisch verwertet. Es findet sich noch einmal im Don Correa, wo der kecke Page des Admirals als Orangendirne verkleidet ins Kloster eindringt, in dem Zambo-Maria festgehalten wird und ihr von ihrem Herrn Kunde gibt. Dieser Page Luis zeugt durch seine Hingabe an den Admiral für dessen Güte. Er ist das Gegenstück zum spitznasigen, frechen Pagen der Donna Feniza, der seine Herrin ebenso treffend ergänzt, wie er mit seiner Abenteuerlust und Ritterlichkeit den Admiral. — Höchst charakteristisch für die Erwachsenen ist ferner der Eingang zum Dietegen; auf der einen Seite stehen die hartherzigen Ruechensteiner, die ein unschuldiges Kind hinrichten wollen, der schlechte Bettelvogt und seine Frau und auf der andern Seite die guten Förstersleute, die den fremden Knaben wie einen Sohn aufnehmen.

Eine Kette vielsagender Kinderepisoden bildet die Einleitung zum Martin Salander. Die Sitte der Zwillinge, um der Vornehmheit willen „Mama" zu sagen, wogegen der Titel „Vater" für seinen bescheidenen Träger genügt, wirft von Anfang an ein schlagendes Licht auf die Geistesrichtung und auf die Verteilung der Kräfte der Familie Weidelich. Daneben ragt die ernste Gestalt der Frau Salander auf, die ihre Kinder zum erstenmal hungern lassen muss, während ihre Gäste die zudringlichen Zwillinge mit den Speisen füttern, deren Reste für diese bestimmt waren. Das gute Betragen der Geschwister, die sich durch das Märchen vom Regenbogenschüsselchen über ihre unbehagliche Lage hinwegtäuschen und trösten lassen, nachdem sie eben noch in der Stube eingeschlossen und wehrlos dem Beutezug der Zwillinge zugeschaut haben, ist das beste Zeugnis für die Trefflichkeit ihrer Mutter. Das gleiche stille Heldentum zeichnet sie aus, wie Gotthelfs Mädeli, als sie Kinderleid mit einem Weihnachtsmärchen stillt. [1]

Neben solchen immer aufschlussreichen Episoden werden auch welche erfunden, die einzig zur Ausschmückung zu dienen haben. Dahin gehören z. B. die Augenblicksbilder, wie Frau Regel am Abend mit der Lampe in der Hand ihre schlafenden Kinder betrachtet, oder wie sie den kleinen St. Georg im Hemdchen auf den Armen hält, wie Dietegen mit dem kurzen Speer auf der Schulter seine erste Entdeckungsfahrt in den Wald macht, oder wie Hadlaub, ein hohes Schilfrohr in der Hand, als kleiner Hirte mit der Herde heimkehrt.

[1] Es ist eine beträchtliche Unterschätzung der Kinderszenen, wenn Keller in einem Briefe urteilt, der Anfang des Romans komme ihm „mager" vor. An Marie Knopf, 1885. Ermatinger III, 505.

Diese drei gleichsam den kleinen St. Georg, den kleinen Parzival und den kleinen Johannes den Täufer verkörpernden Bilder prägen sich in ihrer Schönheit dem Gedächtnis unauslöschlich ein. Bei solchen Stellen ist der Hinweis auf Gottfried Keller, den Maler, nicht zu unterdrücken, wenn dieser sich auch darüber lustig macht. „Betrachte ich nun meine geringfügige Gestalt, wie sie in der literarischen Gemeindestube in der Nähe der Türe sitzt, etwas genauer, so gehört sie zu jener zweifelhaften Geisterschar, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen: „Maler und Dichter“ führt. Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen thun sich wohl etwas zugute auf solches Lob; andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen thut.“ [1] Trotz dieses die Wachsamkeit des Lesers erregenden Spottes muss dessen Vorstellung bei vielen Kinderszenen ungewollt die Form eines deutlichen Bildes annehmen.

In hohem Masse trifft dies bei den Naturschilderungen und der Beschreibung des Äussern der Kinder zu. Man wird bei einigen Schilderungen deutlich an Richter, Spitzweg oder Schwind erinnert, weil sie sich ohne weiteres im Stil dieser Maler wiedergeben liessen. „Also war über dem Städtlein der Ostersonntag angebrochen in lieblicher Klarheit. Seine milde, jugendliche Sonne, welche erst gestern den letzten Schnee vom jungen Mattengrün der Berge hinweggeschmolzen hatte, beglänzte golden die stille, dichtgedrängte Häusermasse. Es war aber noch früher Morgen und an der lautlosen Stille keine andere Bewegung sichtbar, als dass hie und da sich ein blitzendes Fenster öffnete und ein rosiges Kinderantlitz zeigte, das ungeduldig dem Osterlamm und seinen Freuden entgegenlächelte oder -sang.“ [2] Dieser älteste Eingang ist noch in der ersten Fassung des Grünen Heinrich erkennbar. „Heinrich Lee sah in seine Vaterstadt hinüber. Die alte Kirche badete im Morgenschein, hie und da blitzte auch ein geöffnetes Fenster, ein Kind schaute heraus und sang, und man konnte aus der Tiefe der Stube die Mutter sprechen hören, die es zum Waschen rief. Die vielen Gässchen, durch mannigfaltiges steinernes Treppenwerk unterbrochen und verbunden, lagen noch alle im Schatten und nur wenige freiere Kinderspielplätze leuchteten bestreift aus dem Dunkel. Auf allen diesen Stufen und Ge-

---

[1] „Autobiographisches“. Nachgelassene Schriften, a. a. O., S. 12.

[2] Ältester Eingang zum Grünen Heinrich, 1846. Bæchtold, a. a. O., II, 517.

ländern hatte Heinrich gesessen und gesprungen, und die Kinderzeit dünkte ihm noch vor der Thüre des gestrigen Abends zu liegen.“ [1] Der Kinderspielplatz dient auch schon vorher als malerisches Landschaftsmotiv: „Rechts schaute vom Münsterturme das sitzende riesige Steinbild Karls des Grossen, eine goldene Krone auf dem Lockenhaupt, das goldene Schwert auf den Knien, über Strom und See hin; links ragte auf steilem Hügel, turmhoch über dem Flusse, ein uralter Lindenhain, wie ein schwebender Garten in den schönsten Formen, grün in den Himmel. Kinder sah man in den Höhen unter seinen Laubgewölben spielen und über die Brustwehr hinabschauen.“ [2] Diesen malerischen Landschaftsschilderungen mit ihrer versonnen romantischen Stimmung lässt sich das Bild des Kinderfriedhofes im gräflichen Dorfe beifügen. „Besonders die Kindergräblein waren anmutig verteilt, bald als eine kleine Versammlung auf einer Raseninsel, bald einsam in einem lieblichen Schmollwinkel unter einem Baume, bald zwischen Gräbern der Alten, gleich Kindern, die den Müttern an der Schürze hangen.“ [3] Ebenso bildhaft ist die Heidenstube geschildert, und man vermeint, die unzugängliche Felswand und die armen Zigeunerkinder vor der Höhle leibhaftig zu sehen.

Ein Genrebild von grösstem Reize macht Keller aus der Aufnahme Ursulas unter die Sektierer. „Sie nahm also ihr zweijähriges Töchterchen, das Agathchen, auf den Arm und ging, bis sie die verborgene Versammlung fand, setzte sich bescheiden auf ein Trümmerstück im Hintergrunde der Teufelsküche, das Kind auf dem Schosse in den Armen haltend, und lauschte aufmerksam auf jedes Wort, das gesprochen wurde. — Im Anfang war die arme Witwe vom Schatten einer Haselstaude bedeckt; doch wie die Sonne tiefer sank, überstreute sie die Witwe und das Kind mit spielenden Lichtern, und zuletzt leuchtete das Bild ganz übergüldet aus dem feurigen Grün heraus.“ [4] — Keller benützt die Kinder, um in seine Naturschilderungen Leben und vor allem Stimmung zu tragen. Durch ihre Ver-

[1] Studienausgabe I, 8. Das Fenstermotiv kommt wieder bei Heinrichs Rückkehr. Die Stubenfenster „standen offen und waren mit Blumentöpfen besetzt; aber fremde Kindergesichter schauten heraus und verschwanden wieder. Grüner Heinrich III, 260. — Das Motiv vom singenden Kind am Fenster in der Morgenfrische erinnert lebhaft an das Bild „Morgensonne“ von Schwind.

[2] Studienausgabe I, 3. Ähnlichkeit hat die Stelle: „wenn von allen Fenstern und Hecken getrocknete Kinderwäsche flattert und aus den besonnten Höfchen und Gässchen ein summender Kinderlärm herübertönt, das einzige Geräusch in der Gegend“, usw. Ältester Eingang zum Grünen Heinrich, 1846. Bæchtold, a. a. O., II, 517.

[3] Grüner Heinrich III, 144.

[4] Das verlorene Lachen, V, 351. Eine Hausgenossin von Kellers Mutter, Frau Marti, war auf diese Weise mit ihrem Kinde bei den Neutäufern aufgenommen wordern. Vgl. Bæchtold, a. a. O., I, 23.

mittlung wird alles auf das Liebliche und Friedliche abgetönt und auch hier, wie schon so oft, eine neue Schönheit der Kinderdarstellung erschlossen.

Zu grosszügigen Wechselbeziehungen von Kind und Landschaft steigert sich Keller in den Kadettenausmärschen. Die leuchtende Pfingstlandschaft nimmt die Knabenscharen als etwas Naturverwandtes auf. „Zur Mittagszeit machte der Zug in einem sonnigen unbewohnten Talkessel halt; der wilde Boden war mit vielen einzelnen Eichen besetzt, um welche sich das junge Volk lagerte. Wir Leute der Vorhut aber standen auf einem Berge und schauten zufrieden auf das fröhliche Gewühl hinunter. Wir waren still geworden und schlürften den stillen glanzvollen Tag ein; der alte Feldwebel lag froh an der Erde und blinzte in den ruhevollen Horizont hinaus, über blaue Ströme und Seen hin. Obgleich wir noch nichts von landschaftlicher Schönheit zu sagen wussten und einige vielleicht in ihrem Leben nie dazu kamen, fühlten wir alle doch ganz die Natur, und das umsomehr, als wir mit unserem Freudenzuge eine würdige Staffage in der Landschaft bildeten, selbst handelnd darin auftraten und daher der empfindsamen Sehnsucht untätiger Naturbewunderer enthoben waren."[1] Der zweite Kadettenzug bringt die Abrechnung zwischen Heinrich und Meierlein, und die Natur wird diesem Umstand angepasst. Heinrich entfernt sich von den Kameraden; ihr Schiessen und Trommeln, Ausdruck ihrer Kraft und Lust, hört er nur noch aus der Ferne: er gerät in eine wilde Schlucht, der Himmel bedeckt sich, und in dieser seiner Stimmung entsprechenden Landschaft trifft er mit Meierlein zusammen und erlebt das feindliche Ringen mit dem frühern Freund.

In den letzten bewegten Landschaften gehen die auffälligen Beziehungen zur Malerei etwas verloren; sie treten aber wieder bei der Schilderung des Äussern der Kinder in Erscheinung. Das Meretlein blickt mit schwermütigen Augen aus einem wirklichen Bilderrahmen heraus. Aber auch um andere Kindergestalten legt man wegen ihrer bildmässigen Beschreibung in Gedanken unwillkürlich einen Rahmen. So ist es bei Hadlaub der Fall, als er an der Spitze der Herde aus dem Walde tritt. „Nur mit einem langen blauen Leinenrocke bekleidet, barfuss, von reichem, blondem Goldhaar Gesicht und Schultern umwallt, ein hohes Schilfrohr in Händen tragend, gab das Kind mit den Tieren ein ungewöhnlich anmutiges Bild, welches zudem samt dem Waldesgrün vom Lichte der Abendsonne gestreift war, soweit sie durch die Belaubung dringen mochte."[2] Wie beim Gemälde Meretleins werden die Farben hier gegeneinander abgestimmt, und das wiederholt sich bei der Beschreibung des kleinen Fritz und Annas. „Denn mit

[1] Grüner Heinrich I, 141.
[2] Hadlaub, VI, 32 f.

dem bangen, zornigen Ausruf: „Mutter! Es ist ein Dieb da!“ sprang der jüngste Knabe, der kleine Fritzchen, in die Stube und glich vollständig einem kleinen St-Georg. Seine goldenen Ringellocken flogen um das vom Schlafe gerötete Gesicht; feurig blickten aber die blauen Augen in lieblichem Zorn, und mutig warf sich der trotzige Mund auf. Das kurze, schneeige Hemdchen flatterte wie die Tunika eines Kreuzfahrers, und in den nackten Ärmchen schwang der kleine Rittersmann eine lange Gardinenstange mit dickem, vergoldetem Knopf, den er auch mit aller erdenklichen Kraft dem Werkmeister auf den Kopf schlug.“ [1] „Das Haus war weiss getüncht, das Fachwerk rot angestrichen umd die Fensterladen mit grossen Muscheln bemalt; aus den Fenstern wehten weisse Vorhänge und aus der Haustüre trat, ein zierliches Treppchen herunter, das junge Bäschen, schlank und zart wie eine Narzisse, in einem weissen Kleide, mit goldbraunen Haaren, blauen Äuglein, einer etwas eigensinnigen Stirne und einem lächelnden Munde. Auf den schmalen Wangen wallte ein Erröten über das andere hin, das feine Glockenstimmchen klang kaum vernehmbar und verhallte alle Augenblicke wieder.“ [2] Die bildmässigen sind zugleich die ausführlichsten Kinderschilderungen; gewöhnlich begnügt sich Keller mit der Auskunft über die Hautfarbe, die Farbe und Beschaffenheit der Haare und vor allem die Farbe und den Ausdruck der Augen. [3]

Humoristischen Zwecken dient die Beschreibung von Isidor und Julian. „In diesem Augenblick näherte sich ein Trupp spielender Kinder dem Brunnen, kleines Volk von 2—6 Jahren. Letzteren Alters konnten zwei Knaben und überdies Zwillinge sein, weil sie genau dieselbe Grösse, ganz ähnlich runde Köpfe mit dicken Backen und vor den Bäuchen aus gleichem Wachstuch geschnittene, mit Blümchen bedruckte Schürzen aufwiesen, offenbar ebensowohl als Auszeichnung wie zum Schutze der Kleider.“ [4] Die beiden frech vorgestreckten Wachstuchbäuchlein der Zwillinge sind ein köstliches Symbol für ihre wachsglatten Seelen und waschbaren Gewissen, an denen die Begriffe von Ehrlichkeit, Pflichttreue und Arbeitsernst später spurlos herabfliessen.

In den Schilderungen des Äussern lässt Keller seinem Schönheitssinn freies Spiel; körperliche Wohlgestalt unterstützt durchwegs die seelischen Vorzüge der Kinder. Auf der andern Seite verraten sich Charaktermängel auch äusserlich. Das scheinbar so un-

---

[1] Frau Regel Amrain, IV, 174.

[2] Grüner Heinrich I, 217.

[3] Beschreibung von Pankraz IV, 14; Esterchen IV, 15; Sali und Vrenchen IV, 79.

[4] Martin Salander, VIII, 6 f.

tadelige Meierlein mit der fleckigen Seele hat eine unreine Haut; sein Gesicht ist mit Sommersprossen, wenn auch mit „zierlichen“ bedeckt. Der nichtsnutzige kleine Page Donna Fenizas, der „Spatz“, hat ein weisses, spitziges Gesicht mit einer spitzen Nase, rennt wie eine Spinne davon und wird vom Admiral wie ein junger Hase vor die Türe geworfen; mit Hilfe kleinen Getiers kann er am besten charakterisiert werden.[1]

Als Schilderung des Äussern steht eine Stelle der Zürchernovellen ganz einzigartig da.[2] Liebliche Mädchengesichter beschreibend, entdeckt Keller die Anzeichen entstellender Familienmerkmale oder drohender Charaktermängel und arbeitet auf diese Weise, wenn auch mit leicht humoristischer Färbung, in schroffen Gegensätzen gehaltene Doppelbildnisse heraus. Auf dem Spiegel der jungen Gesichter entziffert er die künftige Niederlage der kindlichen Unschuld vor der rauhen Wirklichkeit des Lebens.

Es ist nicht anders zu erwarten, und seine Briefe bestätigen es, als dass der grosse Kinderfreund und Humorist Keller den Humor im Kinderleben als wesensverwandt herausfühlen und seine Kinderdarstellungen in Fülle damit ausstatten werde. Der Humor ist denn auch vom vergnügten Augenzwinkern bis zum derben Lachen, vom harmlosen Einfall über die humoristische Episode zur längern Humoreske vertreten. In zahllosen Augenblicksbildern und Episoden spielen die Kinder eine humoristische Rolle; nur selten haben sie eine bloss passive Bedeutung. Ein Beispiel für die Verwendung humoristischer, liebenswürdiger Einfälle ist die Art, wie die Kadetten die Gastfreundschaft in der fremden Stadt belohnen, nämlich wie Heinrich berichtet: „dadurch dass wir, als ob wir in Feindesland wären, beim Schlafengehen unsere Flintchen mitnahmen und neben die grossen Gastbetten stellten, welche zu ersteigen wir alle unsere Turnerkünste aufbieten mussten.“[3] Auf dem Heimatdorfe Heinrichs dienen der Jugend Knöpfe als Zahlungsmittel, wobei die blanken Knöpfe der pfarrherrlichen Familie beim Spiel 6 Horn- oder Bleiknöpfe aufwiegen.[4] Die Beispiele solcher humoristischer Kleinigkeiten, hinter denen sich aber immer ein Stück Beobachtung verbirgt, wären leicht zu vermehren.

Für die Verwendung des Humors in Episoden genügen wenige Beispiele, da schon vielerlei bei der Besprechung der Freundschaft,

---

[1] Der rohe Gassenjunge, der beim Kammacher-Wettlauf auf Jobstens fahrendes Felleisen kniet und sich ziehen lässt, wird einem Kobold verglichen. Die drei gerechten Kammacher, IV, 275.

[2] Zürcher Novellen, VI, 17 f.

[3] Grüner Heinrich I, 143.

[4] Ebenda, I, 214.

des Spiels und der Kinderdarstellung in Episoden zutage getreten ist. Es sei nur an Sali und Vrenchen als Puppenmörder, an Küngolts Ansprüche auf Dietegen, an Hermine und Karl, an die Verkleidungen im Don Correa und im Landvogt von Greifensee oder an Annas Bohnen- und Estherchens Kartoffelbreikrieg erinnert. In die Legendenwelt wagt sich köstlicher Humor in der Gestalt der mutwilligen Musikbübchen, die den geduldigen Steinengeln zum Dank für das Halten der Notenblätter diese nach beendigter Musik um die Backen schlagen, dass es klatscht.[1] Auch der himmlische Abgesandte mit Dorotheas Blumenkörbchen ist ein kleiner Schalk.[2]

Zur Belebung und Aufheiterung dienen durchwegs die Kinderepisoden im Martin Salander, so z. B. die reizende Szene, wie Frau Marie Salander an der Hochzeit ihrer Töchter ein Kind mit Torte füttert. „Ein Bübchen in weissen Hemdsärmeln, die Daumen beider Hände in den Armlöchern des Sonntagswestchens haltend, wie ein Alter, stand zuvorderst und verfolgte mit offenem Munde und grosser Spannung diese Anstalten. Frau Marie konnte sich nicht versagen, vom nächsten Tafeltische ein Stückchen Torte zu holen und es dem Kinde vor den Mund zu halten, das gleich hineinbiss. Der Knirps machte Miene, so fortzufahren, ohne die Däumchen aus der Weste hervorzuziehen; erst als ein zweiter, grösserer seine Zähne auch ansetzen wollte, packte jener das süsse Stück und fuhr wie der Blitz hinweg.“ [3]

Ebenso charakteristisch wie das Verhalten des Tortenbübchens ist die kleine Kinderfehde zwischen Arnold Salander und den Zwillingen samt Anhang, die gebieterisch wissen wollen, was er im Zeisig zu tun habe. „Als der Angerufene nicht antwortete und nur melancholisch herüberblickte, trat der andere Zwilling, die Hände auf dem Rücken, den beschürzten Bauch vorstreckend, näher hin und sagte patzig: „Ja, auf was wartest du hier?“ — „Ich warte auf meine Mutter!“ erwiderte nun der Junge, unsicher werdend, ob er das Recht habe, dort zu stehen. Der andere aber versetzte trocken und verächtlich wie ein Alter: „So, du hast eine Mutter?“ während sein Bruder laut auflachte und schrie: „Ha, ha! Der hat eine Mutter!“ Sogleich sang der ganze Kinderchor mit drollig nachgeahmtem Gelächter: „Der hat eine Mutter!“ Und nie hörte man ein fröhlicheres Lachen so kleiner Leute. Als ob das lustigste Ereignis sie königlich erheitere, holten sie immer ein neues „Hahaha“ aus der Tiefe ihrer arglosen Kinderherzchen herauf und standen dabei im Kreise beisammen, innerhalb dessen ein zweijähriges Watschelbübchen, indem

---

[1] Tanzlegendchen, VII, 436.

[2] Dorotheas Blumenkörbchen, VII, 431.

[3] Martin Salander, VIII, 185.

es sich mit den fetten Händchen die Seiten hielt, wiederholte: „Oh! eine Moder hat der!“ — Als dies Vergnügen, wie alles hienieden, allmählich sein Ende erreicht, fragte der mit der Reisetasche, der es wohl beobachtet hatte und nichts davon verstand, mit freundlichen Worten: „Warum lacht ihr Kinder so darüber, dass der Knabe eine Mutter hat? Habt ihr denn keine Mutter?“ — „Nein! wir sagen Mama!“ erklärte der eine Rädelsführer der Kleinen“ usw.[1] — Nur wer die Gedankengänge seiner eigenen Kindheit nicht vergessen hat und fortgesetzt die Kinder beobachtet, ohne dass sie dessen inne werden, kann humoristisch und psychologisch so prächtig gelungene Szenen schaffen. Arnold Salander verliert später seine Schüchternheit und erfreut als Elfjähriger die Mutter durch seine ersten Versuche, Witze zu machen. Die Zwillinge kehren noch einmal wieder als angehende Jünglinge, für die Keller das köstliche und ausdrucksvolle Wort „Heranwüchslinge“ prägt.

Die humoristische Szene von Hadlaubs Liebkosung eines Kindes, das vorher von Fides geküsst worden ist, weiter als die Vorlage führend,[2] lässt Keller Fides Zeugin von Hadlaubs Benehmen werden. Das ahnungslose Kind will das Spiel fortsetzen und bietet wiederum Fides seinen Mund, worauf sich die Lippen von Hadlaub und Fides über diese Brücke hinweg zusammenfinden. Sie vergessen das Kind vollständig und pressen es zwischen sich fest, und erst als es sich in eine Ecke flüchtet, und dort erschreckt über das Betragen der beiden zu weinen beginnt, erwachen sie aus ihrer Versunkenheit.[3]

An humoristischen Darstellungen, bei denen die Kinder nur passiv beteiligt sind, ist die Schilderung von den Schicksalen der Kinder armer Verwandter zu nennen, die Meister Hediger schauerlich ausmalt,[4] ferner die tolle Litumlei-Geschichte[5] und die Abenteuer des Herrn Jacques als Kunstmäzen.[6] Die Abfassung der Chronik derer von Litumlei mit der Verführungsgeschichte der Jungfrau Liselein Federspiel und die Ereignisse, die über dieses wertvolle Dokument hinwegschreiten, sind mit einem unvergleichlichen Humor geschildert. Herr Jacques endlich muss erleben, wie nicht nur der von ihm unterstützte Bildhauer die Kunst schmählich vernachlässigt, sondern wie sein gerechter Zorn gebändigt wird und er schliesslich unter Verlust eines Dukaten als Pate aus der kunstwerkstättlichen Waschküche wiederum zum Vorschein kommt.

[1] Martin Salander, VIII, 7 f.
[2] Hadlaub, Lied 4. Bibliothek älterer Schriftwerke der Schweiz VI, 290 f.
[3] Hadlaub, VI, 115.
[4] Das Fähnlein der sieben Aufrechten VI, 295 f.
[5] Der Schmied seines Glückes V, 66 f.
[6] Züricher Novellen VI, 265.

Wie bei Gotthelf äussert sich auch bei Keller die Vertrautheit mit dem kindlichen Leben in mannigfaltigen Gleichnissen und Bildern aus der Kinderwelt, die seine Sprache bereichern.[1] Der verliebte Schulmeister lacht die schöne Frau Gritli unbewusst an „wie ein halbjähriges Kind, welchem man ein glänzendes Ding zeigt, und war im Begriff, indem er die Giesskanne fallen liess, mit den Händen nach ihrem Kopf zu fahren, wie es die Kinder machen, die den Raum noch nicht zu beurteilen wissen.“[2] — Fides steigt voller Erwartung zum gefangenen Hadlaub in den Turm: „ein Kind, das eine Spinne in einem Schächtelchen eingeschlossen hält, kann nicht ängstlicher gespannt sein, als Fides war.“[3] — Frau Justine sucht bei den frommen Frauen Ursula und Agathe religiösen Rat und Aufschluss; die beiden wetteifern nach anfänglichem Erschrecken „dem Weltkinde die grosse Angelegenheit darzutun und einander das Wort abzunehmen und zu ergänzen, wie zwei Kinder, welche einem dritten das soeben von der Grossmutter gehörte Märchen erzählen.“[4] — Der Schneider Wenzel, der arme betrogene Betrüger, kommt sich nach seiner Entlarvung durch die Seldwyler „wie ein Kind vor, welches ein anderes boshaftes Kind überredet hat, von einem Altare den Kelch zu stehlen.“[5] — Leute, die gleich den Kammachern ein Kleinod wie die geistvolle Züs Bünzlin zu besitzen verlangen, ohne sich zu fragen, ob sie dessen auch würdig seien und etwas damit anzufangen wüssten, „sind wie die Kinder, welche nach allem greifen, was ihnen in die Augen glänzt, von allen bunten Dingen die Farben abschlecken und ein Schellenspiel ganz in den Mund stecken wollen, statt es bloss an die Ohren zu halten.“[6] — Als der grüne Heinrich den Saal betritt, in dem sein erstes bescheidenes Bild zum Verkauf ausgestellt ist, kommt er sich plötzlich wie ein armes Kind vor, „das sein aus einem Flöcklein Baumwolle und etwas Flittergold verfertigtes Schäfchen am Weihnachtsmarkte mit den vier steifen Beinchen auf einen trockenen Stein gesetzt hat und ängstlich harrt, ob von den tausend Vorübergehenden einer seinen Blick darauf werfe.“[7]

Als einzige Berührung von Kind und Politik dienen einige Gleichnisse Kellers zur Beleuchtung politischer Schwächen. Wenn sich die Seldwyler „übermüdet und blasiert in öffentlichen Dingen“ stellen und die Wahlen von einigen alten, ehemals in Konkurs gewe-

---

[1] Vergleiche auch Ermatinger, a. a. O. II, 104 und 213; III, 369 und 511.
[2] Die missbrauchten Liebesbriefe V, 122.
[3] Hadlaub, VI, 111.
[4] Das verlorene Lachen, V, 359.
[5] Kleider machen Leute, V, 46.
[6] Die drei gerechten Kammacher, IV, 267.
[7] Der Grüne Heinrich, III, 39.

senen und mühsam wieder zu Ehren gekommenen Stillständern besorgen lassen, gleichen sie jenem Knaben, welcher sagte: „Es geschieht meinem Vater schon recht, wenn ich mir die Hände verfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe!“ [1] — Im Wahltag wird ein sogenannter „Zehenstrecker“ gewählt, „ein Mann, auf den das Volk nicht aus freien Stücken verfallen, den es nicht sehen würde, wenn er sich nicht bei allen Wahlanlässen jedesmal auf die Zehen stellte, bettelnd und schreiend die Hand erhöbe, wie die Kinder unter dem Kirschbaum.“ [2] — Dem gefangenen Fritz, der sich unbedacht an einem Freischarenzug beteiligt hat, ist es „zu Mute, wie einem Schulknaben, welcher aus einer mutwilligen Herrlichkeit, die ihm für die Ewigkeit gegründet und höchst rechtmässig schien, unversehens von dem hässlichsten Schulmeister aufgerüttelt und beigesteckt wird und der nun in seinem Gram alles verloren und das Ende der Welt herbeigekommen wähnt.“ [3] — Als Gegenbeispiel steht in der Festrede Karls das köstliche Gleichnis über die Vaterlandsfreude der sieben Aufrechten: „Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noe geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als sie über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend guten Dingen darin, vom bemoosten alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eisfirnen flattert.“ [4]

Die Meisterschaft der Kellerschen Kinderdarstellung gründet sich auf die bis ins kleinste getreue Analyse einer Kinderseele im Grünen Heinrich und auf die freie poetische Erfindung und Verwertung mehr oder weniger zusammenhängender Kinderszenen. Die Seelenanalyse Heinrichs bewegt sich auf neuen Bahnen: sie berührt die religiöse Entwicklung, die Schulerfahrungen, das Phantasieleben, das Spiel, die Freundschaften, die Gefühle und Seelenleiden des Kindes in einer Innerlichkeit und Gründlichkeit, die auch Gotthelf noch nicht gekannt hat. Das äussere Geschehen wird durchaus in den Dienst der innern Vorgänge gestellt, was dieser Kinderdarstellung ihre unverwüstliche Frische und Allgemeingültigkeit verleiht. Der Gefahr einer veraltenden Tendenz wird sie nirgends ausgesetzt.

Später verzichtet Keller auf die Behandlung ernster Probleme aus dem Kinderleben. Seine Dichtungen sind reine Kunstwerke, und daher kommen künstlerisch geschaute, kleine Erlebnisse der Kinder, liebenswürdige und humoristische Erfindungen ausgiebig zu ihrem Recht. Die Charakteristik wird nicht mehr in langen Analysen ent-

[1] Leute von Seldwyla, Einleitung IV, 11.
[2] Nachgelassene Schriften, S. 290.
[3] Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, IV, 204.
[4] Das Fähnlein der sieben Aufrechten, VI, 328.

wickelt, sondern in Handlung umgesetzt. An die Stelle fortlaufender Geschehnisse treten Episoden. In der richtigen Voraussetzung, dass die Kindheit für die weitere Charakterentwicklung des Menschen bestimmend ist, führt Keller die einleitenden Kindergeschichten seiner Novellen ein und gewinnt zugleich ein dankbares Motiv zu reicher und vielgestaltiger Ausbeute. Die Darstellung von Kinderpärchen oder -gruppen beherrscht er so gut als die grösserer Scharen, wie Kadetten, Schüler und Seldwyler Gassenbuben.

Keller ist der einzige, der den Knaben kein Übergewicht über die Mädchen verleiht, sondern eine ganze Anzahl sorgfältiger Mädchencharaktere schafft. So kommt es, dass keine Gestalt eines andern Schweizerdichters dem Meretlein, Anna, Lux oder Küngolt als ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte, es wäre denn Gotthelfs Erdbeeri-Mareili; aber dieses wirkt doch etwas blass in solcher Nachbarschaft. Bei aller Verschiedenheit der Anlagen lässt sich aus den Mädchenbildern ein Typus ableiten, der Kellers Auffassung von den Mädchen kennzeichnet. Unbefangenheit, Frohsinn, Frische, Leidenschaftlichkeit und Hingabe sind ihre Merkmale; kleinlich oder falsch ist kein einziges. Der Knabentypus verrät Ritterlichkeit, Kraft, Ehrlichkeit, Gutmütigkeit und bewussten Willen als hervorstechendste Eigenschaften.

Schönheit der Kinderseele ist dem Dichter Bedürfnis wie Güte und Tüchtigkeit der Frauen, und ihn hindert keine Tendenz, keine Nötigung des Kampfes gegen Pflichtvergessenheit der Eltern, gegen Unverstand, Roheit und soziales Elend daran, diese Schönheit schlackenlos zu gestalten. Was er daher nach dem G r ü n e n H e i n r i c h schildert, wo ihm noch „die nahen Beziehungen zum eigenen Leben, die Schwere desselben und der verflossenen Dezennien eben auf den Kiel drückten,“ [1] ist eine glückliche und vollkommene Kinderwelt und ist der Ausdruck einer sonnigen Kunst.

---

[1] An Friedrich Theodor Vischer, 1881. Ermatinger III, 354.

Conrad Ferdinand Meyer.

C. F. Meyer nimmt mit seinem der Gegenwart abgewandten Schaffen, seinem sorgfältig arbeitenden Formsinn, seiner Aristokratennatur eine Sonderstellung unter den Schweizerdichtern ein. Er erstrebt in seinen Dichtungen die grösste Sachlichkeit, damit seine Persönlichkeit ja dahinter zurücktreten möge, und verrät gerade durch diese sorgfältige Ausgestaltung überall seine formende Meisterhand und sein dichterisches Wesen. Der Leser erblickt seine Helden wie durch die Kristallhülle der dichterischen Gedankenarbeit, die ihn gleich einer durchsichtigen Scheidewand von ihnen trennt. Sie scheinen in einem helleren Lichte zu stehen und eine dünnere Luft zu atmen als er selbst. Das gilt nicht nur von den Erwachsenen, sondern ebenso von den mit gleicher Sorgfalt dargestellten Kindern, die auch in ihrem Betragen den adelnden Einfluss ihres Schöpfers zeigen. Auch sie sind in erster Linie von einem schönheitsdurstigen, vornehmen Künstler, nicht aber von einem kinderliebenden Menschen erschaut.

Wie weit entfernt sich Meyer von Gotthelf! Das Merkzeichen für dessen Kinder war reinste unverfälschte Natur, und die ungebundene Natürlichkeit bleibt ihnen treu, auch wenn sie zur Erfüllung wichtiger Zwecke dienen. Hand in Hand mit ihrer Natürlichkeit geht ihre sorglose Einführung durch den Dichter, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet, und dementsprechend das Anschwellen ihrer Schar, so dass von einem eigentlichen Kinderüberfluss zu reden ist. Schon Keller ersetzt diesen Überfluss durch eine strengere Auswahl zwar immer noch erfrischend natürlich wirkender Kinder, die aber doch schon den glättenden Einfluss künstlerischer Absichten erfahren haben. Aber erst Meyer räumt den künstlerischen Forderungen vollends den Vorrang ein und führt nur nach reiflichster Überlegung und Rechtfertigung Kinder ein, was nicht nur die Sparsamkeit ihrer Verwendung, sondern auch die ihnen eigentümliche Wesensklarheit bedingt. Gotthelf gibt das alltägliche, Meyer dagegen das festtägliche Benehmen der Kinder, während Keller mit einem durch seine Poesie anmutig verklärten Alltag zwischen ihnen vermittelt.

So sparsam Meyer mit seinen Kinderdarstellungen verfährt, so haushälterisch geht er auch mit den Erfahrungen seines Lebens um. Weder besteht ein reger Austausch zwischen Leben und Dichten wie bei Gotthelf, noch dient ihm wie Keller seine Kindheitsgeschichte als Quell für sein Schaffen. Zwar äusserte er nach Beendigung der

Angela Borgia seiner Schwester gegenüber, er hätte Lust, einmal die Jugendgeschichte eines zürcherischen Knaben zu schreiben und darin seine eigene Knabenzeit wiederzugeben, mit ihren „damaligen stillen innern Kämpfen und Erlebnissen".[1] Der Plan fand den freudigsten Beifall der Schwester, wurde aber nie ausgeführt. Was an Selbsterlebtem in das Leiden eines Knaben übergegangen ist, betrifft offenbar nur das reifere Knabenalter Julians. Denn Betsy Meyer schildert die Kindheit ihres geliebten Bruders als eine durchaus glückliche; deshalb erlaubt dieser Standpunkt der Schwester, die einen gedankenlosen Vergleich zwischen Conrad Ferdinand und Julian ablehnt, nur äusserst vorsichtig aus der Novelle auf Meyers eigentliche Kinderjahre zu schliessen.

Seine Kinderbegeisterung für die deutschen Kaiser, vorab für Karl den Grossen, lässt Meyer im Hirtenknaben Gabriel[2] Gestalt gewinnen, und der glücklich festgehaltenen Schulzimmerstimmung im Jürg Jenatsch liegen sicher auch humorvoll verwertete Erinnerungen zugrunde. Sonst scheint in seinen Kinderdarstellungen nichts auf Selbsterlebtem zu beruhen. Zudem steht ihm ja auch die Lyrik zu Gebote, die er für die Wiedergabe kleiner, gehaltvoller Jugendepisoden z. B. im Gedicht Die Schlittschuhe der epischen Form vorzuziehen scheint.[3]

Vom Abschluss seiner Kindheit bis zur Gründung seines späten Hausstandes deutet nichts auf ein besonders herzliches Verhältnis Meyers zur Kinderwelt. Wichtig ist nur, dass er in Venedig an den Putten Gian Bellinis, vor allem aber in der Münchener Pinakothek an den kecken Bettelbuben Murillos seinen Inbegriff kindlicher Schönheit entdeckte. Spät, im Jahre 1879, wurde Meyer Vater; er war aber eigentlich schon zu alt, um die ersten Lebensjahre des Töchterleins mit lebendigem Anteil zu begleiten. Wie anders verstand es der Junggeselle Keller, sich an den Kindern zu freuen!

Sehr aufschlussreich für Meyers kühles und etwas verständnisfremdes Verhalten gegen Kinder ist sein Briefwechsel mit Louise von François. Ähnlich Keller ging die einsame Dichterin auf die Kinder ihrer Freunde ein und vergass selten, nach der kleinen Camilla zu fragen; aber auf ihre teilnehmenden Fragen antwortete Meyer gleichgültig und wortkarg, wenn er es überhaupt tat. Anfangs wusste er nur zu berichten, dass das Kind „entsetzlich viel Lärm" mache, dann etwa, dass es „mit einer gewissen Grazie" gehe oder „nicht ohne einen gewissen Schönheitssinn" Buchstaben malen lerne,[4] also lauter

---

[1] Vergleiche Betsy Meyer, a. a. O., S. 209 f.

[2] In der Richterin.

[3] Gedichte, S. 80.

[4] Briefwechsel mit L. von François, a. a. O., S. 30, 169 und 189.

Beobachtungen, die den Künstler in ihm angenehm oder unangenehm berührten. Erst später wurde sein Briefton über die kleine Tochter herzlicher, als er mit Vergnügen ihre ersten selbständigen Urteile und Bemerkungen hörte und der dankbaren Freundin übermitteln konnte. Leichter fand seine Vaterfreude Ausdruck in der Lyrik, z. B. in dem innigen Frühlingslied: „Lenz, wer kann dir widerstehen?“ [1]

Meyers Leben ist also in Bezug auf seine Kinderdarstellung nicht fruchtbar gewesen. Persönliche Erlebnisse zu erzählen, lag nicht in seiner Natur, die selbst zeitlich weit zurückliegende Stoffe in eine Rahmenerzählung kleidet, um zwischen sich und ihnen den denkbar grössten Abstand zu schaffen. Deshalb bleibt seine sorglose früheste Jugend für die Dichtung ungenutzt, so poetisch hübsche Züge wie das kritische Schönheitsgefühl des Vierjährigen oder seine Freude an Heldengeschichten sie enthält. Ein unmittelbares Eingehen auf kindliches Wesen und Denken ist ihm nicht gegeben. Daraus folgt, dass die Kinder in seinen Werken rein aus seiner Phantasie entspringen und das Ideal seiner Kinderauffassung verkörpern. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist die Ritterlichkeit, und wo diese mangelt wie bei Rudolf Planta oder den Söhnen König Heinrichs, ist ein unehrenhaftes oder unglückliches Schicksal bestimmt vorauszusehen. Es ist beachtenswert, die Vorliebe des Dichters für wilde und kecke Kinder festzustellen,[2] während die weichmütigen und stillen, deren er doch selber eines gewesen war, ihm offenbar weniger zusagen, ohne deshalb die Sorgfalt der Ausführung vermissen zu lassen. Die freie Erfindung der Kinderschicksale hält die Tendenz von ihnen fern: selbst wo sie bei Julian auf der Hand liegen könnte, wird sie vermieden; die Tatsachen an sich sollen genügen, Nachdenklichkeit zu wecken.

Eine erste Gruppe der Kinderdarstellung bezweckt, rückblickend die Kinderjahre der bedeutendsten Helden in einzelnen charakteristischen Szenen wiederzugeben, die oft als Schlüssel zu spätern Begebenheiten dienen. So ist in G u s t a v A d o l f s P a g e die Kindergeschichte der jungen Gustel Leubelfing zur Begründung ihres unbesonnen ergriffenen Pagendienstes eingestreut: denn als Soldatenkind geboren und aufgewachsen, hat sie das Bewusstsein ihres Geschlechtes gar nicht, bis sie den König zu lieben beginnt. Erst jetzt ist ihr das mit solcher Keckheit getragene Knabengewand nicht mehr angemessen; doch kann sie es, um sich und den König nicht blosszustellen, nicht mehr ablegen.

J ü r g J e n a t s c h enthält die Jugendgeschichten seiner hauptsächlichsten Helden. Neben Jürg und Lucrezia wird Wertmüller als kleiner, schon in den Kinderschuhen herrischer Bursche vorgeführt. Sein

---

[1] Gedichte, S. 47.

[2] Viktor Argenson, Jürg, Wertmüller, Gabriel, Gustel Leubelfing, Lucrezia.

meisterhaft knappes Kinderbild ist wertvoll, weil es die unterste Stufe der einzigen von Meyer entworfenen vollständigen Folge von Lebensaltern bildet. Dem Losungswort des Bübleins entsprechend, General werden zu wollen, entrollt sich im Jürg Jenatsch die Laufbahn des jungen unerschrockenen Locotenenten und später im Schuss von der Kanzel die des alten originellen Generals.

Um Jürgs Wesen schon vor seinem Auftreten als Veltliner Pfarrer zu umreissen und sein Verhältnis zur Familie Planta klarzustellen, werden zwei Episoden aus seiner Kindheit eingeflochten. Die eine zeigt ihn schaukelnd auf dem frei in die Luft ragenden Ende eines Brettes, das er mit Rudolf Planta durch die Dachluke des Riedberger Schlossturmes geschoben hat und auf dessen sicherem Ende im Innern des Turmes der heimtückische Gefährte sitzt. Tollkühnheit und Ehrgefühl haben Jürg zu dem Wagnis verleitet; denn Rudolf traut ihm den nötigen Mut nicht zu, und der kleine Bündner hat einen überscharfen Ehrbegriff. Lucrezia aber ist bezeichnenderweise nicht ängstlich, sondern stolz und glücklich Zeugin des Vorganges. Mit voller Absicht wählt der Dichter das Bild der ungleich besetzten Schaukel, um schon im Knabenspiel die Wesensart der späteren Feinde anzudeuten. Denn all die künftigen Jahre sitzt der feige und hinterlistige Planta im Dunkel mit auf der Schicksalsschaukel des kühnen Bündners und harrt auf den Augenblick, da er ihn meuchlerisch stürzen kann.

Die andere Episode wirft helles Licht auf Lucrezias Verhältnis zu Jürg, das in einer herzlichen Kinderfreundschaft seinen Anfang nimmt. Sie bringt als zehnjährige kleine Ausreisserin dem armen Kameraden ein Körbchen mit heimatlichen Gaben von Rapperswil in die Zürcher Schule. Trotz des Spottgelächters der Kameraden verkennt er das Geschenk des Kindes nicht; aber es ist seinem Ehrgefühl auch unmöglich, Lucrezias Schuldner zu bleiben, weshalb er ihr sein silbernes Becherlein schenkt. Das gleiche Becherlein wird zum Verräter ihrer Liebe, als es Lucrezia am Bernardino aus ihrem Gewand zieht, um mit Jürg, den jetzt das Blut ihres Vaters von ihr trennt, den Abschiedstrunk zu teilen. So knüpft das schmerzliche Erlebnis auf der Passhöhe an die Kinderzeit an und lässt das ungetrübte Glück der Kinder aus der Versunkenheit vergangener Zeiten herüberschimmern.[1]

Damit ist eine zweite Gruppe der Kinderdarstellung berührt, die den Knoten des Schicksals in der Kindheit schürzt und den Austrag auf spätere Jahre verlegt. In der Angst um ihre kranke Mutter verspricht sich Gertrude[2] als zehnjähriges Kind der Jungfrau Maria für

[1] Vergleiche Saitschik, a. a. O. S. 281, der diese Verknüpfung zu gering anschlägt, indem er das Einflechten der Jugendgeschichte als „anhängselmässig" bezeichnet.

[2] In Plautus im Nonnenkloster.

ihr zwanzigstes Jahr und will getreu das Gelübde halten, trotzdem sich ihre weltlich gerichtete Natur dagegen empört. Der auf dem voreiligen Versprechen des Kindes aufgebaute Konflikt löst sich zum Glück zugunsten des prächtigen Mädchens. Als Gegenstück zu Gertrudens Gewissenskämpfen enthält die Sanfte Klosteraufhebung[1] die Entwicklung eines lauen Kindes zur Klosterfrau.

In der Hochzeit des Mönchs leitet die Tat eines Kindes den Beteiligten unbewusst die Katastrophe ein. Der Mönch Astorre steht dem Grafen Canossa an der Hinrichtung bei und wird Zeuge, wie das zarte Mägdlein des Verurteilten, der sich verzweifelt gegen das Sterben wehrt, diesem auf das Blutgerüst folgt und seinen schmalen Hals neben den des Vaters auf den Block legt. Dem Mönche schwinden die Sinne. Drei Jahre später, da er als der letzte seines Stammes die Kutte abwirft und Dianen verlobt wird, genügt der Anblick des herangeblühten Mädchens, ihn die ganze Schaffotszene mit neuer Gewalt wieder durchleben zu lassen, und der durch den Bruch seiner Gelübde ohnedies haltlos Gewordene fasst eine rasende Leidenschaft für Antiope, die ihr gemeinsames Ende herbeiführt. Diese Veranlassung von Astorres Untreue ist Meyers Eigentum, da die Quelle nur von einer vergleichenden Schau der beiden Nebenbuhlerinnen und darauf folgenden Sinnesänderung des Mannes zugunsten der schöneren berichtet.[2]

Gern werden Kinder zum Zwecke eingeführt, die Charaktere der Erwachsenen besser hervortreten zu lassen oder in ihren Härten zu mildern. So ist die herbe Diana den Kindern herzlich zugetan, oder der geblendete Giulio, der von einem Findelkind das Flechten lernt, gewinnt dessen leidenschaftliche Hingabe, was als erstes Zeichen seiner innern Umwandlung in die Aussenwelt dringt.

Thomas Beckets überragende Natur kündigt sich einerseits durch die Zucht an, in der einzig er die ungebärdigen Knaben Heinrichs zu halten vermag, während der König selber als ein untergeordneter Charakter ihren wilden Trieben machtlos gegenübersteht. Dass Becket seine Hand von ihnen zieht, bedeutet für sie die sichere Aussicht auf Bruderzwist und künftiges Unheil. Anderseits rückt die Vaterliebe zu Grace den Kanzler aus seiner staatsmännischen Höhe in ein wärmeres Licht; denn sonst scheint er menschlichen Gefühlen und Anfechtungen unzugänglich. Die Vernichtung der zarten Grace leitet daher am glaubwürdigsten seine Wandlung vom kühlen Denker zum Fanatiker ein.

Ähnlich wie dem verschlossenen Staatsmann gibt Meyer seinem Pescara ein Kind bei, um ihn auch als milden, einfach fühlenden Menschen schildern zu können. Der zarte und ängstliche Page Ippo-

---

[1] Nachgelassene Schriften.

[2] Langmesser, a. a. O. S. 352.

lito ist die anmutigste Kindergestalt Meyers;[1] an Weichheit und Zartheit kommt er Julian gleich.

Dass die Technik des Dichters eigentlich recht kurzatmige Schilderungen verursacht, kommt bei den Kindern deutlich zum Ausdruck. Kaum ist die notdürftigste Neugier über sie gestillt, so müssen sie schon im raschen Lauf der Ereignisse andern Gestalten weichen. An Stelle einer ruhigen Entwicklung treten daher Episoden, die, weil sie immer fesselnd und eigenartig sind, um so mehr das Verlangen nach näherer Beschreibung der kindlichen Veranlagung wecken, die sich auf so eigenwüchsige Weise äussert.[2] Kinder ertragen die Hast der Geschehnisse nicht gut, und dass Meyer ihnen eine ruhige Ausmalung versagen muss, ist eine bedauerliche Folge seines Bedürfnisses nach Straffheit im Aufbau.

Wo die Kürze nicht als Einschränkung empfunden wird, geben die Kinderepisoden hohen Genuss, da sie immer in scharf umrissenen, schönen Bildern eine fein ausgedachte und in gewählter Sprache ausgedrückte Absicht enthüllen.

Bedeutungsreich ist das Bild der kleinen schlafenden Palma novella mit dem ahnungslos ins Händchen gepressten Giftfläschchen, das die Schuld ihrer Mutter zu verraten bestimmt ist, oder der Zug, wie Ippolito den Kanzler Morone für einen bösen Zauberer hält, als dieser sich eben mit allen Mitteln der Überredungskunst zur Versuchung des Feldherrn anschickt. — Die Episode von Gustav Adolfs Kind mit dem verkappten Jesuitenlehrer und dem Rosenkranz ist nicht bloss als Streiflicht auf jesuitische Umtriebe einzuschätzen, sondern öffnet dem Pagen die Augen über sein eigenes verstecktes Spiel. — Im Heiligen liebkost der König ein Sachsenkind und schenkt ihm ein Silberstück, das ihm aber die Mutter entreisst und fortschleudert; so tief ist der Hass der Sachsen gegen den Normannenkönig geworden, seit sie in ihm den Widersacher ihres Primas Becket sehen. — Das Umgekehrte tritt in der ersten Fassung der Richterin ein: ein kleiner Sizilianer möchte stolz die Gabe Friedrichs des Zweiten verschmähen, wenn er nicht durch die Gebärden eines alten, habgierigen Weibes zum Zugreifen ermuntert würde. — So ist jeder scheinbar noch so zufällige Zug bei Meyer mit Bedacht und Meisterschaft hingesetzt und hat seinen bedeutungsvollen Sinn.

Selbst sein Humor, der bei den Kindern ziemlich selten ist, hat etwas Durchdachtes, als ob er sich vor zu grosser Gewöhnlichkeit oder Harmlosigkeit hüten müsste. Er äussert sich in der Art der Schilderung eines Kindes wie des furchtsamen Ippolito, des zappligen

---

[1] Und zwar seine freie Erfindung ohne Vorbild in der Quelle; vgl. Blaser, a. a. O., S. 99.

[2] Wie z. B. bei Lucrezia oder Jürg.

Wertmüller, des kecken Viktor Argenson, oder aber in schlagfertigen und mutwilligen Antworten. Nur liegt hier die Gefahr, dass die Bemerkungen für Kinder zu hoch gegriffen sind, wie es z. B. in der Hochzeit des Mönchs geschieht, wo ein vorwitziger Page Dante selber vorhält, er habe keine Augen für schöne Frauen. An solchen kleinen Entgleisungen ist zu merken, dass die Kinder von einem im Grunde recht kinderfremden Kopfe erdacht sind. Am schlagendsten ist wohl das Beispiel des ältesten Prinzen, der über das Verhältnis König Heinrichs zum Kanzler das Urteil fällt: „Herr Thomas verachtet den Vater. Wie hielte der feine Berberhengst mit dem borstigen Eber Freundschaft?“ Der Armbruster fügt bei: „Ich musste mich über die feine Witterung wundern, welche oft kindliche Unerfahrenheit von den verborgenen Dingen des Gemüthes hat“;[1] das macht eine solche Bemerkung nur dem Inhalt, nicht aber dem ganz unkindlichen Vergleich nach glaubwürdig.

Das Fragment Der letzte Toggenburger enthält Meyers beste humoristische Kinderszene. Der Kaiser zieht, von Kindern umjubelt, in seiner Sänfte im Burghof des Toggenburgers ein, muss sich aber vor dem Aussteigen erst beschuhen lassen, da er seine Schuhe weggeschenkt hat. Ein vornehmer Chorherr kniet nieder und zieht ihm seine feinen Schuhe an. Die Edelknaben aber benützen heimlich die Gelegenheit, dem Knieenden derbe Holzschuhe an die Füsse zu stecken. Über diesen trotz seiner hohen Gegenwart verübten unehrerbietigen Streich lacht der im Herzen jung gebliebene Kaiser aus voller Brust, so dass sich sein Einzug im Zeichen des Frohsinns vollzieht. Diese launig und frisch erzählte Einzugszene reicht an die humoristischen Erfindungen im Schuss von der Kanzel heran.

Meyer hat eine deutliche Vorliebe für Kinder vornehmen Geblüts wie Lucrezia, Julian oder die verschiedenen Pagen. Fehlt die adelige Geburt, so ist ihnen doch ritterliches Wesen eigen, wie es sich am deutlichsten beim armen Predikantensohne Jürg zeigt. Selbst Gabriel ist von dieser in Meyers Gefühl für innere und äussere Schönheit begründeten Veredlung nicht ausgenommen, die aller ernüchternden Ausmalung äusserer Umstände sorgsam aus dem Wege geht. So sieht er in Gabriel nicht den Hirten, sondern nur den gesunden Knaben mit dem gestählten Körper und der begeisterungsfähigen Seele.

In dieser Art des Schauens berührt er sich eng mit seinem „Liebling“ Murillo, dessen „herrliche Bettelbuben“ er in einem Münchnerbrief der Schwester rühmt.[2] Wie der Spanier aus den Lumpen das Typische der Knaben, die frischen, ausdrucksvollen Augen, die gesund zubeissenden Zähne, die geschmeidige Körperkraft und selbst-

---

[1] Der Heilige, S. 111.

[2] Adolf Frey, a. a. O., S. 103.

sichere Haltung überraschend herauszuheben versteht,[1] so lässt sich auch Meyer vom Typischen in Wuchs und Betragen der Knaben fesseln und arbeitet zuerst dieses scharf heraus. Deshalb haben alle den Grundzug knabenhafter Frische, und deshalb begnügt er sich bei der Schilderung ihres Äussern mit Merkmalen, die den Körper mit dem innern Wesen in Einklang bringen. Durch einen „muthwilligen Lockenkopf“ oder durch „schlanke Rücken“ werden Edelknaben gekennzeichnet; von Julians Gestalt wird der „blonde, schmale Knabenkopf“ hervorgehoben. Die Beschreibung Jürgs als „der scheuverwegene Knabe mit den dunkeln, verschwiegenen Augen“ streift bloss noch das Äussere und steigert sich schon zur reinen Charakteristik.

Auch bei Meyer sind wie bei Gotthelf die Knaben gegen die Mädchen im Übergewicht. Lucrezia behandelt er als Kind nur flüchtig. Palma, Antiope und Gustel Leubelfing sind, wenn sein Interesse für sie einsetzt, schon Jungfrauen, und auch Grace kann infolge ihres Schicksals trotz ihres zarten Alters nicht mehr zu den Kindern gerechnet werden. Eine längere Charakteristik wird nur den Knaben zuteil, und da sucht Meyer das Gemeinschaftliche und das Besondere in ihnen darzustellen. Von den bis jetzt unbesprochenen Knaben werden die vier englischen Prinzen in ihren grundverschiedenen Anlagen beim Spiel und beim Streite beobachtet, ähnlich wie in der Dichtung Engelberg das Spiel die vorbestimmten Berufe der vier Söhne Engels erkennen lässt. Unter den Königsknaben ist nur Richard Löwenherz wahr und ritterlich; er wird in grösster Kürze charakterisiert: „Das Spiel seiner Natur war ehrlich wie ein Stoss ins Hifthorn und überquoll wie der Schaum am Gebiss eines jungen Renners. Da blieb kein Widerstand, man musste ihm gut sein: — aber Klugheit war nicht in ihm, nicht eines Pfennigs werth.“[2] Über die andern Söhne, den „Kleidernarr“ Heinrich und den boshaften Hans, den Tierquäler, legt Meyer dem Armbruster Worte in den Mund, die deutlich seine Verachtung unedler Knabennaturen spiegeln.

In Viktor Argenson[3] zeichnet er dagegen sein Knabenideal in der vollkommensten Verkörperung, und zwar bedeutsamerweise als Gegensatz zu dem seiner Jugend verwandten Bilde des stillen Julian. Gottfried Keller schrieb dem Dichter in freudiger Anerkennung: „Diese Geschichte ist wieder ein recht schlankes und feingegliedertes Reh aus Ihren alten Jagdgründen und ich wünsche neuerdings Glück zu der Sprache, mit der sie gesprochen ist. Ein vortrefflicher Kontrast sind die beiden Knaben: Julian, der stirbt, wenn er von schlechter

---

[1] Auf dem Bild der „Würfelspieler“ ist die stehende Randfigur des zerlumpten Knaben links besonders sprechend für Murillos Auffassung. Vgl. Woermann: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, 1911; Band III, Tafel 30.

[2] Der Heilige, S. 60.

[3] Leiden eines Knaben.

Hand geschlagen wird, und der junge Argenson, der „sehr gut“ sagt, wenn er von guter Hand eine Ohrfeige erhält! Und beide sind gleich brav!“[1] Dieser Ausspruch trifft den Kern der Knabencharaktere.

In Julian zerfliesst die Grenze zwischen Kindheit und Jünglingsalter. Ein Kind ist er noch beim Tod der Mutter, wo er sich am Sterbebett so tapfer benimmt. Ungemein fein wirkt die Vorbereitung des Lesers auf seine schwache Begabung. Fagon wird im Theater Zeuge, wie eine junge Frau in der Vorstellung von Molières Eingebildetem Kranken bei der ironischen Lobrede auf den beschränkten Thomas Diafoirus weint. Nun weiss er, dass sie ein unbegabtes Kind hat; es ist Julians Mutter. Solche Feinheiten zieren überall die Novelle: es sei nur an die beiden Moutons erinnert. Nach dem frühen Verlust der Mutter und seinem Eintritt in die Jesuitenschule ist Julian ganz auf sich selber angewiesen. Ein unentwickelter Geist verdunkelt sein reifes Seelenleben, das sich unter den steten Demütigungen der Unbegabtheit gefestigt hat. Innerlich ist der Einklang zwischen dem im Wachstum vorgerückten Körper und der adligen Seele vorhanden; äusserlich zeigt sich ein schreiender Gegensatz zwischen Gestalt und Geist, der den Knaben unter kleinen Mitschülern festhält, bis ihn die schleichende Rache der Jesuiten tötet und er zu spät in seinem wahren Wert erkannt wird.

Mit Recht hat Das Leiden eines Knaben dem Dichter wärmste Zustimmung eingetragen. Die beiden ungleichen Knaben sind seine bedeutendsten Kindergestalten, und Julians liebevoll ausgeführte Charakteristik füllt die durch die Kürze all der andern entstandene Lücke aus. Indem sie beweist, dass Meyer auch in einer weit ausgesponnenen Erzählung und einer sorgsamen Zerlegung eines jugendlichen Charakters Vortreffliches leistet, nimmt diese Novelle unter seinen Werken den höchsten Rang der Kinderdarstellung ein.

Diese lässt sich an Reichtum nicht mit derjenigen seiner Vorgänger vergleichen. Sie füllt auch nur einen bescheidenen Bruchteil seines Schaffens aus; aber die ihr zugewiesenen Aufgaben der rückblickenden Charakteristik erwachsener Helden, der Anknüpfung wichtiger Handlungen an kindliche Erlebnisse und der beziehungsreichen Episoden löst sie in künstlerischer Vollendung.

Meyer schafft seine Kindergestalten nicht unter einer zwingenden Notwendigkeit. Weder treibt ihn die hohe Auffassung über Erziehung und Zukunftswert der Kinder wie Gotthelf, noch das Bedürfnis nach selbstbiographischer Auseinandersetzung wie Keller zum Schreiben. Er gestaltet vielmehr wie der reifere Keller als tendenzloser Meister und vermittelt einen von Problemen freien Genuss an den feinen Geschöpfen seines Geistes.

[1] Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher. Ermatinger, Bd. III, 443.

Schlusswort.

Die Kinderdarstellung macht einen wesentlichen Bestandteil der neueren schweizerischen Literatur aus. Sie ist auf dem Wege der Tendenz hineingelangt, und den Hauptstoff dieser Tendenz bildet die Erziehung des Kindes. Auf ihr beruht das Wohl des Volkes; denn sie bedingt seine Lebensführung, seinen Rückschritt, Stillstand oder Fortschritt. Die ersten Tendenzdichter, Pestalozzi und Gotthelf, gehen vom objektiven Standpunkt des Volksfreundes aus, der gegen die Missbräuche und Unsitten ankämpft, wie sie sich ihm in der Berufsarbeit entgegenstellen; die Tendenz schreibt den Gang ihrer Schöpfungen vor. Keller dagegen steht auf dem subjektiven Boden seiner Kindheitserfahrungen, und die Tendenz wächst aus den Erlebnissen des grünen Heinrich als Ergebnis heraus. Nicht sie bedingt die Ereignisse, sondern sie wird erst von ihnen geweckt.

Die Lösung der Erziehungsfragen ist die eine grosse Aufgabe der Kinderdarstellung, und an ihr arbeiten bis in die Gegenwart die Dichter mit, wobei sie Kellers reiferer Technik Heerfolge leisten und die Tendenz aus dem Verlauf subjektiv erzählter Einzelschicksale hervorgehen lassen.[1]

Gern schöpfen sie auch aus dem eigenen Leben. „Es ist unter den jüngern Schweizern fast Mode geworden, den Fußstapfen Kellers zu folgen und den Roman des eigenen Ich zu schreiben.“[2]

Die erwachte Anteilnahme an der Psychologie des Kindes und die Überzeugung von der Wichtigkeit dieser Seelenvorgänge für das spätere Leben hat die immer häufigere Einleitung der Romane durch die Kindergeschichte der Helden zur Folge.[3] Als Muster dienen die grossen Erziehungsromane Bauernspiegel, Leiden und Freuden, aber vor allem der Grüne Heinrich.

Die zweite Hauptader der Kinderdarstellung ist die rein künstlerische. Ihre Anfänge sind bei Zschokke und in ganz bescheidenem Masse auch bei Usteri zu suchen. Beiden gehört das Verdienst, das Kind als poetischen Vorwurf erkannt zu haben. Gotthelf übt diese Art der Kinderdarstellung auch, soweit ihm die Tendenz dazu Atem

---

[1] z. B. in Huggenbergers Bauern von Steig, Schaffners Frau Stüssy und ihr Sohn, Ilgs Menschlein Mathias.

[2] Jenny und Rossel, a. a. O. II, 307.

[3] z. B. Jakob Schaffner: Die Erlhöferin; Paul Ilg: Der Mooshof; Meinrad Lienert: Das Gesichtlein im Brunnen.

lässt, was leider selten genug geschieht.[1] In ihrem vollen Werte wird sie von Keller erfasst und bis zur Vollendung gepflegt. Bei ihr findet auch der einsame Meyer Anschluss und unter den jüngern Dichtern Spitteler mit den Mädchenfeinden und vor allem Lienert.

Die psychologische Ausarbeitung der Kindercharaktere bewegt sich ebenfalls seit Pestalozzi in aufsteigender Linie. Seine Darstellungsmittel sind von einer so treuherzigen Einfachheit und Schlichtheit, dass die fast durchwegs guten Ergebnisse der Charakteristik eigentlich überraschen. Zschokke ist als Kinderpsycholog unbedeutend, Gotthelf dagegen unbestritten ein Meister. Weil er aber bei der Schilderung einfacher Charaktere in einer wenig einflussreichen Umwelt stehen bleibt, so ist es dem in die Geheimnisse eigenartiger und verworrener Seelenzustände eindringenden Keller möglich, an psychologischer Feinarbeit diesen grössten Vorgänger noch zu überbieten.

Somit steht Keller an der Spitze der Kinderdarsteller des 19. Jahrhunderts, insofern sie anregend und beeinflussend für die jüngern Schweizerdichter in Betracht kommen. Abgesehen davon ein Werturteil zwischen Gotthelf und Keller zu fällen, ist zwecklos, da beide von zu verschiedenen Voraussetzungen ausgehen, ist doch der erste Dichter aus äusserer Not, der zweite aber aus innerer Berufung. Gotthelf formt einen herberen Stoff als Keller und überlässt diesem die künstlerisch fruchtbareren Motive. Ausserdem ist Gotthelf der Bahnbrecher für Keller in dem Sinne, als nach seinen Leistungen ein Zweifel an der Berechtigung ausgedehnter Kinderdarstellungen und an ihrer Eignung für einen künstlerischen Ausbau nicht mehr möglich war: dafür sorgen Gestalten wie Johannesli,[2] Erdbeeri-Mareili und Tellknabe. Gotthelf selber fand noch keine dermassen geebneten Wege vor.

Der grosse Berner und der grosse Zürcher haben mit ihren Kinderdarstellungen ein Gut errungen, das sich die schweizerische Literatur in seinem unerschöpflichen Werte zu erhalten bemüht ist. Es kann sich hier um keine genaue Übersicht der jüngern, dieses Gut weiterpflegenden Dichter handeln. Dafür ist bei der unübersehbaren Fülle des Stoffes ein Urteil zu sehr dem Zufall der Lektüre unterworfen. Immerhin lässt sich einiges in grossen Zügen feststellen.

Erstens hat sich nach Keller und Meyer der Stoffkreis der Kinderdarstellung noch erweitert. Die Kindergeschichte ohne Fortsetzung ins weitere Leben tritt neu hinzu. Sie ist in Käthi die

---

[1] Erdbeeri-Mareili, Tellknabe, einzelne Szenen der Romane und des Sylvestertraumes.

[2] In Käthi die Grossmutter.

Grossmutter vorbereitet, aber noch zu sehr mit den Schicksalen weiterer Personen und mit politischem und anderem Beiwerk vermengt; näher kommt ihr schon das Leiden eines Knaben. Die reine Kindergeschichte eignet sich vor allem für die Novelle und überlässt dem Roman die Auseinandersetzung mit Problemen, die eine ausführliche Darstellung des Kindes und seiner Entwicklung erheischen. Spittelers köstliche Mädchenfeinde vertreten als erstes und glückliches Beispiel diese Gattung der reinen Kindergeschichte. Sie sind Kellers Kindergestaltung darin verwandt, dass sie den freundschaftlichen und neckischen Verkehr zwischen den Geschlechtern in ihren kleinsten Vertretern aufnehmen. Aber da die Charakteristik der Kinder auf keine zukünftigen Schicksale Rücksicht zu nehmen braucht, kann sie mit einer Behaglichkeit der psychologischen Ausmalung durchgeführt werden, die bei den Darstellungen Kellers im Hinblick auf ihre nur einleitenden Eigenschaften unterbleiben musste.

Die Mädchenfeinde sind aus dem Gesichtswinkel der dargestellten Kinder geschrieben. Die Anschauungen, Taten und Abenteuer der gesunden Naturbuben, sowie die Wandlung ihrer stolzen Feindschaft und Verachtung gegen das Mädchengeschlecht in Freundschaft und Bewunderung geben Anlass zu einer humoristischen Charakteristik feinster Art. Nur der Schluss der Erzählung ist etwas gekünstelt und lässt die Schwierigkeit erkennen, solche anmutigen Erfindungen zu einem glücklich abgerundeten Ende zu bringen. Die Handlung ist die denkbar einfachste: Zwei kleine Kadetten und ein Mädchen, die sich vordem nicht gekannt haben, wandern gemeinschaftlich unter vielen Abenteuern aus den Ferien heim und kommen als die besten Freunde am Reiseziel an.

Die gleiche Schlichtheit der Handlung findet sich bei Meinrad Lienert, der nach Spitteler diese Kindergeschichten mit grösstem Erfolg pflegt. Das Schwergewicht wird nicht auf die Ereignisse, sondern auf die seelischen Vorgänge gelegt, denn einem Kinde kann der unscheinbarste Gegenstand,[1] das kleinste Vorkommnis zum glücklichen oder schmerzlichen Erlebnis werden. Die Leiden und Freuden des Kinderlebens und mancher Zug kindlichen Heldentums[2] sind Lienerts unerschöpfliche Vorwürfe für immer neue Kindergeschichten. Seine Sprache sucht durch grösste Lebendigkeit der Quecksilbernatur der kleinen Helden gerecht zu werden.

Mit weniger schillernden Farben aber einer bei allem gesunden Wirklichkeitssinn feinfühligen Zartheit schildert Josef Reinhart in seinem Dialektband Waldvogelzyte, Gschichte vo deheim, meisterhaft die humorvollen und wiederum ergreifenden Erlebnisse eines

---

[1] z. B. ein farbiger Glasscherben im Glück von Edenhall.

[2] z. B. im standhaften Maranneli.

Dorfkindes. Sowohl der kleine, so wahrhafte Held dieser Erzählungen als auch seine Geschwister und Kameraden sind mit greifbarer Deutlichkeit hingestellt, und tief öffnet der Dichter den Blick in ihre lautern Kinderseelen. Der warme Dialekt erhöht gleichfalls den Reiz dieser dörflichen Kindergeschichten.[1]

Ein neuer Stoff wird mit dem Schicksal des ausserehelichen Kindes in die Kinderdarstellung eingeführt. Jakob Schaffner schildert in der Erlhöferin den Lebensweg des natürlichen und des legitimen Sohnes eines Bauern, die der Zufall unter dem gleichen Dach aufwachsen lässt. Das Schicksal der ungleichen Brüder nimmt ein tragisches Ende. Heinrich Federer lässt in Berge und Menschen einen Ingenieur in einem stolzen und verschlossenen Knaben seinen Sohn erkennen, den er leidenschaftlich zu lieben beginnt, nachdem er sich weder um seine Mutter, noch um ihn all die Jahre her bekümmert hat. Nach langem und zähem Kämpfe gelingt es ihm, das Herz des Knaben zu gewinnen und sein Unrecht gut zu machen.

Paul Ilg endlich enthüllt im Menschlein Mathias das elende Pflegekinderdasein eines ausserehelichen Knaben bei der Schwester seiner beruflich tätigen Mutter, bis diese ihn endlich befreit und in die Stadt mitnimmt. Hier lernt er seinen Vater kennen, und es tritt die psychologische Merkwürdigkeit ein, dass er aus erlösender Freude, wie andere Kinder einen Vater zu haben, dem im Grunde abstossenden Menschen seine Liebe zuwendet, und der Mutter, die ihn allein liebt, erhält und kleidet, langsam entgleitet. Das Ende des Vaters, der bei der Rettung des Kleinen ertrinkt, führt Mutter und Sohn in einem ehrenden Andenken an den Toten wieder zusammen. Die drei Erzählungen und ganz besonders die letzte zeugen von einer hochentwickelten Kenntnis und künstlerischen Darstellungskraft des kindlichen Seelenlebens.

[1] Ein weiteres Gebiet der Kinderdarstellung, auf das aber hier nicht näher eingegangen werden kann, bilden die Erzählungen für die Jugend. Braucht an den Aufbau und die Handlung solcher Geschichten kein so strenger Maßstab gelegt zu werden, so müssen sie in der Charakteristik der dargestellten Kinder um so sorgfältiger verfahren; denn die kleinen Leser haben ein klares Urteil und ein sicheres Empfinden für das Wahre und Echte, und wenn sie mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit ein Buch ins Herz schliessen sollen, so müssen ihnen vor allem diese Werte aus den Charakterbildern der kleinen Helden entgegenleuchten.

Diesem Zweig der Kinderdarstellung haben sich nun auch die Frauen zugewandt, und wieder reichen sich Zürich und Bern die Hand. An die tiefen, warm empfundenen Erzählungen der Johanna Spyri, z. B. an das unvergängliche Heidi, an Gritlis Kinder und Einer vom Hause Lesa schliessen sich neuerdings die mit nicht geringerem Jubel aufgenommenen Geschichten von Elisabeth Müller, das Vreneli und das Theresli an. Beide Schriftstellerinnen entwerfen klare und festgeformte Kindergestalten und verbinden auf geschickte, den Kindern unmerkliche Weise erzieherische Absichten mit künstlerischen Darstellungsmitteln.

Bei den neueren Dichtern haben die Knaben wieder unbestritten den Vorrang vor den Mädchen.[1] Einzig Lienert macht eine Ausnahme, weil er seinen poetischen Erfindungen gern das Vorbild der Kellerschen Kinderpärchen zu grunde legt. Der grösste Knabenfreund ist Heinrich Federer; er liebt die kecken, frischen Knaben mit einer so offensichtlichen Bewunderung und leidenschaftlichen Parteinahme, dass von einem Zurücktreten des Dichters hinter das Kunstwerk keine Rede mehr ist. Er ist unermüdlich in der Schilderung ihres Äussern, vor allem der Haare, Augen, Lippen und Zähne und kann sich nicht genugtun in seiner Freude am geraden, ehrlichen und urgesunden Wesen echter Knabenseelen, selbst wenn es verletzend oder grausam ist. In seinem Mätteliseppi sind die Knaben weit mehr Helden der Erzählung als das alte, knorrige Mädchen, das ihr den Namen gibt. Das Lob des Knabentums, wie es in diesen Blättern erklingt, kann ohne Gefahr der Überschwänglichkeit kaum mehr überboten werden. Federer ist wohl gegenwärtig der beste Kenner des Knabencharakters und steht heute an der Spitze der deutschschweizerischen Dichter, welche die Kindergestaltung als Lieblingsthema pflegen.

Mit diesem skizzenhaften Ausblick soll die Untersuchung über das Werden und Wachsen der Kinderdarstellung seit Pestalozzi abgeschlossen werden. Ihr Zweck war, dem Umfang und der Wichtigkeit des Stoffes, der Art und Häufigkeit seiner Verwendung bei den einzelnen Dichtern, seinen Entwicklungsmöglichkeiten und vor allem seiner Verknüpfung mit den ernstesten Lebensfragen nachzugehen.

---

[1] Eine eigenartige, an Schmerzen und Freuden reiche Kinderzeit schildert die eindrucksvolle Knabengeschichte „Güggs“ von Ernst Frey, 1915.

Literatur.

Allgemeine Literatur.

Mörikofer, J. C.: Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1861.

Jenny und *Rossel:* Geschichte der schweizerischen Literatur. Bern, 1910.

Saitschik, R.: Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts (Gotthelf, Keller, Meyer). Frauenfeld, 1894.

Frey, Adolf: Schweizer Dichter, Leipzig 1914. Wissenschaft und Bildung Nr. 126.

J. Baumann, G. J. Kuhn, U. Hegner, J. R. Wyss, der Jüngere, J. M. Usteri: Prosawerke.

Alpenrosen, ein Schweizeralmanach, 1813, 1814, 1817, 1819, 1824, 1828.

Stickelberger, Heinrich: Der Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1910.

Ischer, Rudolf: Johann Rudolf Wyss, der Jüngere. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1912.

Zschokke, Heinrich: Sämtliche Novellen in 12 Bänden. Leipzig, Hesse. — Vögtlin, Adolf: Einleitung.

Das Goldmacherdorf, Die Branntweinpest, Meister Jordan: Erzählungen.

Eine Selbstschau. Teil I: Das Schicksal und der Mensch. Aarau, 1842.

Neumann, W.: Heinrich Zschokke, eine Biographie. Kassel, bei Ernst Balde, 1853.

Wüest, Curt: Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. Eine kritische Biographie. Diss. Chur, 1910.

Pestalozzi-Literatur.

Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk. IV Teile, Trogen, 1831.

Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. I. Brief. Reclams Universalbibliothek.

Pestalozzis sämtliche Werke, herausgegeben von Dr. L. Seyffarth. Liegnitz, 1891.

Band I: einleitende Biographie.

Band III: Bitte an Menschenfreunde. — Drei Briefe an Tscharner. — Bruchstücke aus der Geschichte der niedrigsten Menschheit. — Zuverlässige Nachricht von der Erziehungsanstalt.

Natorp, Paul: Johann Heinr. Pestalozzi. Teil I: Pestalozzis Leben und Wirken: Gresslers Klassiker der Pädagogik, Band XXIII.

Heubaum, A.: Johann Heinrich Pestalozzi. Band III von: Die grossen Erzieher, herausgegeben von Dr. Rudolf Lehmann, Berlin 1910.

Gerlach, Kurt: Die dichterische Ausgestaltung der pädagogischen Ideen in Pestalozzis Lienhard und Gertrud. Berlin 1912.

Geiser, Karl: Pestalozzis Lienhard und Gertrud und die Bestrebungen zur Hebung des Landvolkes. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1914.

Gotthelf-Literatur.

Jeremias Gotthelf: Gesammelte Schriften. Berlin, Springer 1856—1858. 24 Bände (zitiert: Springer I, 1 ff.).

Jeremias Gotthelf: Schriften im Urtext. 10 Bände; Bern, Schmid & Francke, 1898. Volksausgabe (zitiert: Vetter I, 1 ff.).

Jeremias Gotthelf: Ausgewählte Werke in 10 Bänden. Leipzig, Hesse (zitiert: Bartels I, 1 ff.).

Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden. Delphin-Verlag, München 1917 (zitiert: Hunziker I, 1 ff.).

Jeremias Gotthelf: Werke, nach dem Originaltext herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Chaux-de-Fonds, Zahn.

Vetter, Ferd.: Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Ergänzungsband zur Volksausgabe, 15 Lieferungen. Bern, Schmid & Francke.

— Einleitung zu Uli der Knecht. Reclams Universalbibliothek, Leipzig 1886.

— Jeremias Gotthelf, Vortrag. Sonderabdruck aus der „Neuen Zürcher Zeitung". Zürich 1897.

Manuel, C.: Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und seine Schriften. Berlin, Springer, 1857.

Keller, Gottfried: Jeremias Gotthelf. Nachgelassene Schriften, 2. Auflage. Wilhelm Hertz, Berlin 1893.

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelfs Leben und Schaffen. Band I der ausgewählten Werke in 10 Bänden.

Muret, Gabriel: Jérémie Gotthelf, sa vie et ses œuvres. Thèse, imprimerie Voltaire, Paris 1912.

Mayne, Harry: Jeremias Gotthelf, eine Charakteristik. Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Heft 11 und 12. Jahrgang 7. Berlin 1913.

Zum 100. Geburtstag Jeremias Gotthelfs. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft II. Zürich, Speidel, 1897.

Haller, Lilly: Jeremias Gotthelf. Studien zur Erzählungstechnik. Bern, Francke, 1906.

Geiser, Karl: Land und Leute bei Jeremias Gotthelf. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1898.

Tobler, Gustav: Jeremias Gotthelf und die Schule. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1907.

Huch, Ricarda: Jeremias Gotthelfs Weltanschauung. Vortrag. Bern, Francke, 1917.

Joss, G.: Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter und von Burkhalter an Gotthelf. 2 Bände. Bern, K. J. Wyss, 1897 und 1899.

Vetter, Ferd.: Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach. Ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841 bis 1853. Festgabe der Berner Hochschule an die Universität Basel. Basel, Lendorff, 1910.

Briefe von Albert Bitzius an Prof. Dr. E. Fueter. Berner Taschenbuch 1886.

Briefe an Joh. Schneider, an Joh. Rud. Schneider. Neues Berner Taschenbuch 1906.

Die Visitationsberichte des Pfarrers A. Bitzius. Neues Berner Taschenbuch 1906.

Keller-Literatur.

Gottfried Kellers gesammelte Werke. 10 Bände. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1916. 81.—85. Auflage (wird zitiert: Werke I, 1 ff.).

Der Grüne Heinrich. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/1855. Herausgegeben von Emil Ermatinger. 2. und 3. Auflage. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1914.

Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen. 2. Auflage. Hertz, Berlin 1893.

Baechtold, Jakob: Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher. 3 Bände. Berlin, Hertz, 1894.

Ermatinger, Emil: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben. 3 Bände. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1917.

Köster, Albert: Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. 3. Auflage. Teubner, Leipzig 1917.

Vögtlin, Adolf: Gottfried Keller-Anekdoten. Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig. 1914.

Hunziker, Fritz: Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich. Dissertation, Zürich 1911.

Meyer-Literatur.

C. F. Meyers Werke. Leipzig, H. Haessels Verlag.

Frey, Adolf: C. F. Meyer, sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900.

Langmesser, August: C. F. Meyer, sein Leben, seine Werke und sein Nachlass. Berlin 1905.

Meyer, Betsy: C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Berlin 1903.

Stœssl, Otto: C. F. Meyer. Die Literatur: Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, herausgegeben von Georg Brandes, Band 25.

Blaser, Otto: C. F. Meyers Renaissancenovellen. Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. Heft 8. Bern 1905.

Bettelheim, Anton: Louise von François und C. F. Meyer, ein Briefwechsel. Berlin 1905.

Frey, Adolf: C. F. Meyers nachgelassene Prosawerke. Leipzig 1916.



